

Aus dem

Frauenleben.

Zweiter Band.

Aus dem

Frauenleben.

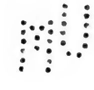
Von

Frau Ottilie Wildermuth.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.



Inhalt.

Seite

Die Lehrjahre der zwei Schwestern.

Z' lützel und z' viel
Verderbt alle Spiel.
Altes Sprüchwort.

1. Im Vaterhaus.

In der Studirstube des Pfarrers zu Altenzimmern war eben Lehrstunde, seine zwei Töchterlein saßen in voller Arbeit mit Rechentafeln am eichenen Tisch. Der Pfarrer ging, wie es schien, in einiger Verzweiflung rasch auf und ab, und blieb endlich vor der ältern der Mädchen stehen, die ihre Tafel vor sich mit verwirrter Miene anblickte, während die andere eifrig und emsig fortrechnete. „Aber ich bitte Dich, Leonore," begann er jetzt mit mühsam errungener Geduld, „verstehst Du noch den Ansatz nicht? siehst Du nicht ein, daß die zwei innern Glieder mit einander multiplizirt werden müssen und mit dem äußern dividirt, um das Resultat zu finden?"

„Sieh, so!" zeigte ihr Sophie, die jüngere, die eben triumphirend das Facit ihrer Rechnung aufschrieb. Leonore blickte auf die Tafel der Schwester ebenso verwirrt als auf ihre eigene, sie hatte keine andere Sehnsucht als aus der Lehrstube fort zu sein, während Sophie, etwas großthuerisch, sich ein neues schweres Exempel vom Papa erbat, den der Eifer der jüngeren Tochter nur um so mehr gegen die Hartlernigkeit der älteren aufbrachte. Er mußte zuletzt darauf verzichten, Leonoren heute noch die Regel-de-tri bei-

zubringen, und ließ sie eine einfache Addition rechnen, die sie endlich herauswürgte.

Nun ging's an's Diktirtschreiben: Sophiens Feder ging wie geflogen, und im Triumphe zeigte sie die korrekte Schrift dem Vater, der wirklich nicht Einen Fehler darin entdeckte; Leonore seufzte beständig: „ich hab's noch nicht, wie schreibt man denn das?" und suchte, so weit es ihr möglich war, über der Schwester Achsel in ihre Schrift zu spähen, die in kindischem Neide sie mit beiden Armen deckte. Aengstlich übergab Leonore endlich ihr mühsames Gekritzel dem Vater, schon gewöhnt an das Ach und Oh, mit dem er ihre Kunstwerke aufnahm. „Aber um Gotteswillen, wie greifst Du's an, so zu schreiben? Wäld statt Welt, und Fader statt Vater! — kein ABC-Schütz würde solche Fehler machen, und bist zwölf Jahre alt!" Ein Strich um den andern kam mit der rothen Dinte, die Schrift sah wie ein wahres Blutbad aus, bis der Vater im höchsten Aerger das ganze Geschreibsel durchstrich und Leonoren vor die Füße warf.

Er faßte sich gewaltsam und begann die Geographiestunde mit den Mädchen, — Sophie wußte über Alles Bescheid, fand alle Städte, nach denen der Vater fragte, auf der Karte, und wußte fast von allen etwas Merkwürdiges zu erzählen; Leonore blickte mit derselben Angst auf die Landkarte, wie zuvor auf ihre Schiefertafel und ihre Diktirschrift, nannte Nürnberg als die Hauptstadt von Oestreich, versetzte den Kaukasus nach Spanien und wurde immer blöder und dummer, je ärgerlicher der Vater, und je triumphirender Sophie wurde. Da ertönte von unten die Stimme der Frau Pfarrerin: „Schick' mir doch eine von den Mädchen, sie sollte mir in der Küche helfen!" Plötzlich erheiterte sich Leonorens Gesicht, und ohne des Vaters Erlaubniß ab-

zuwarten, war sie auf der Treppe, seelenfroh, der gehaßten Stube entrinnen zu können.

Zum Mittagessen kam Sophie erst mit dem Vater, als die Suppe schon auf dem Tische stand; sie hatte vergessen, daß es an ihr gewesen wäre, den Tisch zu decken. Leonorens Armesündermiene hatte sich etwas aufgehellt, als sie Klößchen auftrug, die sie, nach der Mutter Zeugniß, selbst verfertigt hatte; auch der Vater konnte ihr, dem wohlgelungenen Gericht zu Liebe, den spanischen Kaukasus verzeihen. Er repetirte übrigens mit Sophie unter dem Essen französische Konjugationen, die Leonoren der Gipfel des Entsetzens waren, und bemerkte nicht, wie diese der Mutter alle Handreichung bei Tische that, während Sophie, achtlos und gleichgültig darauf, sich bedienen ließ, statt zu dienen.

Es war Nachmittag, der Vater hatte sich in seine Studirstube zurückgezogen und die Mädchen sollten sich jetzt bei der Mutter mit Handarbeit beschäftigen. Nun aber wendete sich das Blatt, der Morgen war Sophiens Glanzzeit, am Nachmittag ging Leonorens Stern auf. Leonore, bereits vom Strickstrumpf zum Nähzeug vorgerückt, saß, gesetzt wie eine alte Person, der Mutter gegenüber, und stichelte emsig und zierlich darauf los. Sophiens Strickzeug sah leider noch so fatal aus, zeigte so viele gefallene und gespaltene Maschen, hatte meist eine solch' schmutziggraue Farbe, daß die Mutter ihr noch keine andere Arbeit gestatten wollte. Sie hatte sich mit ihrem Strickstrumpfe hinter die Mutter gesetzt, und sie wußte wohl warum; denn als einmal Leonore und die Mutter recht im Zuge waren, und sie nicht beachteten, zog sie ein Büchlein aus der Tasche und hub an eifrigst darin zu lesen. Zwar behielt sie auch die Arbeit dabei in der Hand und suchte anfangs Beides zu vereinigen;

bald aber war das Buch viel interessanter als der Strumpf, sie strickte achtlos über gefallene Maschen hinüber, und als es im Buche so gar schön kam, ließ sie zuletzt das Strickzeug ganz in den Schooß sinken.

„Strickst Du auch, Sophie?“ fragte endlich die Mutter, der das lange Schweigen verdächtig wurde.

„Nein, sie liest,“ sagte Leonore, die nach ihr hingesehen.

„Aber, Sophie, ich bitte Dich,“ rief die schwer geärgerte Mutter, indem sie ihr das Buch wegriß, „wie kannst Du das thun? da sieh Dein abscheuliches Strickzeug, das einem sechsjährigen Kinde Schande machen würde, und Du willst noch lesen dazu? denkst Du denn gar nicht, was aus Dir werden soll, wenn Du auch nicht einmal die allernöthigsten Arbeiten verstehst?“

Sophie mußte sich nun der Mutter gegenüber setzen, damit diese sie im Auge hätte, und sie saß da mit trübseligem Gesicht und dachte, welche Langweilerei das sei, während Leonore mit immer heiterer Miene ihre wohlgelungenen Nähte und Säume der Mutter zeigte.

„Du bist recht garstig,“ sagte Sophie zu Leonoren, als die Mutter aus dem Zimmer war, „was brauchtest Du der Mutter zu sagen, daß ich lese?“

„So? meinst Du, ich soll Dir zu Allem helfen, und Du hast mich heut' nicht einmal einsehen lassen beim Diktirtschreiben?“

„Wenn Du,“ begann Sophie, die eben an einer ganz schwierigen Stelle ihres Strumpfes zu sein schien, etwas zögernd, „mir geschwind die Nester da zurecht machen willst, so will ich Dich morgen einsehen lassen, und will Dir auch bei Deiner Rechnungsaufgabe helfen.“ So versöhnten sich die

Schwestern und vereinigten sich zu gegenseitiger Hilfe; das wäre recht hübsch und gut gewesen, wenn sie einander geholfen hätten, ihre Fehler zu verbessern, statt sie zu verbergen, was nur den Schaden vergrößerte.

Der Tag mit seinen Mühen war vorüber. Die Mädchen hatten ihre Freistunde benützt, jede nach eigenem Gefallen, — Sophie hatte sich in die Laube des Hausgärtchens mit einem Buche gesetzt und Leonore spielte mit den Nachbarmädchen Frau Base: sie war die Hausfrau und schulte ihre Mädchen tüchtig herum, wobei sie wirklich schon ganz hübsche Kenntnisse in Hausgeschäften und Küchengarten verrieth.

Nach dem Abendessen waren die Mädchen zu Bette gegangen, und der Pfarrer und seine Frau saßen noch in ruhigem Gespräche beisammen. „Ich versichere Dich, Luise," fuhr er fort, „Sophie macht Dir einen Aufsatz, so gut, daß man ihn drucken könnte, und sogar Verse hat sie schon gemacht, ich habe es neulich entdeckt; es ist wirklich eine Freude mit dem Mädchen."

„Was helfen mich ihre Aufsätze, und ihre Verse, und ihr guter Kopf," begann in etwas klagendem Tone die Frau Pfarrerin, „wenn sie so ungeschickte Hände dabei hat? ich will von der Küche noch nicht sagen, sie ist ja noch jung, obwohl Leonore schon voriges Jahr auf dem Schemel am Herde stand; aber einen ordentlichen Strumpf könnte man von einem elfjährigen Mädchen doch erwarten, und ich versichere Dich, sie kann keinen Tisch vernünftig decken, immer mit den Gedanken in den verwünschten Büchern! erst gestern deckte sie Dir zwei Gabeln, mir zwei Messer und sich drei Löffel, und diesen Morgen warf sie ein Waschbecken, das sie ausleeren sollte, sammt dem Wasser zum Fenster hinaus."

„Wird sich schon noch geben," meinte der Pfarrer, „jetzt ist ja doch eigentlich die Zeit des Lernens für Kinder; da macht mir Leonore viel mehr Sorge mit ihrer grenzenlosen Unwissenheit, mit ihrem Mangel an aller Freude am Lernen, das ersetzt sich später viel, viel schwerer."

„Nun," sagte die Mutter beruhigt, „zur Gelehrten ist eben Leonore nicht bestimmt."

„Handelt sich nicht um Gelehrsamkeit, aber sie weiß ja nicht das Nothdürftigste; wie nur zwei Schwestern so verschieden sein können!"

„Weißt Du," sagte die Pfarrerin nachdenklich, „das kommt wohl neben der natürlichen Begabung auch von der verschiedenen Umgebung der Kinder in den ersten Lebensjahren. Leonore hat die Mutter ja zu sich genommen, wie ich, dem Tode nahe, in den Wochen lag mit Sophie. Den alten Großeltern, die einsam wohnten, war das Kind, das bald liebte, ihnen kleine Dienste zu thun und mit der Großmama im Hause herum zu trippeln, viel zu lieb, als daß sie's mit Ernst zum Lernen angehalten hätten, zu dem es nie besondere Lust zeigte; wenn die guten Eltern nicht gestorben wären, ich glaube, wir hätten das Mädchen nimmer bekommen, und sie hätte nicht buchstabiren gelernt. Die Sophie aber, das weißt Du selbst am besten, wie Du, als ich so lange schwach und leidend blieb, das Kind Tage lang auf Deine Stube nahmst und sie mit Büchern spielen ließest; da muß dem Mädchen der Lerngeist angeflogen sein."

„Das wäre nicht übel," sagte lächelnd der Pfarrer, „wenn das Talent mit dem Bücherstaub in den Menschen eindränge, da thäte man am besten, die Knaben, bei denen doch das Lernen unentbehrlich ist, alle in Bibliotheken aufzuziehen. Wir haben keinen Buben: drum laß mir die

Freude, den Geist der Sophie auszubilden, an dem mancher Knabe froh sein dürfte. Das Stricken und Nähen wird sich schon noch finden; ein gescheidtes Mädchen erkennt später selbst, was da nöthig ist."

„Gott geb's!" sagte die Mutter mit einem Seufzer; ihr schien Leonorens Unwissenheit viel weniger bedenklich, als Sophiens frühe Gelehrsamkeit.

---

2. Das erste Leid.

Nicht lange mehr war's der besorgten Mutter vergönnt, sich mit dem treuen Vater über die Entwicklung ihrer Kinder zu besprechen. In das friedliche Stillleben des Pfarrhauses brach das Leid plötzlich, ungeahnt und darum um so schwerer. Eine Entzündungskrankheit raffte in wenigen Tagen den Vater weg, der seither mit seiner geistigen und körperlichen Kraft der Mutter schirmend und stützend zur Seite gestanden war. Die arme Frau, die seither nur in dem Gatten gelebt, in allen Fällen um Rath und That zu ihm aufgeblickt hatte, brach fast zusammen unter diesem Schlage und konnte sich nicht denken, wie sie jetzt noch das Leben ertragen könne. In die harmlose Seele der Kinder, die seither nur die kleinen Leiden und Freuden des Alltaglebens gekannt, fiel dieser erste tiefe Jammer mit furchtbarer Gewalt: sie glaubten nicht, daß sie je in ihrem Leben wieder froh werden könnten. Die so verschiedenartigen Schwestern waren Eins in dem tiefen Leide. Sophie besonders war trostlos, es war ihr so unendlich viel mit dem Vater gestorben, dessen Liebling sie gewesen, der mit so herzlicher Liebe und Freude die Entwicklung ihres jungen Geistes überwacht hatte;

Leonore fühlte neben der Trauer um seinen Verlust tiefe Bekümmerniß darüber, daß sie so oft ihn betrübt hatte, daß sie so gar nicht nach seinem Sinne gewesen war. Sie gelobte sich, nun dem Todten zu Liebe Alles zu thun, was sie bei dem Leben des Vaters so oft nur mit Widerwillen und aus Zwang gethan hatte, und nach all den Kenntnissen zu streben, auf die er so hohen Werth gelegt hatte. Auch Sophie sprach zu sich in der Stille heilige Gelübde aus; sie ahnte wohl, was die Mutter verloren, und sie wollte ihr nun eine treue, gehorsame Tochter sein, sie wollte ihr Freude machen mit all den häuslichen Uebungen und Handfertigkeiten, die sie seither so vernachlässigt hatte. — Eine schöne Sache um diese jugendlichen Vorsätze: es sind Funken, die zur Lebensleuchte werden können, wenn man sie nährt aus der Quelle des ewigen Lichts, in herzlichem, demüthigem Gebet; aber sie sind ein Strohfeuer, das aufflackert und bald zusammensinkt, wenn man glaubt, aus eigener Macht sie zur Flamme anfachen zu können.

Bald nach der Beerdigung des Pfarrers, der seiner Heerde ein so treuer Hirte gewesen, als den Seinigen ein guter Vater, versammelten sich auf die Bitte der Wittwe ihre nächsten Angehörigen, um mit ihr zu berathen, was für ihre und der Kinder Zukunft am besten sei. Es kam Stadtpfarrer Winter, ein älterer Bruder des seligen Pfarrers, der alte Amtmann Maier, ein Onkel der Pfarrerin, und ihr einziger Bruder, der Professor an einem Gymnasium war. Herr Maier war der Begütertste von den Dreien, war zugleich Vormund der Mädchen, die beiden Andern aber besaßen mehr guten Willen als Mittel, der Wittwe ihre Zukunft zu erleichtern; Beide hatten selbst eine zahlreiche Familie.

Zunächst war von wirklichem Mangel auch nicht die Rede; das kleine Vermögen der Pfarrfrau nebst ihrer Pension konnte für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichen, besonders wenn sie, wie es ihr sehnlichster Wunsch war, auf dem Dorfe bleiben durfte, wo ihr Mann im Segen gewirkt und auch sie bis jetzt viel Liebe und Theilnahme erfahren hatte. Hauptsächlich war nun zu erwägen, wie am besten für die Ausbildung und die Zukunft der Mädchen gesorgt werde. Die Mutter theilte den Verwandten die Eigenthümlichkeit der beiden Kinder mit, und die großen Mängel, die sich noch bei jedem von ihnen fänden: Sophiens Nachlässigkeit, ihre Trägheit und ihr Ungeschick in allen Handarbeiten und häuslichen Geschäften und Leonorens Unwissenheit, wobei sie freilich als zärtliche Mutter nicht versäumte, auch ihrer Vorzüge zu erwähnen.

In den Kummertagen, wo sich die Mutter so einsam gefühlt, waren die Kinder die einzigen Vertrauten ihrer Sorgen und Pläne gewesen; so glaubten sie auch jetzt Sitz und Stimme in dem Familienrathe zu haben, zumal da sich's um ihre Zukunft handelte. Sophie bat dringend, man möge ihr doch gestatten, zu lernen und zu lesen, Handarbeiten und das Alles könne sie noch lange lernen und wolle gewiß später Alles thun; von den Gründen des seligen Vaters hatte sie gerade so viel aufgeschnappt, als für ihre Wünsche bequem war; ebenso bat Leonore mit Thränen, sie doch mit dem unnöthigen Lernen zu verschonen, die Mutter habe ja auch nicht Französisch und Geographie gelernt und sei doch eine rechte Frau u. s. w., daß sie aber nicht dabei ordentlich lesen und schreiben könne, das sagte mein Lorchen so wenig, als Sophie bekannte, daß sie keinen Strumpf zu stricken im Stande sei.

„Du hast recht, Mädel!“ rief der Amtmann, „die gefällt mir, Frau Schwägerin, und wenn sie nimmer weiß, wohin, so gibt's in meinem Hause schon noch ein Plätzchen für sie; aus der wird etwas! wer hat denn zu unsrer Mütter und Großmütter Zeiten von dem gelehrten Zeug gewußt, das wirklich die Mädchen unbrauchbar macht . . . .“

„Die Zeiten unsrer Väter und Großmütter waren andere als die unsrigen,“ meinte der Stadtpfarrer mit seinem ruhigen Lächeln, „mehr Mädchen als in früherer Zeit kommen in die Lage, auf eigenen Füßen stehen zu müssen; darum ist es nöthig, keine Fähigkeit auch bei ihnen unausgebildet zu lassen.“

„Nicht wahr, Onkel,“ rief die kleine Sophie mit Thränen, „und so ist's gewiß für mich das Beste.“

„Es muthet Dir Niemand zu, Kind, schon zu wissen, was für Dich das Beste ist,“ sagte mit etwas ernstem Tone der Stadtpfarrer, der es nicht liebte, daß sich die Kinder in den Familienrath mischten, „Einsicht in die Verhältnisse ist von Kindern noch nicht zu erwarten, aber sie haben ein köstliches Ersatzmittel dafür: den Gehorsam. Selbst wir Alten können schwer beurtheilen, was für Euch das Klügste ist, was aber das Rechte ist, das läßt sich mit Gottes Hilfe finden, und recht ist vor Allem, daß ihr der Mutter gehorcht, so gut wie den Wünschen des seligen Vaters.“

„Es kommt mir überflüssig vor, darüber zu streiten, ob es besser sei, den Mädchen mehr eine häusliche, oder eine wissenschaftliche Bildung zu geben,“ fiel etwas ungeduldig der junge Professor ein, „wir haben hier nur den Winken der Natur zu folgen, jede Erziehung wird verkehrt, die der angebornen Richtung der Kinder widerstrebt; darum lassen wir jede der Mädchen nach ihrer Eigenthümlichkeit

gewähren und legen keiner ein Joch auf, das ihrer Natur Zwang anthut."

„Es gibt ein Gesetz, das über dem der Natur steht, Herr Schwager," fiel der Stadtpfarrer ein, „wir wollen Lorchen nicht zur Gelehrten zwingen und Sophie nicht zum Hauskäferlein; aber jenes höhere Gesetz verlangt für's erste, daß wir kein Pfund vergraben, es sei so klein es will, darum soll Leonore wenigstens das Nöthige lernen, zu dem auch sie die Gaben empfangen hat, und Sophie soll bedenken, daß wir das Unsrige schaffen sollen mit unsern eigenen Händen, und daß ihr Geschlecht vor Allem und neben allen Kenntnissen zur treuen Gehülfin des Hauses berufen ist."

Wir wollen den Streit der Herren, der noch gar lange dauerte, nicht wiedergeben. Das Ende der Berathung war, daß Frau Winter im Dorf bleiben und Leonore bis zur Konfirmation bei sich behalten solle, wo sie neben weiblichen Geschäften den Unterricht der Dorfschule fleißig benützen könne. Sophie wollte man in ein Töchterinstitut der Hauptstadt bringen, wo sie außer dem wissenschaftlichen Unterricht auch die beste Gelegenheit habe, sich in Handarbeiten zu üben. Nach der Konfirmation erbot sich der Amtmann, Leonore in sein Haus zu nehmen, wo sie reichlich Gelegenheit hätte, ihre häusliche Fertigkeit zu üben; Sophie sollte dann bei der Mutter oder beim Onkel Stadtpfarrer wenigstens das Nöthigste der Haushaltung lernen. Dem Onkel Professor machten seine sieben eigenen, ungezogenen Kinder, die er alle nach ihrer Eigenthümlichkeit erziehen wollte, den Kopf warm genug; er konnte nicht noch eine weitere Eigenthümlichkeit über sich nehmen, aber er versprach, einen Beitrag zu dem Pensionat für Sophie zu geben.

Die drei Onkel reisten ab, Leonore hatte großes Zu=

trauen zum Großonkel Maier, Sophien gefiel besonders der Onkel Professor, der Onkel Stadtpfarrer hatte keiner von Beiden sehr gefallen; was der Eine von der Eigenthümlichkeit gesagt, war viel angenehmer, als das vom Gehorsam. Die Zeit wird lehren, welcher von Beiden recht hatte.

---

3. Gegenseitiger Unterricht.

Ein Vierteljahr war der Wittwe vergönnt, noch im Pfarrhause zu bleiben, und so lange behielt sie beide Mädchen bei sich. Es war dies eine stille, traurige, aber doch eine gute, friedliche Zeit für die Mädchen; sie gaben sich Mühe, der Mutter Freude zu machen, und lebten im Gefühle der nahen Trennung einträchtig zusammen. Nur mit dem Arbeiten und Lernen wollte es nicht recht gehen. Leonore hatte große Scheu vor der Dorfschule und wollte sich lieber noch dazu entschließen, einstweilen von der jüngern Schwester zu lernen, die sich dadurch sehr wichtig fühlte. Die Lektionen sollten in des Vaters Zimmer gegeben werden, da der Mutter Ruhe und Stille so noth that, und Leonore auch nicht liebte, daß Jemand sie als die Schülerin der Jüngern sehe. Die Vorbereitungen zu den Lehrstunden wurden stets mit großer Feierlichkeit gemacht. Leonore hatte alles Nöthige bei der Hand; Sophie dagegen mußte ihr Buch und was sie sonst brauchte, meistens erst lange zusammensuchen, bis es später Leonore in Verwahrung nahm. Nun fing man an: Sophie diktirte ein Rechenexempel aus des Vaters Buche; „das ist nur zum Addiren, das mußt Du können!“

Leonore rechnete mit vieler Mühe die erste Reihe zu-

sammen und schrieb 47 darunter. „Du darfst blos 7 schreiben,“ sagte Sophie, „die 4 mußt Du behalten.“ — „Warum behalten? das hilft mich nichts!“ — „Weil es Zehner sind, mußt Du die 4 zu den Zehnern rechnen!“ schrie Sophie, bereits ungeduldig. — „Was, Zehner?“ rief Leonore weinerlich; „47 ist herausgekommen!“ — „Siehst Du, so!“ rief die ungeduldige Sophie, und rechnete ihr das ganze Exempel ohne weitere Erklärung vor. „Begreifst Du's jetzt?“ — „Ja,“ sagte Leonore, die es keineswegs begriffen, und schrieb mit allerlei krummen und mißgestalteten Zahlen das ganze Exempel ab, während Sophie für sich eine schwerere Aufgabe löste, oder auch ein Lesebuch erhascht hatte, in das sie sich so vertiefte, daß sie ganz vergaß, nach der Schwester zu sehen. Diese, nachdem sie ihre Zahlen, die eben so wohl chaldäisch hätten sein können, hingekritzelt, fand das müßige Dasitzen langweilig und zog ihr Strickzeug hervor, und in dieser Weise endeten meistens die schwesterlichen Lektionen. Nicht viel besser ging's mit den Handarbeiten, bei denen jetzt Leonore die Lehrerin vorstellen sollte, da die Mutter meist noch zu matt und angegriffen war, um viel darnach zu sehen. Anfangs ging es recht hübsch: „wir wollen in die Wette stricken, Sophie!“ schlug Leonore vor, die sich beim Arbeiten immer wieder aus dem Stand der Demüthigung erhob, in den sie das Lernen versetzt hatte. — „Ist recht,“ sagte Sophie, „wir wollen Nadeln zählen.“ Da ging's aber: eins, zwei, drei bei Lorchen, bis Sophie eine einzige Nadel hinuntergeknoppert hatte. „Du zählst nicht ehrlich!“ klagte Sophie, oder: „halt, es gilt nicht, mir ist eine Masche gefallen!“ Dann wieder: „wart', ich muß die Hände waschen, sie sind so heiß!“

Zuletzt überließ Leonore die Schwester ihrem Schicksal,

strickte auf eigene Hand weiter und betrachtete wohlgefällig die langen, schneeweißen Stücke, die dem Strumpfe anwuchsen, während Sophiens Strickzeug nur kurze Absätze von Braun in Grau schattirt zeigte. Wenn sich die Mutter wieder der Sache annahm, so wurde sie durch Sophiens Ungeschick so betrübt, daß dann Leonore heimlich nachhalf, nur um die Mutter zufrieden zu stellen.

So suchte sich Jede, so gut sie konnte, dem Theil ihrer Pflicht zu entziehen, der ihr unbequem war; und all die Steinchen, die wir aus Bequemlichkeit geschwind aus unsrem Wege werfen, wachsen doch so leicht zu einem Steinhaufen, der später erst recht unbequem auf unsrem Lebensweg liegen kann! —

Nun kam eine unruhige, und eine kummervolle Zeit, bis die Mutter sich angeschickt hatte, das liebe Haus zu verlassen, in dem sie so manches glückliche, friedvolle Jahr verlebt. Mit lautem Weinen sah Sophie die Bücher des Vaters fortführen, die sie am allermeisten an sein Wesen und Wirken erinnerten; mit Thränen trennte sich Leonore von jedem Stückchen Hausgeräth, das die Mutter nicht in ihr kleines Wittwenhäuschen mitnehmen konnte. Und als an einem stillen Abend die Wittwe mit den zwei Kindern aus der Pfarrwohnung trat, die Pforte des Hauses hinter sich zuschloß und noch einmal auf die Bank vor der Thüre sank, auf der sie manch' traulichen Abend mit ihrem Gatten gesessen war, da sammelten sich laut weinend die guten Nachbarinnen um sie, und ein langer, trauriger Zug geleitete sie in die kleine Wohnung, wo sie ihre Tage beschließen sollte.

---

4. Das Institutsleben.

Sophie war in die Pension eingetreten. Der Abschied von Mutter und Schwester war ihr sehr schwer gefallen, auch hatte sie sich in den ersten Wochen noch recht allein gefühlt. Sie kam sich so ungeschickt und unbeholfen vor unter den zierlichen, gewandten jungen Fräulein hier; ihre Spiele und Erholungen, ihre Scherze und ihre Gespräche waren so verschieden von Allem, was sie indeß gewöhnt war, — und dann das Begaffen und Bekritteln, die lauten und leisen Bemerkungen, denen eine Neuankommende ausgesetzt ist, — eine Unsitte und Unzartheit, der sich, zur Schande sei es gesagt, am meisten junge Mädchen schuldig machen, statt als Kinder schon in herzlicher Freundlichkeit gegen Fremde das Engelamt zu üben, zu dem unser Geschlecht vor Allem berufen ist; — dieß Alles machte ihr in den ersten Tagen schmerzliches Heimweh. Das aber verlor sich bald, und es gefiel ihr in Kurzem ungemein in der neuen Umgebung.

Daheim war von Seiten der Mutter das Lernen als eine Art von Luxus angesehen und nur eben geduldet worden; hier war es Pflicht und Hauptaufgabe. Freilich waren ihr manche Fächer noch fremd, die veraltete französische Aussprache vom Papa her wurde etwas belächelt, aber zu ihrem natürlichen Lerneifer gesellte sich nun noch ein glühender Ehrgeiz, und bald fühlte sie sich den Andern gleich und hörte sich mit geheimem Vergnügen das talentvolle Mädchen nennen. Wunderbar leicht fand sie sich in die feinere Sitte, die reinere Aussprache, und sie setzte etwas darein, daß Niemand in ihr das Pfarrtöchterlein vom Lande erkennen sollte.

Nachmittags waren einige Stunden der Uebung in

weiblichen Handarbeiten bestimmt. Diese wurden von einer französischen Demoiselle geleitet, die vor Allem darauf achtete, daß richtig und viel französisch parlirt wurde; sah sie im Uebrigen die Mädchen nur mit der Arbeit in der Hand, so war sie nicht gerade aufmerksam darauf, ob und wie jede Einzelne arbeite. Gestrickt wurde in Sophiens Klasse nicht mehr, da man annahm, daß Jede im zwölften Jahre diese erste und einfache Arbeit gehörig verstehe. Man überließ die Bestimmung, was die Mädchen arbeiten sollten, gewöhnlich den Eltern. Sophie besann sich nun nicht eben, was sie noch zu lernen hatte, sondern darauf, wie sie ihre Unkenntniß am besten verbergen könne. Nun fehlt es in unsern Tagen nicht an schönen Handarbeiten, die zwar oft sehr unschön ausfallen, aber doch einen recht anständigen Vorwand zum Nichtsthun geben. So begann sie denn eine Theeserviette zu häkeln, eine Arbeit, an der sich die Fortschritte nicht so recht beurtheilen ließen, hie und da machte ihr eine mitleidige Freundin ein paar Reihen daran, im Uebrigen sagte sie ihre französischen Fabeln vortrefflich auf, und Mademoiselle Duprés fragte nicht, wie langsam die Serviette vorrücke. Als freilich die Arbeiten vor der Prüfung vorgelegt werden sollten, kam auch die mißgestaltete Serviette zu Tag, und Sophie wurde stark getadelt, — da sie aber bei der öffentlichen Prüfung die Vorsteherin entschuldigend sagen hörte: „Das Mädchen ist vom Lande und in Arbeiten etwas vernachlässigt, sonst aber eine der talentvollsten Zöglinge," tröstete sie sich wieder; sie wurde belobt und belohnt, kehrte, mit einem Preise gekrönt, zum Ferienaufenthalte nach Hause zurück und nahm sich vor, das nächstemal Drahtkörbchen mit bunter Wolle zu flechten, eine hübsche, unnöthige und mühelose Arbeit.

Heim, in die Ferien! für wen ist das nicht ein goldnes Wort! Es war es auch für Sophie, so leicht sie sich in den Ton der Residenzpension gefunden hatte, der Zauber der Heimath übt seine Macht über jedes Herz, und als sie wieder auf der Höhe stand und hinab sah auf das alte, traute Dörfchen, in Obstgärten gebettet, da schwanden alle Schatten, die ihr je das Elternhaus getrübt, und mit Jubel eilte sie der Mutter und Leonoren in die Arme, die ihr entgegen gegangen waren.

---

5. Das Leben im Wittwenhause.

Die Mutter und Leonore hatten indeß gar still zusammengelebt. Nachdem sie in ihrem Häuschen eingerichtet waren, sollte Leonore mit dem Schulbesuche beginnen. Dem alten Schulmeister, den es früher etwas gekränkt hatte, daß der Herr Pfarrer seine Kinder selbst unterrichtete, schmeichelte es nun, daß man ihm doch eins der Pfarrtöchterlein anvertraute, und er empfing das „Jungfer Lenorle" mit großer Höflichkeit, räumte ihr auch vorweg den ersten Platz ein, da es sich von selbst verstand, daß Jungfer Lenorle Alles am besten können müsse. Das war aber leider nicht so. Das Leonorle stotterte beim Lesen, machte beim Schönschreiben Krakelfüße, wie kaum die siebenjährigen Kinder; beim Rechtschreiben wimmelte es bei ihr von Fehlern, und beim Rechnen saß sie noch verdutzt vor ihrem Exempel, wenn die Andern lange damit fertig waren. „Ei, ei, ei, Jungfer Lenorle!" sagt einmal über das andere der höfliche Schulmeister, „was haben aber der Herr Papa selig gedacht, daß Sie Ihne nicht besser unterrichtet haben," und die Dorfkinder steckten die Köpfe zusam-

men, kicherten und lachten, daß die Pfarrjungfer eine „Nixkönnerin“ sei.

Das gute Lorchen wäre nun nicht zu dumm gewesen, diesen demüthigenden Mängeln noch nachzuhelfen, aber es war zu faul. Statt an die Lehre des Onkel Dekans zu denken, von Treue und Gehorsam, dachte sie lieber an die des Professors von den Eigenthümlichkeiten, und suchte der Schule los zu werden.

„Mama, ich kann wirklich in der Schule nicht recht mitlernen,“ versicherte sie, „der Schulmeister unterrichtet eben wieder ganz anders als der Papa selig, und ich kann mich doch nicht von den Schulkindern auslachen lassen.“ — „Nein, das darfst Du nicht!“ sagte die Mutter mit der gewöhnlichen Wittwenempfindlichkeit, „ich weiß wohl, gegen Wittfrauenkinder nimmt man sich Alles heraus. Aber was thun?“ seufzte sie, „das Gelerne muß eben einmal sein, bis zur Konfirmation wenigstens.“ — „Du könntest mir ja von Herrn Fingerle Privatstunden geben lassen,“ schlug Lorchen als bequemeren Ausweg vor.

Herr Fingerle war ein sehr bescheidener, junger Unterlehrer, der sich gern dazu verstand, gegen ein monatliches Honorar von zwei Gulden dem Pfarrtöchterlein täglich eine Stunde zu geben; er sagte ihr unermüdet die Sätze vor, die sie fehlerhaft las, korrigirte ihre Hefte, die eine ganze Feuerleiter von Fehlerstrichen zeigten, verbesserte ihre Krakelfüße, rechnete die Exempel richtig nach, die sie falsch gemacht hatte, und sah daneben fleißig auf die Uhr, bis zu großer Erleichterung des Lehrers und der Schülerin die Stunde ausschlug; so blieb denn Lorchen so unwissend als zuvor.

Dagegen war sie ein fleißiges, brauchbares Töchterchen

daheim, und das versöhnte die Mutter wieder mit ihren Mängeln. Sie litt nicht, daß die Mutter eine Magd nahm, sie selbst kehrte und putzte, spülte und kochte, ihre Strümpfe waren schneeweiß und tadellos, ihre Hemden hübsch genäht, und bald spann sie einen feinen Faden, wie die beste Spinnerin. Das Gärtchen hinter dem kleinen Hause gedieh unter ihrer Pflege; besonders als die Konfirmation sie vollends von der lästigen Unterrichtsstunde befreite, widmete sie sich ganz und gar den häuslichen Geschäften. Die Bauernweiber, welche die Frau Pfarrerin besuchten, sagten ihr viel Schmeichelhaftes über die geschickte Jungfer, „die ja Fuchs und Has'" *) sei, die werde besser zu brauchen sein als die Andere mit ihrer Wissenschaft, und die Mutter hörte das sehr gern. Der Pfarrer, dem Leonorens Unwissenheit im Konfirmandenunterricht aufgefallen war, hatte sich erlaubt, der Mutter eine Vorstellung deßhalb zu machen; diese aber hatte es dem jungen Manne sehr übel genommen und pflegte seither wenig Umgang mehr mit dem Pfarrhause.

„Der Professor mit seiner Eigenthümlichkeit hat am Ende doch nicht Unrecht," dachte die Mutter, als sie Leonoren so emsig und zufrieden im Hause schalten sah, seitdem sie Bücher und Federn hatte zur Ruhe legen dürfen. Sie führten wirklich ein recht stilles, ungestörtes Leben zusammen. Lorchens Fleiß überhob die Mutter jeder beschwerlichen Arbeit, und sie war in allen Geschäften, die ihr noch neu waren, eine gelehrige Schülerin. Die Mutter konnte schon frühe Morgens ruhig an der Kunkel sitzen, der einzigen Arbeit, die ihre schwachen Augen verstatteten, während Leonore das Haus reinigte, die Hühner fütterte, das Gärtchen

*) Ein Volksausdruck für große Gewandtheit und Flinkheit.

und die einfache Mahlzeit besorgte; dann setzte sie sich selbst auch an's Geschäft, und die Mutter freute sich ihrer flinken, geschickten Hand. Bei all' dem aber fühlte die Wittwe mehr und mehr eine Oede und Leere, ein recht schmerzliches Heimweh in ihrer Zurückgezogenheit. Sie hatte immer gern daheim und still für sich gelebt, auch war sie eine Frau von einfacher Bildung; aber doch hatte sie stets ihren Sinn offen erhalten für alles Gute und Schöne, das ihr Mann aus dem Schatze seines Lebens und Wissens mitgetheilt hatte.

An seiner Seite waren ihr die langen Winterabende nie lang geworden. Bald hatte er ihr etwas Anziehendes vorgelesen, oder Ereignisse aus seinem Amt und Leben mit ihr besprochen; auch war er stets willig, in ihre Fragen über die Geheimnisse des Gottesworts einzugehen, und so fiel in ihr Alltagstreiben immer wieder ein Funke aus einem höhern Leben.

Nun saß sie mit Lorchen den langen, langen Abend allein; man hörte oft geraume Zeit keinen Ton, als das Schnurren der Räder, die Stille wurde der Pfarrerin drückend, und sie war nicht gewöhnt, selbst die Unterhaltung anzuregen. Endlich machte sie wohl einen Versuch und hub an: „Weißt Du noch, Leonore, wie uns an einem solchen Abende der Vater von der Besteigung des hohen Bergs erzählte; fällt Dir der Name nimmer ein? weißt Du, wo die Wege am Ende auf lauter Eis und Schnee gingen?“

„Weiß nimmer,“ sagte Lorchen gleichgültig, „aber denk', jetzt ist's Werners Brunnen auch gefroren, man wird heut' Nacht die Eier in die Stube stellen müssen.“

Wollte dann Leonore noch etwas zur Abendunterhaltnng beitragen, so wußte sie etwa noch, daß der neue Flachs mehr Garn gebe als der vorjährige, und daß Schäfers Kuh ein Kalb habe.

Zur bloßen Hausmaschine war Leonore nicht stumpf genug, was sie von Erheiterung und Zerstreuung bedurfte, suchte sie in der Unterhaltung mit Nachbarweibern, und sie war stets auf dem Laufenden mit allen Dorfneuigkeiten; — auf dem Lande wie in der Stadt liegt etwas Verflachendes und Austrocknendes in dem Tagesgeschwätz, wenn sich die Seele nicht tiefere und edlere Quellen daneben offen hält.

Die Mutter hatte sich so oft bei Leonorens Unwissenheit damit getröstet, daß ein frommes Herz ja doch besser sei als alles Wissen, aber sie hatte nicht bedacht, die gute Mutter, daß die einfachsten Elemente des Lernens auch die Schlüssel zu den höchsten geistigen Gütern sind. Jetzt ahnte sie das freilich, wenn sie sich von Leonore wollte die Bibel vorlesen lassen und bei dem mühseligen, ausdruckslosen Gelese zu keinem Eindruck des herrlichen Inhalts kommen konnte, wenn sie sah, daß Leonore, der das Memoriren stets so zuwider gewesen war, nicht einmal die schönen Sprüche und Lieder auswendig wußte, die so manchem alten Mütterchen bis zum Grab eine tröstliche Mitgabe aus der Schulzeit bleiben.

Es war der Mutter eine liebe Gewohnheit gewesen, mit ihrem Mann am Mittagsmahl oder Abends seine Predigt zu besprechen, über den Eindruck, den sie wohl auf Diesen oder Jenen gemacht, und über das, was ihr etwa nicht ganz klar geworden war, auch mit Lorchen hätte sie gern in ihrer Weise diese Sitte fortgesetzt.

„Meinst Du nicht," fragte sie einmal, „der neue Pfarrer predige doch nicht so eindringlich, wie der selige Vater?"

„Das weiß ich nicht," sagte Leonore, „ich meine, er schreie lauter."

„Erzähle mir auch von der Predigt!" bat die Mutter

ein andermal, als sie nicht hatte zur Kirche gehen können, „ich bin begierig, wie der die Hochzeit von Kana ausgelegt hat; das war allemal des Vaters schönste Predigt."

„Ja, das kann ich nicht so sagen. Das Evangelium war das nämliche; dann kam Reuters Anna vor mich zu stehen, die trägt jetzt auch keine Haube mehr, und die Schulzin kam heut' mit ihrer Schwiegertochter in die Kirche, — sie müssen wieder gut zusammen sein." So sah die Mutter mit Seufzen, wie weit die Folgen der Unwissenheit gingen; aber wie alle schwachen Eltern beruhigte sie sich mit dem leidigen Troste, das Leben werde sie vielleicht noch ziehen!

In die Langeweile, die so, trotz des Fleißes, das Wittwenstübchen manchmal heimsuchte, kamen Sophiens Ferienbesuche höchst erwünscht. Sie war so lebhaft, so heiter, wußte so viel zu erzählen, konnte Abends der Mutter vorlesen, — es gewann Alles ein anderes Ansehen. Leonore freilich war nicht so recht befriedigt. Sophie sah die Proben ihres Fleißes, die Strümpfe, die Hemden, das feine Garn ziemlich vornehm an; sie selbst brachte als Beweis ihrer Kunst ein Drahtkörbchen, mit Bändern eingeflochten, ziemlich hübsch, nur zu gar nichts zu gebrauchen. Doch blieben die Schwestern im Ganzen gut Freund: Sophie hatte sehr nöthig, Leonoren gute Worte zu geben, damit ihr diese ihre zerrissenen Strümpfe und Kleider wieder in Stand setze.

Ein paar Tage ging es so auf's Beste; dann fing Sophien das Stillleben zu entleiden an. Sie betrachtete sich daheim als eine Art Prinzeßlein, das sich bedienen ließ und dazu die Hände in den Schooß legte. So wurde ihr natürlich bald die Zeit lang. Sie holte ihre Bücher und

Hefte hervor und vertiefte sich darein, daß sie es oft überhörte, wenn die Mutter mit ihr sprechen wollte; nur Abends widmete sie sich ihr noch, las vor und erzählte, und das schon war eine Erquickung für die vereinsamte Frau.

Leonore brachte gutwillig Sophiens Wäsche und Kleider in Ordnung und kochte ihre Leibgerichte, aber sie fühlte tief das vornehme, herabsehende Wesen, mit dem die kenntnißreichere Schwester sie behandelte. Noch bitterer kränkte sie, daß die Mutter so auflebte in Sophiens Gesellschaft: sie kam sich wie eine verkannte, mißhandelte Aschenbrödel vor, und bedachte nicht, wie sehr es ihre eigene Schuld war, daß sie außer der äußern Hülfe der Mutter so wenig bieten konnte. Sophie, so vornehm sie that, sah doch die häuslichen Fertigkeiten der Schwester mit einem gewissen Neide; aber sie verbarg sich das selbst und machte sich weiß, dergleichen sei doch nur für beschränkte Naturen gut. So trat jedesmal bei längerem Zusammensein eine allmälige Entfremdung zwischen den Schwestern ein, die erst beim Abschiede wieder aufrichtigem Bedauern wich.

Der Mutter selbst war ihre gelehrte Tochter etwas entwachsen, und schwerer als ihr Mangel an weiblichem Fleiße fiel ihr die große Selbstgenügsamkeit auf's Herz, die aus Sophiens ganzem Wesen sprach; diese konnte eben keinen Augenblick vergessen, was für ein geschicktes, talentvolles Mädchen sie sei! „Liebes Kind," bat die Mutter oft mit Thränen beim Abschiede, „habe Gott vor Augen und im Herzen, vergiß nicht, daß Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen, und daß Gott den Demüthigen Gnade gibt." Das Alles wußte Sophie schon lange, gab sie doch die richtigsten Antworten in der Religionsstunde und machte die besten Aufsätze! — ob sie auch im Herzen trage, was sie so fer-

tig auf den Lippen hatte? darum bekümmerte sich Niemand, als ihre Mutter.

---

6. Noch ein Sterbebett.

Die drei Onkel hatten indeß die Schwestern nicht ganz vergessen, sie hatten die Mutter von Zeit zu Zeit besucht: der Professor war höchst zufrieden mit der naturgemäßen Entwicklung der Beiden, der Stadtpfarrer schüttelte den Kopf dazu, der Amtmann fragte gar nicht mehr nach Sophien und freute sich nur über Leonorens Brauchbarkeit. Er lud sie wiederholt in sein Haus, aber sie konnte der Einladung nicht mehr folgen, da die Mutter schwächer und schwächer wurde. Eine zehrende Krankheit hatte schon seit des Vaters Tod ihren zarten Körper untergraben, sie fühlte sich immer schwächer, bis sie sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, und der gerufene Arzt Leonoren rieth, ihre Schwester ohne Verzug kommen zu lassen.

Sophie hatte immer viel zu viel mit sich selbst zu thun gehabt, als daß sie bei ihren Besuchen daheim die zunehmende Schwäche der Mutter bemerkt und die häufigen Anspielungen auf ihr nahendes Ende in ihren Briefen verstanden hätte. So traf sie die Nachricht wie ein Donnerschlag, und sie stand trostlos ohne alle Fassung an dem Krankenbette der Mutter, das so bald ein Sterbebett werden sollte.

Wer im Zweifel war, ob Lorchens häusliche oder Sophiens geistige Bildung vorzuziehen sei, der mußte im jetzigen Augenblicke gewiß der ersten den Vorzug geben und sich der unermüdeten Aufmerksamkeit freuen, mit der sie den

Zustand der Mutter erleichterte, für ein reines und bequemes Lager sorgte, ihr Erfrischungen bereitete und ihre Wünsche und Bedürfnisse verstand. Die arme Sophie hätte gern auch geholfen, sie hätte so viel gegeben um einen dankbaren Blick, wie ihn die Mutter oft auf Leonoren richtete, wenn ihr diese die Kissen zurecht machte oder ein kräftiges Süppchen reichte. Aber ach, ihre feinen Finger, der Arbeit so ungewohnt, ließen sich zu Allem ungeschickt an. Auch hatte sie sich gar nie geübt, aufmerksam zu sein auf die Wünsche und Bedürfnisse Anderer; so konnte sie nie errathen, was die Mutter eben brauchte, und Letzteres thut Kranken so wohl. Krankenpflege lernt sich nicht wie eine andere Handfertigkeit; es gehört eine geschickte Hand, ein aufmerksames Auge und ein liebevolles Herz dazu, und Sophie, die seither gethan, was *ihr* Freude machte, und nur an sich gedachte, hatte keines von diesen geübt.

Nur in Einem war ihre Gegenwart der Mutter lieb: sie konnte ihr die schönen Lieder und Sprüche lesen, nach deren Trost es sie so sehr verlangt, und die Leonore ihr so ausdruckslos und ungeschickt vorgestammelt hatte. Sie lauschte ihnen mit Sehnsucht und Freude; aber wenn sie gern mit ihrem Kinde auch über den Inhalt gesprochen hätte, über die Schrecken des Todes und über die lebendige Hoffnung, die dem Tode den Stachel nimmt, — ach, da wurde sie inne, daß auch ihre gebildete, geistreiche Tochter arm war an dem, was allein die Seele reich macht, daß ihr Wissen von der höchsten Wahrheit nur ein leeres und todtes war, und Sophie selbst fühlte dieß schmerzlich, wiewohl noch unbewußt, wenn sie auf die langen Fragen, auf die Worte voll Sehnsucht und Hoffnung, für welche die Mutter so gern eine Bestätigung gehabt hätte, nur ein

todtes „Ja!“ oder „O gewiß!“ antworten konnte, von dem ihre innerste Seele nichts wußte.

Man hatte den Verwandten Nachricht gegeben von dem schweren Erkranken der Wittwe. Onkel Maier und seine Frau kamen nicht: so etwas greife sie so an, sie seien selbst schon alte Leute und müssen sich schonen; auch habe die Tante gar keine Zeit. Onkel Professor kam, mit einiger Ueberwindung wie es schien, „Krankenbetten sind nie meine Liebhaberei gewesen,“ versicherte er den Doktor, er reichte der Kranken flüchtig die Hand und sah über sie hin: „wie geht dir's, Karoline?“ was er ihr zu sagen wußte, beschränkte sich auf die gewöhnlichen Vertröstungen; „Du bist noch lang nicht so krank, wie Du glaubst,“ „mußt Dich nur recht pflegen,“ „es kann immer noch besser werden.“ Aber diese Trostgründe halfen der Seele nicht mehr viel, die fühlte, daß sie an der Grenze der Ewigkeit stand. Als sie die tiefsten innerlichsten Sorgen ihres Herzens mit ihm besprechen wollte, beruhigte er sie mit flüchtigen Worten: „Mach Dir jetzt das Herz nicht schwer mit Anfechtungen, Du hast ja immer rechtschaffen gelebt, und Deine Kinder werden wir auch nicht verlassen.“ Dann aber versicherte er, daß er nur kurzen Urlaub habe, gab der Kranken noch einmal die Hand und eilte rasch fort, als fürchte er sich vor der Bewegung beim letzten Abschiede von seiner einzigen Schwester.

Als Engel des Trostes kamen der Stadtpfarrer und seine Frau zu den verlassenen Schwestern. Die gute Tante erleichterte Lorchen in der Pflege der Kranken und wußte aus ihrer reichen Erfahrung gar Vieles zu ihrer Stärkung und Linderung; sie redete ihr mit sanften Worten zu und zeigte ihr durch ihre Liebe und Freundlichkeit gegen die

Mädchen, mehr als durch schöne Worte und Versprechungen, daß sie auch als Waisen nicht verlassen sein würden. Mit der ganzen Kraft und dem Frieden des ewigen Wortes, dessen treuer Diener er war, trat der Bruder an das Sterbebett. Er tröstete die Sterbende nicht mit ihrem rechtschaffenen Leben, wohl aber mit der ewigen Barmherzigkeit Dessen, der für uns des Todes Bitterkeit empfunden, er beruhigte sie über ihrer Kinder Zukunft nicht mit menschlichen Verheißungen, aber mit der Treue Dessen, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Getröstet und hoffnungsvoll empfing sie mit ihren Kiudern das Abendmahl, in herzlichem Gebet empfahl sie dieselben dem Herrn, der durch seine Führung gut machen möge, was sie in Schwachheit verfehlt, und entschlief mit seligem Lächeln. Ein so tiefer Friede lag auf den Zügen der Entschlafenen, daß selbst der Schmerz ihrer Kinder nur in leises Weinen ausbrach: sie mußten ihr die Ruhe gönnen.

---

7. Beim Onkel Professor.

Wir finden die Waisen wieder, nachdem sich das stille Mutterhaus für sie geschlossen und sie keine Heimath mehr hatten, als die, welche ihnen der gute Wille der Verwandten öffnete. Sophie, die jetzt sechszehn Jahre alt war, hatte die Pension verlassen, und die Schwestern hatten sich zuerst beim Onkel Professor zusammen gefunden. Sie wären am liebsten bei dem Stadtpfarrer gewesen, zu dem Beide seit der Mutter Tod am meisten Liebe und Vertrauen fühlten; aber da in dessen Hause eben eine ansteckende Kinderkrankheit war,

so war es natürlich, daß sie die dringende Einladung des Professors annahmen, der sich Vorwürfe machte, daß er sich nicht mehr seiner kranken Schwester angenommen, und gern an den Waisen etwas gut machen wollte.

Den Mädchen aus dem stillen Trauerhause wurde es aber ‚wind und weh‘, als sie unter die sieben eigenthümlichen Vettern und Bäschen hinein kamen. Zwar waren zwei außer dem Hause; dafür aber waren zwei Kleine nachgewachsen. Wenn man jede Natur gewähren läßt, und die eine immer der andern widerspricht, so gibt's einen hübschen Durcheinander. Da war Vetter Eduard, ein fleißiger Junge, der nur die Eigenthümlichkeit hatte, daß er blos arbeiten konnte, wenn es vollkommen still um ihn war. Heinrichs Eigenthümlichkeit aber war, den ganzen Tag zu singen und zu pfeifen, wenn er nicht zur Abwechslung auf einer Kindergeige kratzte oder die Mundharmonika blies. Da schrie dann Eduard: laß mich in Ruh'! geh' hinaus! pfeif' auf der Gasse! und Heinrich pfiff zur Antwort: „der Vogelfänger bin ich ja!“ bis Eduard ihm mit dem Lineal nachsprang und die Sache mit einer naturgemäßen Prügelei endete.

Minchen hatte eine recht gute, ordnungsliebende Natur und wurde Leonorens Liebling. Sie liebte besonders, ihre Puppen hübsch anzukleiden, ihnen zu kochen, sie zu Bette zu legen und einen ordentlichen Haushalt mit ihnen zu führen. Die kleine Adelheid dagegen liebte, sie splitternackt auszuziehen und auf dem Boden herum zu werfen, die Küchengeschirrchen mit Sand und Spreu aus dem Spucknapfe zu füllen, kurz alle Arten von Unfug zu verüben, was dann zu einem endlosen Kriege der Mädchen, einem ewigen Verklagen und Geschrei: „das Minchen kneipt mich!“ „die Adelheid verderbt mir Alles!“ führte. Otto, vermuthlich

ein künftiger Maler, beurkundete seinen natürlichen Beruf dadurch, daß er, in Kreide und Kohle abwechselnd, auf Fußboden, Tisch und Wände Gemälde aller Art entwarf, bisweilen auch zur Variation nur mit seinen Fingern, die wahrscheinlich zu diesem Zweck immer schmutzig waren, auf die Fensterscheiben malte. Der dicke Ludwig hatte die vorherrschende Eigenschaft, Alles zu essen, was er erreichen konnte, und zu schreien nach dem, was er nicht erreichte, es mochte nun ihm oder jemand Anderem gehören. Da ertönte denn von verschiedenen Seiten der Schrei: „der Ludwig hat meinen Apfel genommen! der Ludwig ißt mein Brod! der Ludwig hat den Wurstteller vom Ofen gerissen!“ so daß die geplagte Frau Professorin nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, und sich durch allgemein ausgetheilte Püffe zu helfen suchte, welche die Zwietracht wenigstens in ein gemeinsames Geheul verwandelten. Der kleine Richard zeigte noch wenig Eigenthümlichkeit, blos eine seltene Stimme und Ausdauer im Schreien und Heulen. Er schrie, wenn man ihn ansah und nicht ansah, wenn man ihn ankleidete und wenn man ihn auszog, wenn er keine Spielsachen hatte nnd wenn die Spielsachen, die man ihm gab, nicht die rechten waren; „Warum schreit das Kind? wer hat dem Kind was gethan? gebt doch dem Kind, was es will!“ gehörte auch zu den Grundtönen in dem häuslichen Konzerte.

Der Professor entzog sich dieser Musik so viel er konnte; er brachte die Tage in seiner Klasse, die Abende auf seiner Stube oder auf dem Museum zu. Der rechte Zeitpunkt war, schien es, noch nicht gekommen, wo er die Eigenthümlichkeiten seiner Kinder zu einem günstigen Erfolge ausbilden konnte; inzwischen wollte er noch zusehen, was die Natur für einen Gang mit ihnen nehme. Während der kurzen Zeit des Frühstücks, des

Mittag- und Abendessens, bei dem sich die getrennten Naturen wieder in Einer Unart vereinten, wurde ihm freilich der Kopf heiß genug, so daß er in seine Schule meist in sehr übler Laune kam, und dort ein ziemlich summarisches Verfahren beobachtete, d. h. tüchtig dreinschlug auf die verschiedenartigsten Köpfe und Rücken. Die arme Frau aber lief beständig mit betäubtem Kopfe unter dem wilden Heere herum und hatte vom Morgen bis zum Abend nur Eine Sehnsucht, die nach der Nacht, wo sie endlich das unruhige Volk zur Ruhe gebracht hatte, obgleich es in neuerer Zeit der Eigenthümlichkeit Eduards und Minchens widerstrebte, sich mit den Kleinen zu Bette legen zu lassen. Selbst die Schulstunden, welche die vier ältern Kinder besuchten, verschafften ihr nicht viel Erleichterung, weil die Kleinen dafür nur um so ärger hausten.

Sophie that es dem Onkel nach; sie suchte sich mit ihren Büchern oder Heften irgend ein ruhiges Plätzchen, wenn noch ein solches vorhanden war, und ließ die Kinder schreien und die Tante seufzen, so viel sie wollten. Sie könne da doch nicht helfen, meinte sie; doch blieb sie immerhin nicht verschont von den Eingriffen der Kinder. Heinrich wußte sie überall aufzufinden und kratzte ihr mit seiner Geige vor, wenn sie eben im besten Zuge war. Otto beschmierte ihre Hefte und Zeichnungen, abgesehen von der allgemeinen Unbequemlichkeit des Hauses, daß Ludwig ihr wie Anderen den Bissen vom Munde und vom Teller nahm, wo er ihn erhaschte, worauf der Vater, wenn er es sah, nur die Bemerkung machte, „ja, das ist ein ganz eigener Kerl! Ich glaube, der gibt einen Soldaten, weil er sich so gern von anderer Leute Teller satt ißt!"

Leonore suchte mehr sich nützlich zu machen und war

auch hie und da der geplagten Tante wirklich ein Trost. Aber an Ordnung und bestimmte Thätigkeit gewöhnt, war es ihr eine beständige Qual, den Tag damit zuzubringen, zu putzen, was Otto besudelt und der Kleine beschmutzt, aufzuräumen, was Adelheid und Heinrich herumgeworfen hatten und in der Küche und Stube beständig Alles zu flüchten, was der gierige Ludwig verschlingen konnte. Sie wußte es gar nicht anzugreifen, die Kinder irgendwie zu unterhalten; ihr ganzes Gespräch mit ihnen war: „Eduard, Du machst ja Dintenflecke, Heinrich, lärm' doch nicht so! Aber Otto, wie garstig! Adelheid, gleich hebst Du die Puppen auf! Ludwig, Ludwig, wer wird denn Butter essen?" u. s. w. und das machte sie nicht artiger. Da ging's viel besser, wenn Sophie sich einmal dazu hergab, sich zu ihnen zu setzen und ihnen zu erzählen, das gab wirkliche Ruhepunkte. Sogar der gefräßige Ludwig sperrte seinen Mund zum Zuhören auf, und Heinrichs Trompete verstummte. Aber Sophie war nicht allezeit willig dazu; sie war zu sehr gewöhnt, an sich selbst zu denken. Zwar hatte sie von der Mutter Sterbebett viel gute Vorsätze mitgebracht; aber sie meinte, jetzt sei noch nicht die eigentliche Zeit, sie auszuführen.

So waren beide Schwestern herzlich froh, als Onkel Maier und der Stadtpfarrer sie zu sich einluden. Lorchen ging in's Amthaus, Sophie zum Letzteren, bis sich für beide Mädchen eine passende Stelle gefunden hätte.

---

7. Im Amthause.

Tante Professorin sah Leonoren ungern scheiden, die Kinder aber dafür um so lieber. Sie war ihnen mit dem

ewigen Tadeln und Zanken verdrießlich geworden, und Lorchen hatte doch die Kinder wirklich lieb; aber wenn man sie nimmer wickeln und füttern konnte, wußte sie nichts mit ihnen anzufangen.

Im Amthause waren keine kleine Kinder mehr. Als Leonore ankam, traf sie das ganze Ameublement auf dem Hofe; die Tante hatte kaum Zeit, sie willkommen zu heißen; „So, Du bist's, Bäschen? grüß' Gott! wenn Du müd' bist, so geh' zum Großonkel hinauf! unten ist keine Stube, wo man hinein kann." Oben traf nun denn Leonore wirklich den Onkel vor einem Glase Bier und einem Teller mit Käse und Wurst. „So, Bäschen Lore, schön, daß Du kommst; da setz' Dich und iß! die Weibsleute drehen heut' wieder einmal das Haus um." Leonore saß nicht lange; sie band eine Schürze vor und bot der Tante ihre Hülfe an, was sie gleich bei dieser empfahl. „Putzen darfst Du gerade nicht, das thut die Magd oben; kannst aber nachsehen, ob sie zu den Lambrien gewiß die wollenen Lappen nimmt. Du könntest helfen Möbel poliren, oder Spiegel putzen, oder oben die Kleider bürsten; ich habe den Kleiderkasten geleert." Das waren eine Menge Befehle durcheinander. Leonore suchte, so viel wie möglich, eins nach dem andern zu thun; aber wie die Tante selbst keine Ruhe hatte, so konnte sie auch sonst Niemand in Ruhe lassen: sie jagte Lorchen und ihre beiden Mägde beständig im Hause herum. Sie selbst zog bald voran, bald hinterdrein und machte die Leute verwirrt durch ihre gemischten Befehle, bis endlich von oben des Amtmanns starke Stimme erscholl, der „die Weibsleute" in die Küche commandirte, damit man auch ein Abendessen bekomme.

Es war seit der Ankunft der erste ruhige Augenblick,

als man sich zu Tische setzte, und nicht einmal dieser blieb ruhig: „Lorchen, gelt, Du siehst nach, ob die Magd die Brühe auch verdünnt hat, und ob die Kartoffeln nicht zu früh herausgenommen werden; man kann sich in nichts auf die Leute verlassen.“ Ehe aber Leonore draußen war, folgte ihr die Tante auf dem Fuße und sah selbst nach; es war dieselbe Rastlosigkeit bis zum Schlusse des Abendessens. Die Tante war schon wieder auf, ehe sie den Löffel gewischt hatte; Leonore wollte ihr folgen, der Onkel hielt sie aber zurück. „Bleib' Du nur sitzen,“ sagte er, „bist ja eben erst gekommen, wirst hier noch oft genug Gelegenheit haben herumzuspringen; siehst Du, mein Weib ist eine excellente Hausfrau, aber wir haben etwas verschiedene Grundsätze. Mein Grundsatz ist: recht arbeiten, das Seinige erwerben, und dann sich's wohl sein lassen; meine Frau meint: allzeit schaffen, allzeit sparen, allzeit erwerben, bis man nimmer kann, und so gönnt sie sich keine Ruhe, — wer von uns hat nun recht?“

Leonoren, so beschränkt auch ihr Gedankenkreis war, war's doch, als gäbe es noch einen dritten Lebenszweck; sie wußte sich aber nicht darüber auszusprechen und ging lieber der Tante nach, die sie ganz erschöpft auf der Schwelle der Speisekammer traf. „Da siehst Du, so geht mir's, jetzt kann ich nimmer!“ Leonore sah fragend umher, ob denn irgend ein Unglück geschehen sei. „Da will ich den Abend noch die Speisekammer einräumen und entdecke, daß sie mir einen Schmalzhafen, den ich beiseite gestellt hatte, mit sammt einem ganzen Rest Schmalz aus der heißen Lauge geputzt haben! jetzt denk Dir das! ganz kaput! wohl ein halb Pfund Schmalz! tunkt ihn mir nichts, dir nichts mit sammt dem Deckel in den heißen Kessel und entdeckt den Schaden

erst, als das Fett herumschwimmt! So übel bin ich dran und plage mich ab vom Morgen bis in die Nacht, und trinke keinen Tropfen Rahm in meinem Kaffee, und so geht dann alles zu Grunde!“ Die schuldige Magd ließ sich blicken und wurde von der Frau Amtmännin tüchtig ausgescholten; sie vertheidigte sich sehr geräuschvoll, sie habe eben geglaubt, es müsse alles geputzt werden, und die Frau habe sie so oft von einer Arbeit zur andern geschickt, daß sie zuletzt nimmer gewußt habe, woran sie sei. Die Widerrede machte die Frau noch heftiger, und der Tumult dauerte bis tief in die Nacht, wo endlich des Amtmanns gewaltige Stimme wieder Ruhe gebot und die geplagte Frau Lorchen ihr Stübchen anwies, das noch naß vom Aufwaschen war, und seufzend ihr eigenes Lager suchte. Leonore, sparsam und in beschränkten Verhältnissen erzogen, wußte wohl, daß man in der Haushaltung auf das Kleinste achten muß; aber daß ein halb Pfund Schmalz der Gegenstand solchen Jammers sein könne, begriff sie doch nicht recht; denn die Klage um das halb Pfund Schmalz stand am andern Morgen mit der Tante auf und tönte fort bis sie einen zerbrochenen Teller entdeckte, der ihr einen neuen Grund zum Jammer gab.

Daß die nächsten Tage so unruhig waren wie der erste, fand Leonore natürlich; denn eine solche Putzerei nimmt wohl ein paar Tage in Anspruch, und als alles fertig und eingeräumt war, da hatten die Mägde mit ihren schmutzigen Schuhen den Fußboden wieder so verdorben, daß er auf's Neue gewaschen werden mußte. Endlich war dies Geschäft am Ziele; nun aber wurden Lichter gegossen, was die Frau Amtmännin viel vortheilhafter fand, als sie zu kaufen, aber wie man anfangen wollte, hatten die Mäuse einen Theil

des Unschlitts auf dem Boden gefressen, was wieder einen großen Sturm hervorrief gegen die Mägde, die nicht genug Mäusefallen gestellt hatten. Nach den Lichtern wurde Seife fabrizirt und nach diesem große Wäsche gehalten, um die Seife zu benützen, die etwa noch im Kessel hängen geblieben sei. Nach der großen Wäsche mußten Betten verleert und bestrichen werden; dazwischen aber waren die Mägde zur Feldarbeit nöthig. Leonore that ihr Bestes und lernte wirklich viel Neues; aber sie sehnte sich doch oft sehr nach Einem ruhigen Augenblicke, nach Einer der stillen Stunden in der Mutter Wittwenstübchen. Gab es einmal einen ruhigen Tag, so brachte die Tante solche Gebirge von Flickwäsche und wußte so unendlich viel, was alles noch genäht und hergestellt werden sollte, und was nicht geschehen sei, daß sie gar keinen Muth zum Anfangen fand.

Zu einem Sonntagsgefühl kam man in diesem Hause nie. Bei der Mutter daheim waren nach alter Sitte schon am Samstag Abend die Spinnräder aus der rein geputzten und gelüfteten Stube gestellt worden; kein Zeichen von Werktagssorge und Mühe durfte in den Tag des Herrn herüber kommen. Die Mahlzeit, etwas besser als am Werktage, war schon am vorhergehenden Tage vorbereitet worden; es durfte selbst in der Küche kein geräuschvolles Geschäft, Stoßen, Reiben, Wellen &c. vorgenommen werden, der Tag mußte in heiliger Stille verfließen. Es ist wahr, das arme Lorchen, das nicht schreiben und nur sehr mangelhaft lesen konnte, das sich in der Beschäftigung mit geistigen und göttlichen Dingen nie geübt, hatte oft ziemliche Langeweile gehabt, und sich zuletzt eben auf's Plauderbänkchen zu einer Nachbarin gesetzt; aber doch war ein Sonntagshauch über dem ganzen

Tage gelegen, der noch erfrischend durch die Woche wehte, — eine Vorahnung der ewigen Ruhe.

Das fühlte Leonore, der früher der Sonntag oft beinahe eine unwillkommene Unterbrechung gewesen war, jetzt erst, wo vom Sonntag keine Rede mehr war.

Das Amthaus lag eine Viertelstunde von der Kirche entfernt; da gehörte es zu den unerhörten Begebenheiten, wenn man einmal zur Kirche fertig wurde. Die Mägde, namentlich zur Zeit der Feldarbeit, konnten selten am Samstag mit dem Reinigen der Zimmer fertig werden. Darum wurden am Sonntag Morgen noch Möbel geklopft, Friese geölt, die Amtmännin trug die gebrauchte Wäsche in die Kammer; da fand sie stets so viel zu ordnen, zu putzen und zu jammern, daß sie meist spät herab kam. Dann hatte sie eigene Sonntagsgeschäfte, die an keinem anderen Tage vorgenommen werden durften: fehlende Knöpfe an des Herrn Kleider zu nähen, die Werktagskleider durchzusehen und herzustellen, die große Kommode im Wohnzimmer zu bohnen und die Messingknöpfe daran glänzend zu reiben. Das alles hätte am Werktage, wie sie sagte, die Zeit verdorben! Onkel Amtmann feierte seinen Sonntag zunächst damit, daß er Morgens gehörig ausschlief. Dies und die Butterbrezeln zum Frühstücke rühmte er stets als seine ersten Sonntagsfreuden, und der Kirchgang wurde ihm schon dadurch meist unmöglich; dann verlangte er auch etwas besonders Gutes zum Essen und machte Nachmittags gern eine kleine Lustfahrt, wenn nicht Besuche kamen: „man muß auch wissen, daß Sonntag ist."

Die Tante wußte nicht, daß Sonntag war. Wie sie Sonntagsgeschäfte hatte, so hatte sie auch Sonntagssorgen; im günstigsten Falle gewährte das große Wohnzimmer Nach-

mittags einige Stunden lang einen wirklich sonntäglichen Anblick: der Boden rein gewaschen, die Möbel glänzend geputzt, der rothe Teppich auf dem Tische, die Ueberzüge vom Sopha und Sessel abgenommen. Waren aber die Besuche, denen zu Liebe man diese Herrlichkeit entfaltet, abgereist, dann mußte man wieder eilen. „Leonore," hieß es, „leg den Tischteppich zusammen! Dorle, klopf' den Fußteppich aus! Ricke, bring warm Wasser zum Tassenspülen!" dann wurden die Möbel wieder bedeckt und eingehüllt, und das alles nahm so viel Zeit weg, daß an eine ruhige Abendstunde nicht zu denken war.

An des Amtmanns Fahrten nahm die Frau selten Theil; sie verachtete alle Frauen, die gern aus dem Hause gingen. „Ich komme nicht des Wohllebens wegen in keine Kirche," sagte sie Lorchen zur Entschuldigung und sich selbst zur Beruhigung, „ich muß sie mit lauter Arbeit und Sorge versäumen, da wird der liebe Gott ein Einsehen haben." Arme Frau! sie bedachte nicht, daß sie ihre eigene unsterbliche Seele verkürzen und darben lasse in lauter elenden Erdensorgen, so daß sie am dunkeln Tag und in der Todesstunde Licht und Kraft vergeblich suchen mußte!

An stilleren Abenden oder an Regensonntagen hatten beide Gatten nicht selten eine ruhigere Beschäftigung: — sie rechneten. Leonore, des Rechnens unerfahren, konnte daran nicht Theil nehmen, sie hörte nur die Resultate. Der Amtmann berechnete, wie viel er am Ertrage seiner Felder gewinne, wie viel am Vieh, wie hoch dies oder jenes Stück Gut im Werthe gestiegen, — die Frau rechnete, wie viel sie an den selbstgemachten Lichtern und Seife ersparte, am selbstgebackenen Brode, an Butter, an Geflügel, an Schweinen. Sie rechnete mit Seufzen, wie viel Dienstboten kosten,

Taglöhner, Arme, — jede Ausgabe kam ihr wie ein wahres Unglück vor, und wenn sie sich müde gerechnet hatte, so sagte sie: „so, jetzt muß ich aber in's Bett, zum Abendsegen langt's nimmer.“ Zum Abendsegen reichte es gar oft nimmer, zum Morgensegen noch seltener, so oft es ein Hauptgeschäft gab, und ein solches gab es fast immer. Und es war auch kein Haus des Segens, obschon die Scheunen sich füllten, die Kapitalien und Güter sich mehrten; es war ein Haus ohne rechten Frieden, ohne Herzensfreude.

Onkel Maier's hatten drei Kinder, vier waren gestorben, und obgleich die Mutter natürlich mit Liebe von den Abwesenden sprach, so gestand sie doch oft, es sei ihr doch recht wohl, daß sie ihr „aus den Füßen“ seien, es sei ein entsetzliches Hinderniß um Kinder! Recht nach ihrem Sinne war von ihren Kindern nur Einer, der Aelteste, ein Kaufmann: der schaffte und sparte wie sie, und sorgte und klagte wie sie, und hatte keine gute Stunde wie sie. Ihre verheirathete Tochter trat gar nicht in der Mutter Fußstapfen: sie hielt zwei Mägde, ließ außer dem Hause waschen, außer dem Hause nähen, putzte sich, ging auf Bälle und in Visiten. „Und sie ist doch so im Geschäft aufgewachsen!“ seufzte die Mutter. Der jüngste Sohn studirte schon seit Jahren, der ahmte wenigstens in Einem dem Vater nach: er wollte sich's wohl sein lassen; nur wollte er nicht vorher arbeiten, und es war nicht der kleinste und wohl der gegründetste Jammer der Mutter, ‚daß der Bub' so viel brauche und am Ende erst nichts aus ihm werde!‘

Obgleich es Leonoren nicht erstaunlich wohl wurde in dem Amthause, so wäre sie wenigstens in so weit am Platze gewesen, als man hier am wenigsten vermißte, was ihr fehlte. Aber der Großonkel wußte am besten, wie nöthig

sie habe, sich etwas zu verdienen; daher dünkte es ihm nicht recht, sie ohne Belohnung im Hause zu behalten, und einen Gehalt ausgeben, das schien der Tante fürchterlich, ganz unmöglich! „Nein, ich kann Gottlob noch allein fertig werden, eine Hausjungfer brauche ich nicht, abplagen muß ich mich doch, und wenn ich zehn Jungfern hätte!" Das war gewiß. So suchte und fand man denn für Leonoren eine Stelle als Haushälterin bei einer ältern Kaufmannsfrau, und sie schied nicht ungern vom Amthause, etwas nachdenklich darüber, ob denn diese Art von Häuslichkeit und Geschäftigkeit die rechte sein könne.

8. Beim Onkel Stadtpfarrer.

Es wurde Sophien gleich zu Anfang unbeschreiblich wohl, als sie in das Haus des geistlichen Onkels eintrat und sich mit der ruhigen Herzlichkeit empfangen sah, die allen Bewohnern dieses Hauses eigen war. Die einfache Einrichtung des Hauses schon gemahnte sie an ihr Elternhaus. In Onkel Professors Haus war eine ursprünglich elegante Einrichtung gewesen, die aber überall die leidigen Spuren der Eigenthümlichkeit der Kinder trug. An den gestickten Gardinen hatte der fleißige Eduard zuweilen seine Feder, und der thränenreiche Richard seine Nase geputzt; der rothe Plüschsopha war der allgemeine Tummelplatz für die geselligen Abendfreuden der Kinder; an den fein polirten Stühlen hatte Otto sich bald in der Holzschneidekunst versucht; bald Zeichnungen in Krizelmanier angebracht, und so ging es durch alles. Hier nun waren freilich die Kinder meist schon größer; doch zeigte der alte Tuchsopha, den

die Tante von ihrer Mutter ererbt hatte, wie sorgfältig er von jeher geschont worden war. Es herrschte eine geräuschlose Ordnung im Hause, die das unkaufbare Geheimniß der ächten Hausfrauen ist, dabei eine heitere, fröhliche Geschäftigkeit, — nicht daß die sechs Kinder des Stadtpfarrers lauter Engel gewesen wären, ach nein, es gab noch manchmal etwas zu richten und zu schlichten! aber ein Hauch des Friedens wehte durch das Haus, der von dem sanften und stillen Geiste der Hausfrau ausging; der ließ nichts von der Säure und Herbe aufkommen, die in manchem Hause Keines mehr die Liebe fühlen läßt, die doch vielleicht alle zu einander haben. Es waren einfache Gesetze im Hause, die aber streng eingehalten wurden. Wer nicht arbeitet, der soll nicht essen! wer also eine Schul- oder Hausarbeit gar nicht oder schlecht ausgefertigt hatte, der war vom Vesper ausgeschlossen, und das Vesper war doch so ein Fest! es bestand gerade nicht aus Delikatessen: Schwarzbrod, dazu Butter oder Obst, oder im Winter etwas süße warme Milch; aber es wurde stets zur bestimmten Stunde aufgetragen und Alles versammelte sich dazu mit einer gewissen fröhlichen Feierlichkeit, Sommers in der Gartenlaube, Winters um den eichenen Tisch der Wohnstube. Die Tante verstand es, auch dem Kleinsten und Einfachsten einen heitern, festlichen Anstrich zu geben.

Wer Streit anfing oder veranlaßte, kam allein in eine Kammer oder mußte an einem besondern Tischchen sitzen, und das begegnete meist beiden streitenden Parteien. Für grundloses Geschrei und Weinen, das freilich nur noch Julchen, die Kleinste, ausstieß, wurde sie einfach zur Thüre hinaus gestellt.

Das oberste Gesetz, das sich freilich nicht mit Strafen

durchführen läßt, war in den Sprüchen enthalten: „Jeder suche nicht das Seine, sondern das, was des Andern ist! Was ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!“ Daß das recht und schön ist, weiß nun freilich Jedermann und auch jedes Kind; aber wissen und thun ist zweierlei, und es ist sehr natürlich, daß auch das Beste zuerst an sich denkt. Wenn nun aber die jüngeren bei den älteren Geschwistern sahen, wie herzlich eins dem andern zuvorkam, wenn sie die Freude der Eltern fühlten über jeden kleinen Liebesdienst, den sie einander erwiesen, so fingen sie doch allmählig an, sich in Anderer Freude freuen zu lernen.

Es wurden nicht viel Worte gemacht über Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit, und doch war ihr Segen unverkennbar. Jede Arbeit durfte unterbrochen werden, wo Eins dem Andern etwas zu Liebe thun konnte. Die zwei ältern Töchter waren schon erwachsen, und an ihnen sah Sophie zum ersten Male, was ein schönes Jugendleben ist. Wenn sie mit der Mutter um den Arbeitstisch saßen und ein frommes Lied zusammen anstimmten, wenn sie so freundlich in die Spiele und Freuden der jüngern Geschwister eingingen, wenn sie, mit allerlei häuslichen Vorräthen beladen, ihre stillen Abendgänge machten in die winkligen, schmutzigen Gäßchen der Stadt, wohin Sophie sich nicht getraut hätte, in ihren Zeugstiefelchen einen Fuß zu setzen, — und von wo sie mit klaren Augen und frohen Herzen zurückkehrten, weil sie dort Kranke erquickt, arme Kinder gekleidet, Traurige getröstet hatten, — da kam Sophien ihr bisheriges Lernen und Treiben oft zweck- und werthlos vor. Es hätte ihr dies Haus recht zum Segen werden können, aber — aber die leidige Eitelkeit!

Sie wollte gegenüber von den Cousinen doch auch etwas gelten, und bemühte sich so viel wie möglich, das Licht ihrer Pensionsbildung leuchten zu lassen. Klara und Marie wußten wirklich nicht so viel, wie Sophie, denn sie hatten nur den Unterricht genossen, den ihnen ihr Vater und die Lehrer der kleinen Landstadt geben konnten: ihre französische Aussprache war mangelhaft, sie kannten Blumen und Pflanzen ihrer Gegend, ihren Nutzen und Gebrauch, und freuten sich ihrer Schönheit, aber sie verstanden nicht, sie in Klassen einzutheilen; und so gab es gar Manches, wo sie sich freuten, von der gelehrten Cousine noch zu lernen. Das that denn Sophie gar wohl, und sie ließ bei jeder Gelegenheit etwas von ihrer Weisheit einfließen. Manchmal mußte sie sich gestehen, daß die Mädchen das Wenige, was sie wußten, mehr zu eigen hatten, daß sie mehr darüber nachdachten und es auf das Leben selbst anwandten, während es in ihrem Kopfe noch etwas todt lag, ordentlich in Fächer abgetheilt.

Wenn sie nur so willig gewesen wäre, von den Bäschen zu lernen, als sie zu unterrichten! So aber schämte sie sich hier mehr, als anderswo ihrer Unbeholfenheit, und that Alles, sie zu verbergen; das aber war das Einzige, was ihr den Aufenthalt in diesem Hause des Friedens störte. Jede Verheimlichung ist Unwahrheit, und diese liegt als dunkler Schatten auf dem klarsten Tage.

„Sophie, Kind! Dein Weißzeug scheint mir schadhaft, Du könntest so nicht unter Fremde; so lang Du bei uns bist, können Dir die Mädchen helfen, Dich neu auszustatten, und Du kommst dabei in Uebung," meinte die gute Tante. „Die Mutter hat noch neue Sachen für mich in Vorrath besorgt," sagte Sophie, „ich brauche gar nichts

Neues." Das war nur zum Theile wahr; aber sie sagte es, damit man ja nicht merke, daß sie keinen ordentlichen Stich zu nähen verstünde. Sie las während der Arbeitsstunden vor, trieb mit den Bäschen Französisch, lehrte die Kleinen ein wenig Zeichnen und entzog sich, wo sie konnte, allen Geschäften, die sie nicht verstand. Je ernster die Tante nach den ersten Wochen, wo sie ganz als Gast behandelt wurde, darauf dringen wollte, daß sie das Versäumte nachhole, desto unbehaglicher wurde ihr in dem Hause, wo es sonst Allen wohl war.

Der Onkel war damit einverstanden, daß sie eine Stelle als Erzieherin suche; aber sie schien ihm noch viel zu jung. „Verdaue erst Deine Gelehrsamkeit ein wenig, liebes Kind," meinte er, „lern' Dich im Hause tummeln und laß Dich noch ein Bischen selbst erziehen, ehe Du erziehen willst!" Das war aber gar nicht nach Sophiens Geschmack; es verlangte sie nach Selbstständigkeit, nach Anerkennung. Hier war ihr das Thun und Wesen des Hauses ein beständiger stiller Vorwurf; wäre sie nur einmal draußen, meinte sie, so würde sich Alles geben, und Niemand nach der Nähnadel und nach dem Kochlöffel fragen. Es ist eine gar häufige Meinung, besonders junger Leute, daß sie überall vortrefflich sein würden, nur nicht eben da, wo sie sind.

Sie hatte sich an die Vorsteherin des Instituts gewandt mit der Bitte, ihr eine Stelle zu verschaffen, und war nun voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Indeß hatte sie zu ihrer Freude eine Partie alter Romane und Taschenbücher entdeckt, in die sie sich in Ermanglung besserer Lektüre vertiefte. Von Stund an war sie für die Gesellschaft verloren, sie würzte sich die langweiligen Hausgeschäfte mit Lesen, und machte merkwürdige Erfindungen

darüber, wie sich Arbeiten aller Art damit vereinigen ließen. Freilich verbrannte einmal der Kaffee, den sie lesend geröstet hatte, und einmal bei demselben Geschäfte das Buch, das sie aus Schrecken über der Tante raschen Eintritt in's Feuer fallen ließ. Ein Almanach, in dem sie beim Wäscheinschlagen gelesen, kam aus Versehen unter die Wäsche und wurde unter der Mange zerquetscht. Der Scherz, der mit diesen Unfällen getrieben wurde, kränkte sie sehr und erregte in ihr immer mehr den Wunsch, an eine Stelle zu kommen, wo sie selbst ihre Beschäftigung zu bestimmen habe, und namentlich der Lektüre sich widmen könne, so viel sie wolle.

Unerwartet kam ein Brief der Vorsteherin, worin sie schrieb, daß sie für Sophie eine Stelle als Erzieherin in dem Hause einer Gräfin in Holstein gefunden, die es trotz ihrer Jugend mit ihr wagen wolle, ihrer vorzüglichen Zeugnisse wegen. Da war nun große Freude bei Sophien, sie sah lauter Herrlichkeit in dieser neuen Zukunft und nahm den Abschied gar leicht. Sie reiste noch nach der Residenz, um unter Anleitung der Vorsteherin sich für die neue Stelle auszurüsten, was einen großen Theil des kleinen Vermögens wegnahm. Mit Leonoren, die fast zugleich in ihre neue Stelle eintrat, war sie noch wenige Tage beisammen im Hause Onkel Stadtpfarrers und schied dann wehmüthig, doch ohne großes Bedauern, aus dieser Friedensheimath.

---

9. Leonore als Haushälterin.

Leonore hatte keinen zu schweren Eintritt auf den herben Pfad der Dienstbarkeit. Frau Römer, die Kaufmannswittwe, der sie als Gehilfin im Hauswesen dienen sollte,

empfing sie mit einer kurzangebundenen Freundlichkeit, die sich gleich auf den rechten Fuß mit ihr setzte.

„Jungfer Winterin (ich denke, Sie werden mir nicht zumuthen, daß ich nach der neuen Mode meine Hausjungfer Fräulein titulire), es freut mich, daß ich gehört habe, Sie seien noch nach der alten Art erzogen, wo man die Mädchen nicht in Porzellankästen stellte. Ich denke, wir werden gut miteinander auskommen; ich habe freilich mein Lebtage meine Geschäfte selbst verrichtet, nun aber hat mich unser Herrgott heimgesucht mit dem Fußleiden, daß ich nicht mehr fortkommen kann, da sollen mir so ein paar junge Füße wohl zu Statten kommen, nur müssen Sie sich freilich drein schicken, daß Ihre jungen Hände und Füße einem alten Kopf folgen müssen."

Das war nun allerdings etwas, das gelernt werden mußte; daheim war Lorchen bei ihrer Brauchbarkeit und der zunehmenden Schwäche der Mutter unbeschränkte Hausregentin gewesen, hier mußte sie sich ohne viel Berathung und Widerrede einem fremden Willen fügen, und da Frau Römer natürlich die Arbeiten rascher im Kopf ausdachte, als Leonore sie mit den Händen vollbringen konnte, so war sie oft eine ungeduldige Gebieterin, und Leonore, die im Gefühl ihrer häuslichen Tüchtigkeit sich keiner besondern Demuth befliß, konnte sich hie und da eines dumpfen Gemurmels nicht enthalten, wenn Frau Römer ihren wohlüberdachten Vorschlag: „ich denke, heute will ich die Betten sonnen," mit dem kurzen Befehl abschnitt: „nein, heut' eilen Sie, in den Garten zu kommen." Aber die Gebieterin befahl nichts Unvernünftiges, und nicht Sechserlei auf Einmal, wie Tante Amtmännin, so war es nicht zu schwer, ihr zu gehorchen.

Und Lorchen erwarb sich mehr und mehr ihre höchste Zufriedenheit, die Arbeit ging gut von Statten, Haus und Geräthe blickten reinlich und sauber, Rosen und Nelken im Garten wurden zwar nicht mehr so schön gehegt wie früher, dagegen brachte Leonore Kohlköpfe zu Stande wie Kanonenkugeln, Blumenkohl wie Zinnteller, Salat und Zwiebeln über alle Vergleichung erhaben. Die Küche wurde gut besorgt, die Wäsche war schön und weiß, richtig gestärkt und gehörig ausgetrocknet, selbst Susanne, die alte Magd der Frau Römer, die lange in heimlichem Krieg mit der Jungfer gelebt und ihr beharrlich die Schuhe nicht geputzt hatte, mußte zugestehen: „eine rechte Jungfer, und versteht ihr Sach', so jung sie ist."

Und Leonoren wurde es mehr und mehr behaglich im Hause; es war ein stattliches Haus, das Frau Römer mit ihrem Sohne, der die Handlung führte, allein bewohnte; bewohnt wurde zwar eigentlich nur die Ladenstube, aber diese war geräumig und freundlich, ihre Fenster gingen auf einen sonnigen kleinen Hof, hinter dem der schöne große Hausgarten begann, es stand da ein eichener Eßtisch mit schweren, gedrehten Füßen, um den unten ringsum eine kleine Fußbank lief, zur Seite der Schreibtisch des jungen Herrn Römers, ein altes Kanapee mit gewürfeltem Barchent bezogen, und am Fenster ein Nähstock; es war ein ganz behaglicher Wohngelaß.

Oben, da war außer den Schlafzimmern noch eine verborgene Herrlichkeit in einer Reihe von Prunkgemächern im obern Stock, die Lorchen, die eben noch nicht zu viel von der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt gesehen hatte, als der Inbegriff alles Wünschenswerthen erschien. Da waren Sopha und gepolsterte Stühle von Damast, große Porträts

in künstlichen Rahmen von Ahnherren und Ahnfrauen des Römer'schen Geschlechts, deren reicher Anzug und prächtiges Geschmeide gerade keinen Beweis gab von den einfachen Sitten der guten alten Zeit, hohe Kommoden mit heimlichen Schätzen von schwerem Silber und feinen Linnen, sogar noch die wunderlichen, reichgeputzten Häubchen, in denen die alten Römer waren zur Taufe getragen worden; — keine adelige Familie konnte sorgsamer die Reliquien der Vergangenheit bewahren.

Die einstige Besitzerin all dieser Schätze dünkte Leonoren die Glücklichste der Sterblichen, und — dieser Besitz, so unumschränkt ihn auch jetzt Frau Römer verwaltete, mußte doch dereinst an die künftige Gattin ihres Sohnes übergehen. Leonore dachte zwar nicht, wenn sie den jungen Herrn Römer hinter seinem Ladentisch betrachtete, gleich der Prinzessin Eboli:

Wie schön ist diese Hand,
Wie reich ist sie! — Und diese Hand hat noch
Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
Herr Römers Herz und dieses volle Haus!

sintemal sie den Schiller nicht gelesen hatte und in Versen weder sprach noch dachte, aber in Prosa kam ihr denn doch der Gedanke: ‚wie gut hat es einmal die, die als Frau in dieses Haus kommt! und der Herr Römer ist dazu noch ein netter Mann und so brav!' Lorchen war jung, aber ihre Großmutter hatte schon im Sechzehnten geheirathet; — wer weiß, wie viel nicht dieser leise Gedanke im Hintergrund zu der unermüdeten Treue, der stillen Emsigkeit, der geduldigen Fügsamkeit beitrug, mit der sie ihre Pflichten erfüllte!

Und Herr Römer war wirklich ein netter junger Mann

von stillem, gesetztem Wesen, der von seinen Reisen nichts von der windigen Gewandtheit eines gewöhnlichen Kommis Voyageur in das solide Vaterhaus gebracht hatte. Er war ein guter Sohn seiner Mutter, trug ihr zu Liebe noch die feinen Jabothemden des seligen Vaters, und stützte und führte sie mit rührender Geduld in die Kirche oder in den Garten. Noch andre und tieferblickende Mädchen, als unser praktisches Lorchen, hätten das Loos seiner künftigen Gattin für beneidenswerth halten können.

Leonore hatte eines Abends eine große Wäsche siegreich vollendet und eingeräumt und ging früher, als man es für möglich halten konnte, in den Garten, wo Frau Römer und ihr Sohn war, da der Laden bereits geschlossen war. Sie nahte ungesehen der Laube, wo die Beiden saßen, da sie ihren Namen nennen hörte, hielt sie sich mäuschenstill, um dem Gespräch zu lauschen, — ob das gerade recht und nobel sei, darüber kamen ihr keine Bedenken, sie hielt es für höchst natürlich, da das Gespräch sie anging.

„Ein ganzes Mädchen, die Leonore," sagte Frau Römer, „da hat sie mitgewaschen, gekocht daneben, Alles allein gestärkt und aufgehängt, . . . allein gebügelt, und sie ist im Stande und flickt noch heute Abend." — „Es ist wahr," sprach Wilhelm, „es wird Alles so gut besorgt, als wie Sie selbst noch in Thätigkeit waren, Mutter." — „Weißt Du, Wilhelm, was ich schon gedacht habe?" — „Nein," sagte Wilhelm einfach. — „Meinst Du nicht, — ein so fleißiges, ordnungsliebendes, sparsames Mädchen sei in ein Geschäft besser, als Eine mit großem Vermögen? wir haben ja das, Gottlob! nicht nöthig." — „Mir kam derselbe Gedanke," erwiederte offen der Sohn, „als ich so zu Anfang das rührige, thätige Wesen des Mädchens sah. Ich dachte, sie gäbe

eine gute Tochter für Sie und vielleicht ein gutes Weib für mich. Aber, liebe Mutter, ich bin für's Geschäft erzogen und lebe darin den ganzen Tag, ich bin kein Mann der Gesellschaft und kein Mann der Wissenschaft; da möcht' ich denn am Abend bei meiner Frau das tägliche Treiben vergessen, mich erfrischen an einem guten Buche und an einem vernünftigen Gespräche. Was hilft mir da eine Frau, die von nichts zu reden weiß, als von ihren gelben Rüben und vom Fruchtpreise und von Stadtgeschwätzen? So lang Sie leben, Mutter, — und will's Gott, so wird er Sie mir noch manches Jahr erhalten, — vermisse ich das nicht; Sie kennen die Welt und das Leben, Sie freuen sich mit mir eines guten Buches; aber wenn ich einmal allein wäre..." Die Augen des guten Sohnes wurden feucht, er sagte nichts mehr; auch die Mutter schwieg lange, endlich sagte sie: „Du hast nicht Unrecht, Wilhelm; ich wußte oft selbst nicht, was mir abgeht bei der Leonore, aber es ist wahr, über ihre Küche und den Gemüsgarten versteigt sie sich höchstens noch zu einem Dorfgeschwätz."

Lorchen ging leise in's Haus zurück, ganz in der Stille, so matt und erschöpft, wie sie nie von der schwersten Arbeit geworden war. Ach, sie hatte sich ja selbst die goldene Hoffnung nicht gestanden, mit der sie indeß so fröhlich und unverdrossen hier geschafft und gedient hatte, die Hoffnung aus der Dienerin noch die Herrin zu werden. — Und nun war diese Hoffnung schon begraben. — Mit tiefer Erbitterung überdachte sie wieder das Gespräch, das sie belauschte; „also zu dumm bin ich ihnen," dachte sie, „ich, die ich mir's so sauer werden ließ, der wunderlichen alten Frau Alles recht zu thun! Ja freilich! wäre ich so faul hingesessen und hätte ein Bischen geschrieben und in Büchern gelesen, wie

meine Sophie, so wäre ich vielleicht recht. Wollte doch sehen, was Frau Römer sagte, wenn sie die Löcher sähe, die die Sophie zugeflickt hat."

Und Leonore entschlief an dem Abend in bittern Thränen und kam sich wie eine verkannte Unschuld und unschuldig Zurückgesetzte vor; — nur sehr leise und sehr langsam brach sich der Gedanke in ihr Bahn, daß sie selbst die Schuld des Mißgeschickes trage, — sie mußte noch manch sauren Tritt thun, bis sie den Pfad der Demuth fand.

Es wollte nicht mehr so rasch und freudig vorwärts mit den Geschäften, wie zuvor. Herr Römer mußte eine kleine Reise machen, und die Mutter, die stets die einfache Handelskorrespondenz geführt hatte, wurde krank. Sie diktirte Leonoren einen Brief, den diese mit tausend Aengsten niederkritzelte. „Nun, Kind, zeigen Sie 'mal her! Ja du meine Güte, da weiß man nicht, soll man lachen oder weinen über das Geschmiere. Geschwind in's Feuer damit, daß niemand sieht, wie Sie schreiben. Und Ihr Vater selig war ein Pfarrer!"

Mit bitterer Beschämung dachte Leonore in der Stille der vergeblichen Mühen des treuen Vaters um ihre Ausbildung, und wagte nichts zu erwiedern.

Im Laden war die Schwierigkeit noch größer; Lorchen brach der helle Angstschweiß aus, wenn sie rechnen sollte, was ein halber Vierling Kaffee ausmacht, wenn das Pfund 28 Kreuzer kostet. Sie stand mit der Kreide, rechnete und löschte wieder aus, bis sich der Laden mit ungeduldigen Kunden füllte. Sie mußte des Ladengeschäfts ein für allemal enthoben werden.

Freilich kam ihr manchmal der Gedanke, noch einzuholen, was ihr fehlte, und das verscherzte Paradies vielleicht

dennoch zu gewinnen. Aber wie hätte sie das angreifen sollen? Sie konnte doch nicht wieder mit Kindern in die Schule gehen, und sie fühlte, daß sie weniger wußte als ein Kind.

Lange war ihr bang vor dem Wort, das endlich eben doch ausgesprochen wurde: „Liebes Kind," schlug ihr Frau Römer eines Tags vor, „wie wär's, wenn Sie zu dem Steuerrath Benzing in U. als Haushälterin gingen? Da ist erst die Frau gestorben und Kinder genug, die aber fast alle schon in die Schule gehen. Zu arbeiten, zu nähen und flicken gibt's da genug, und man wird nicht viel nach Lesen und Schreiben bei Ihnen fragen. Der Gehalt ist größer als bei mir, und, — nehmen Sie mir's nicht übel, aber in ein Kaufmannshaus taugen Sie einmal nicht, obgleich Sie die beste Hausjungfer von der Welt sind."

Die Sache arrangirte sich und Leonore verließ in heißen Thränen, mit bitterem Herzweh das Haus, in dem ihr einmal so wohl geworden war. Frau Römer, und auch Wilhelm, ihr Sohn, beschenkten sie noch auf alle Weise, wie um ihr dies stille Weh zu vergüten.

Wir lassen sie indeß bei dem Herrn Steuerrath, wo ihr in dem engen, überfüllten Stadtlogis unter den vielen Kindern erst recht das Heimweh kam nach den behaglichen Räumen bei Frau Römer, mit dem Gedanken: „und ich will hier erst noch zeigen, was man auch ohne Schulbildung und Gelehrsamkeit ausrichten kann, daß Euch's noch reuen soll!" und sehen uns nach Sophie um.

---

10. Sophie als Gouvernante.

Sophie hatte einen recht freundlichen Eintritt an ihrem neuen Bestimmungsorte. Von der Gräfin wurde sie mit vieler Güte, von den Kindern, vier Mädchen, im Alter von 6 bis 12 Jahren, die sich freuten, eine so junge hübsche Gouvernante zu bekommen, mit zutraulicher Freundlichkeit empfangen. Es wurde ihr ein hübsches Zimmer angewiesen, und das Zimmermädchen hatte auch sie zu bedienen. Die schöne Umgebung des freundlich gelegenen Landhauses, die gute Tafel, die artige Behandlung, das Alles that ihr gar wohl, und sie setzte sich an dem Morgen, wo ihr Unterricht beginnen sollte, mit besonderem Behagen an den Tisch im Lehrzimmer. Die Gräfin selbst wohnte dem Unterrichte bei, was sie etwas beklommen machte, da sie doch fand, daß sich das Unterrichten nicht so von selbst gebe, wie sie sich gedacht hatte; aber sie war ein gescheidtes Mädchen und hatte auch schon im Institut und in Onkel Stadtpfarrers Hause einige Vorübungen gemacht. So ging es bald gut; die Kinder lernten gern, und die Gräfin war zufrieden.

Die ersten Wochen verflossen ihr äußerst angenehm, wenn sie auch das Unterrichten etwas anstrengte. Sie genoß das Frühstück auf ihrem Zimmer, bereitete sich in dem schönen Garten auf ihre Lectionen vor, ertheilte diese in dem anmuthigen Gartensaale; dazwischen machte sie eine Pause, in der sie sich mit den Kindern zwischen den Bäumen und Büschen erging. Mittags bei der Tafel wurde sie vom Grafen und der Gräfin wie ein Glied des Hauses behandelt; Nachmittags machte man hübsche Ausfahrten oder große Spaziergänge, da den Kindern alle Tage ein neuer

Ort einfiel, den man der Fräulein Winter auch noch zeigen müsse; Abends machte man Musik.

So ging das eine Weile auf's Schönste. Die fatalen Arbeitsstunden suchte Sophie so lang als möglich fern zu halten. Sie hatte sich wohl gedacht, daß man auch Unterricht in Handarbeiten verlangen werde, aber sich dann wieder leicht getröstet. Viel, dachte sie, wird ja in einem vornehmen Hause doch nicht gearbeitet, kann ich doch ein wenig Häkeln und Körbchen flechten! stricken werden die Kinder schon können.

Vierzehn Tage nach Sophiens Ankunft sagte die Gräfin: „so, ihr Lieben, nun haben die Feiertage ein Ende! Ich trete eine kleine Reise an," sprach sie zu Sophien gewendet, „und überlasse die Kinder ganz Ihrer Aufsicht. Ihre Vorgängerin, Mademoiselle Lacroix, ließ die kleineren Kinder Nachmittags zwei Stunden, die älteren drei Stunden arbeiten. An vier Tagen in der Woche überlasse ich Ihnen die Arbeiten zu bestimmen; Mittwochs und Samstags wird in unserer kleinen Fabrik gearbeitet; die habt ihr Fräulein Winter auch noch nicht gezeigt," schloß sie, zu den Kindern sich wendend.

„Ja in die Fabrik, in die Fabrik!" jubelten die kleinen Mädchen und hingen sich an Sophiens Arm, die nicht recht wußte, was das bedeuten sollte. Die Fabrik war ein großes helles Zimmer im obern Stock, in dem es aber keineswegs gräflich aussah. Da standen zwei Tische, der eine mit Strickkörbchen, der andere mit Nähzeug, angefangene Röckchen, Leibchen, Kinderjäckchen; — was konnte die Gräfin damit wollen?

„Sehen Sie, meine Liebe," sagte die Gräfin, „das ist unsere Fabrik! hieher kommen zweimal in der Woche Mädchen vom Dorfe, die ich dazu ausgewählt habe, und hier

wird von unsern Armen und für diese gearbeitet. Die kleinen Mädchen stricken, die größeren üben sich an alten Kleidern und einfachen Stoffen im Nähen. Meine Kinder sollen ihre Zeit und ihre Hände nützlich anwenden lernen. Ueber die Strickerinnen führt meine Henriette und ein älteres Dorfmädchen die Aufsicht; zum Zuschneiden und Nähen kommt hie und da eine Person vom Dorfe, die aber jetzt krank ist. — Sie, als die gut erzogene Tochter eines bürgerlichen Hauses, werden es ganz leicht finden, inzwischen ihre Stelle zu ersetzen: es ist alles ganz einfach, wie Sie sehen.“ Sophie murmelte ein paar Worte der Zustimmung, ließ aber zugleich die Bemerkung fallen, daß sie in gewöhnlichen Handarbeiten etwas außer Uebung sei. Das kam ihr doch ganz ungeschickt! welch' ein unnöthiger Einfall der Gräfin, eine Schneiderei zu errichten!

„Das wird sich bald wieder geben,“ meinte zuversichtlich die Gräfin, „es ist ja gar nicht mehr nöthig, als jedes junge Mädchen verstehen muß, um ihre eigene Garderobe in ordentlichem Stande zu erhalten; mit dem Schnitte nehmen's unsere Dorfkinder nicht so genau, nur gut genäht!“ „Und alle Weihnachten und Ostern wird bescheert, um Weihnacht Winter-, an Ostern Sommerkleider“, erzählten die Kinder, „das ist so hübsch!“ „Und an den andern Tagen müssen Sie uns was Schönes lehren auf Mama's Geburtstag!“ flüsterte ihr Henriette, die älteste, zu. Sophie war keineswegs erbaut von diesen Aussichten; der Schrecken von der Nähstube war ihr in alle Glieder gefahren.

Die Gräfin reiste ab, beruhigt, ihre Kinder in so guten Händen zu lassen; Sophiens Kenntnisse, ihr lebhaftes Wesen, ihre heitere Weise, sich mit den Kindern zu beschäftigen, und ihre Gabe, sie zu unterhalten, gefielen ihr sehr wohl. Fer-

tigkeit in Handarbeiten setzte sie bei jedem Mädchen voraus, zumal da sie hierin keine hohen Ansprüche machte.

Sophie suchte sich zu helfen, so gut sie konnte: sie ließ eines der Mädchen ein Drahtkörbchen flechten, ihre einzige Kunst, die zweite häkeln, was sie auch noch ein wenig verstand, und die andern thun, was sie wollten. Sie selbst nahm eine Arbeit in die Hand und gab sich mehr Mühe, sie hübsch zu machen, als je zuvor in ihrem Leben; aber Kinder haben gar scharfe Augen für die Mängel von Vorgesetzten, und Sophien entgingen die spöttischen Blicke nicht, welche die Mädchen manchmal auf ihre Arbeit warfen. Die Fabriktage aber waren Tage sauren Schweißes für sie; zwar wandte sie all' ihren Verstand an, um ihre Unkenntniß zu verbergen und selbst von der Geschicklichkeit der älteren Mädchen zu lernen; aber oft kam ihr vor, als ob es absichtliche Bosheit der Kinder sei, wenn sie immer wieder um Dinge fragten, die sie nicht wußte, oder wenn sie ihre Arbeit aufmerksam besahen und riefen: „wer hat so krumme Stiche an der Schürze gemacht?" und kichernd die Köpfe zusammensteckten.

Das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit machte sie auch hie und da übler Laune in den Lehrstunden, und das Verhältniß zwischen ihr und den Kindern blieb nicht immer so heiter wie anfangs. Und doch war sie so gerne hier. Die fatalen Arbeiten waren der einzige Schatten auf ihrem Leben. Es war ein edler freundlicher Ton in dem Hause, so wie ihn wahrhafte Bildung gibt, die auf dem Grunde eines ächt christlichen Sinnes ruht.

Am schönsten waren die Sonntage. Da machte man bei schönem Wetter in aller Früh den Gang zur Kirche in das Dorf, das eine Viertelstunde vom gräflichen Schloß ent-

fernt war. Der Weg führte durch eine wunderschöne Allee alter Buchen, die kleine Kirche und das Pfarrhaus lagen auf einer Anhöhe etwas abgesondert vom Dorf. Es war so recht das Ideal eines Pfarrhauses! Der Eingang war von hohen Linden beschattet und ein schmaler Weg führte über den grünen Rasen bis zu der Kirche. Ein Blumengärtchen, der Stolz der Fräulein Ludovike, der bejahrten Tante des jungen Pfarrers, umgab die andre Seite des Pfarrhauses, — es war so wunderbar still und friedlich hier, — es wurde Sophien so heimathlich zu Muthe, daß sie vor Heimweh hätte weinen mögen. Die Kinder waren hier ganz zu Hause, der Spiz, der sich vor der Hausthür sonnte, sprang wie toll vor Freude, wenn er sie von weitem sah; die alte Pfarrmagd legte ihr Gesicht in die freundlichsten Falten, wenn die kleinen Gräfinnen kamen und die Mädchen meinten sogar, der Kanarienvogel stimme sein schönstes Liedchen an, wenn sie eintreten.

Da die Kinder Nachmittags noch eine Religionsstunde bei dem Pfarrer hatten, an der Sophie Theil nahm, so wurde meist der Mittag bei Pastors zugebracht und die Mädchen glaubten zuversichtlich, daß keine Delikatesse der gräflichen Tafel daheim je der süßen Grüze der Tante Ludovike gleich komme. Der Pfarrer war sehr ernst, fast etwas zu bedächtig für seine Jugend, doch konnte er hie und da im Kreise der Kinder eine kindliche Heiterkeit zeigen, die aus der Tiefe eines warmen, rein bewahrten Herzens quellend, ihm doppelt liebenswürdig stand.

Hier erst lernte Sophie begreifen, daß die Harmonie des Alltagslebens, diese höchste und schwerste Aufgabe nicht durch geistige und nicht durch häusliche Vorzüge allein erreicht werde, sondern nur durch die Treue und Liebe, mit

der jede Kraft ausgebildet, jede, auch die kleinste Pflicht erfüllt wird.

Sie fühlte nun wohl, welche Quelle harmloser Befriedigung sie sich verstopft hatte, indem sie alle weiblichen Fähigkeiten vernachläßigt hatte, selbst wenn keine Pflicht ihre Uebung erfordert hätte, sie hätte auch gern noch gelernt, aber das war nun schwer, wo sie schon allerlei kleinen Betrug anwenden mußte, um ihre Unkenntniß zu verbergen.

Fräulein Ludovike dachte dem jungen Mädchen wohl zu thun, wenn sie sie recht oft in die Erinnerungen an ihre Jugend, an ihr Leben und die Lebensweise daheim zurückführte. Da und dort kam bei dieser Gelegenheit zu Tage, wie gänzlich fremd Sophie allen häuslichen Uebungen geblieben war, Ludovike schüttelte in der Stille bedenklich den Kopf dazu und dachte bei sich: ‚nein, wenn ich Mutter wäre, ich ließe kein Mädchen so zur Gelehrsamkeit allein ausbilden; das gibt in Ewigkeit keine Hausfrau!‘ und Sophie erröthete tief, wenn sie bei einem solchen Gespräch den stillen Augen des Pfarrers begegnete, die so aufmerksam und ihr so furchtbare Zuhörer waren.

Hie und da thaute auch der stille junge Pfarrer auf und vertiefte sich mit Sophien in ernste, tiefeingehende Gespräche, wo sie so gern, ach so gern all ihre Mädchengelehrsamkeit dem gediegenen männlichen Wissen unterordnete, sich so willig belehren ließ. Sollte er, so geistig, so vielseitig gebildet, wirklich so großes Gewicht auf häusliche Fertigkeiten einer Frau legen? Sie wagte nicht sich die Frage zu verneinen, da sie zu verständig war, um nicht allmälich einzusehen, wie sehr auch das geistigste Glück im Familienleben von der guten Ordnung und verständigen Leitung des Haushalts abhängig ist. Sie bekam jetzt auf einmal einen fast

übermäßigen Respekt vor den Geheimnissen der Haushaltungskunst und weiblicher Handfertigkeiten, so daß diese ihr, so jung sie noch war, fast unerreichbar schienen.

Als einmal der Graf im Scherz zu Ludoviken etwas über die künftige Frau Pfarrerin sagte, hatte sie geäußert: „o, gnädiger Herr, mein Neffe kommt in seinem Leben nicht zu einer Frau!" „Ist er denn so anspruchsvoll?" hatte der Graf gefragt. „Das nicht eben, aber so bedächtig, so gar gewissenhaft! Bei Einer zweifelt er, ob er sie glücklich machen könne, bei der Andern, ob sie ihn beglücken würde; einmal will er nicht wählen ohne besondere Zuneigung, was man so Liebe nennt, und wenn ich denke, er sei verliebt, so ist er erst recht besorgt, ob er auch ein rechtes Urtheil über den Gegenstand habe, eben weil er ein wenig verliebt sei, er will gar keine Ansprüche machen, und doch ist ihm Keine vollkommen genug; Sie werden sehn, er kommt zu Keiner!" Sophie mußte oft unwillkürlich an dies Gespräch denken, wenn sie den stillen prüfenden Augen begegnete.

Als die Gräfin von der Reise zurückgekehrt war, hatten sich die Mädchen beeilt, ihr mit kindischem Wichtigthun ihre Entdeckungen über die neue Gouvernante mitzutheilen. „Mutter," hieß es, „Fräulein Winter kann nicht weiß sticken: ich wollte noch einen neuen Stich an meinem Kragen lernen, da wußte sie nicht einmal recht, wie man die Nadel hält!" — „Mutter, Fräulein Sophie kann gar nicht recht nähen: an dem wollenen Röckchen hat sie eine Ueberwindlingnaht gemacht, und nicht umgebückt, wo kein Salband ist; alles ist wieder aufgegangen, und schneiden kann sie gar nicht!" und — „Mutter, sie kann nicht einmal flicken: einen Riß an ihrem Kleide hat sie nur so zusammengezogen, und die zerrissenen Strümpfe muß ihr das Mädchen flicken," — und „Mutter",

wußte die Kleinste, „solch ein garstiges Strickzeug hat sie, und ich sah in ihrem Körbchen zwei angefangene Strümpfe, die sie gar nicht fortgestrickt hat!“

Die Mutter hörte diese schweren Anklagen zuerst mit Lächeln und verwies den Kindern ein unbescheidenes Spioniren nach Fehlern; aber sie nahm sich vor, aufmerksam zu sein. Sophie bemerkte dies und fühlte sich sehr unbehaglich. Sie wollte ihr Bestes thun; aber es kam gerade oft ungeschickter heraus und sie fühlte mehr und mehr, daß das Verhältniß ein untergrabenes sei. Endlich kam eine Erklärung der Gräfin, die Sophie geahnt, aber zu sehr gefürchtet hatte, um nicht doch darüber zu erschrecken. „Liebes Fräulein, Sie taugen nicht für mein Haus; die Lehrerin meiner Kinder soll ihnen auch in weiblichen Tugenden und Fertigkeiten Beispiel sein. Ich schätze Ihre Talente und Kenntnisse, ich könnte den Unterricht in Handarbeiten etwa durch Andere ertheilen lassen; aber Sie sind durch diese Mängel zu sehr in der Achtung der Kinder gesunken, Sie hätten keine Autorität mehr. Ich weiß nicht, ob es eine Stelle gibt, bei der Sie weibliche Handfertigkeiten so ganz entbehren können; ich rathe Ihnen daher, nach Hause zu gehen und das Versäumte so viel wie möglich nachzuholen, so lange Sie noch jung sind.“

Dazu aber konnte sich Sophie nicht entschließen, nachdem sie erst ein halbes Jahr vorher so fröhlich, ihrer Sache so sicher ausgezogen war! Ueberdies wußte sie nicht einmal, wohin? Onkel Dekan würde sie freundlich aufnehmen, aber doch nur aus Güte, — dagegen sträubte sich ihre ganze Natur. Die Gräfin sah das und versprach, sich nach einer andern Stelle für sie umzusehen. Da traf es sich denn glücklich, daß eine alte Dame ihrer entfernten Bekanntschaft eine Gesellschafterin und Vorleserin suchte. Die Gräfin schlug Sophie vor, und

dieser, der die neue Stelle, wo man gewiß keinen Näh- und Flickunterricht verlangte, wie eine wahre Himmelsgabe vorkam, schlug mit Freuden ein. Der Abschied aus dem gräflichen Hause fiel ihr übrigens sehr schwer; auch die kleinen Mädchen, denen man den Grund des Wechsels natürlich mittheilte, und die sie lieb gehabt hatten, waren sehr betrübt. Die Gräfin, die großes Mitleid mit ihr hatte, beschenkte sie reichlich, auch die Kinder brachten ihr hübsche Andenken; aber nichts konnte sie von dem bitteren Gefühle befreien, daß sie durch eigene Schuld diese freundliche Stätte verliere. Sie nahm auch noch Abschied von Fräulein Ludovike im Pfarrhause; bis jetzt hatte sie sich zusammengenommen und nirgends merken lassen, wie schwer ihr der Abschied wurde. Als sie aber in dem alten traulichen Stübchen saß, auf dessen hellen Wänden die Schatten der Linden hin- und herspielten, da war ihr erst, als müsse sie mit dem Abschied von dieser Stätte von ihrem Paradiese scheiden, und sie konnte kaum mehr reden vor unterdrücktem Weinen.

Ludovike wußte von der Gräfin, die sich manchmal mit ihr berathen hatte, und aus ihrer eigenen Beobachtung wohl die Gründe für Sophiens baldige Entfernung; sie war eine herzgute Person und hatte Sophie herzlich lieb gewonnen, aber ihr, die sehr häuslich erzogen war, kam der Mangel an häuslichen Kenntnissen und Fertigkeiten ein ganz unersetzlicher und furchtbarer vor, und das arme Mädchen, die mit achtzehn noch nicht ordentlich stricken, nähen und flicken konnte, betrachtete sie mit einem ganz unaussprechlichen Mitleid und wußte kaum wie sie sie trösten sollte.

„Sie sind ja noch jung, liebstes Fräulein," sagte sie endlich, „es kann Ihnen noch lange gut gehen und daheim gibt es manches noch zu lernen." „Ich gehe nicht heim, ich habe

keine Heimath,“ sagte Sophie und ihr gedrücktes Herz machte sich in bittern Thränen Luft; aber sie trocknete sie rasch bei dem Eintritt des Pfarrers.

Der Abschied des Pfarrers war kurz, obgleich er Sophiens Hand länger in der seinen hielt als nöthig gewesen wäre, so that es ihr doch weh, daß er so wenig Worte für sie hatte. Sie wußte nicht, daß er hinter dem Vorhang seines Studirzimmers ihr nachblickte, so lange er sie noch sehen konnte, daß er nachher lange, lange in innerem Kampfe auf und abschritt, sie wußte nicht, wie gern er sie gebeten hätte, sein Haus und Herz als Heimath anzunehmen. Aber, Tante Ludovike hatte nicht Unrecht, er war eine bedächtige Natur, die Für und Wider bei allen Schritten genau, fast zu genau abwog. Sein Frauenideal mußte er sich neben allem Reichthum des Gemüths denn doch stets in emsigem, häuslichem Walten als umsichtiges Hausmütterchen denken, und die innigste, wahrste Liebe war bei seiner ernsten Natur nicht feurig genug, um alle Schattenseiten des geliebten Gegenstandes zu verklären. Er war, sei es gesagt auf die Gefahr hin, daß poetische Seelen sich mit Abscheu von ihm wenden, er war prosaisch genug, selbst der Dame seiner stillen Liebe gegenüber an die Nachtheile von zerrissnen Hemden, verbranntem Essen, unordentlichen Zimmern zu denken, und zu glauben, daß diese Uebelstände selbst in die Harmonie der Seelen einen Mißlaut bringen könnten. Er sagte sich freilich: ‚sie ist so jung, so talentvoll, das Bischen Haushaltung wird sich wohl noch einholen lassen,‘ aber, kam das Bedenken wieder: ein Mädchen, die so das Nöthigste der ächt weiblichen Ausbildung versäumt hat, hat auch keinen Sinn, kein Herz für ihren weiblichen Beruf, kein rechtes frommes, demüthiges Frauenherz, sie würde sich unglücklich fühlen, an’s häusliche

Joch geschmiedet zu sein, ‚aber da ist ja die Tante,‘ schlug wieder die Stimme des Herzens vor, ‚aber meine Frau soll einmal Hausfrau, die leitende Seele des Hauses sein, nicht ein Gast unter ihrem eigenen Dach, der sich füttern und kleiden läßt,‘ sagte der nüchterne Verstand darauf. Und, um es offen zu gestehen, obgleich ein Mann im rechten Sinn des Worts, hätte der Pfarrer doch kaum den Muth gefunden, der Tante nur von einer solchen Wahl zu reden, ihr, die nur im Ton des tiefsten Mitleids von ‚dem armen verwahrlosten Mädchen mit ihrem Bischen Wissenschaft,‘ sprach.

Und so ließ er Sophien ziehen mit einem Herzweh, wie er es nie empfunden; er wurde von der Zeit an stiller, scheuer vor Gesellschaft, und die Tante verzagte mehr und mehr daran, daß er ‚noch zu Einer komme.‘

Mit dem Beginn des Frühlings war Sophie in Diepenbrok, dem Gut der Gräfin eingezogen, — es war im Oktober, mit den Herbstwinden und fallenden Blättern, als sie an dem etwas trübseligen Schlößchen vorfuhr, das Frau von Ahrens, ihre neue Herrin bewohnte, und sie brachte wenig von dem guten Muth mit, der ihr den ersten Eintritt in die Fremde erleichtert hatte.

Leonoren hatte sie in dieser Zeit auch einigemal geschrieben, und diese hatte auch ihr einige Briefe geschickt, die man für Hieroglyphenschrift hätte halten können. Aber die Schwestern verstanden sich zu wenig, und Leonorens Unfähigkeit zum Schreiben erschwerte den Verkehr zu sehr, als daß ein Zusammenleben in der Ferne möglich gewesen wäre. Die Schwestern, die beide so allein in der Welt standen, dachten freilich oft mit Liebe an einander. Daneben aber dachte doch Sophie hie und da im Stillen: „meine Leonore, die unwissender ist als ein Bauernmädchen, die macht ihren Weg

in der Welt mit ihrem bischen Flicken und Stricken und Kochen, und ich mit meinen schönen Kenntnissen soll nicht einmal eine passende Stelle finden!" und so dachte Lorchen auch wohl mit einiger Bitterkeit: „ja die Sophie, die ihr Lebtag nicht schaffen mochte, und sich hinsetzte, wie eine Prinzeß und nicht ihre eigenen Strümpfe flicken kann, die lebt jetzt in Schlössern herrlich und in Freuden mit ihrem Bücherlesen und Schreiben, und ich, die ich mir's immer sauer werden ließ und Alles verstehe, ich soll von Haus zu Haus ziehen und nirgends gut genug sein!" Wie bittres Unrecht geschieht doch den Leuten auf der Welt!

---

11. Zusammentreffen.

Das Wittwenhäuschen in Altenzimmern stand, seit es die Schwestern verlassen, wohl verschlossen, aber in seiner ganzen, einfachen Einrichtung noch unverändert, wie es bei der Mutter Lebzeiten gewesen war. Es war von einer längst verstorbenen Frau Pfarrerin für Pfarrwittwen gestiftet worden und wäre jedenfalls leer geblieben. Da hatten die Verwandten beschlossen, hier den Schwestern die Betten und das Hausgeräth vorläufig aufzubewahren. Frau Hauschin, die verwittwete Schultheißin, die allezeit die Geheimräthin und Hausfreundin der seligen Frau Pfarrerin gewesen war, erbot sich mit Vergnügen für das Lüften der Zimmer und die Erhaltung der Sachen Sorge zu tragen. Frau Hauschin war stolz auf ihr anvertrautes Amt, namentlich gegenüber der gegenwärtigen Pfarrerin, die ihren Rath und ihre Freundschaft nicht verlangte und gegen die sie da-

her eine unauslöschliche Pique hatte, und besorgte alles aufs Beste.

Es waren bald zwei Jahre, nachdem die Schwestern die Heimath verlassen hatten, im Beginn des Frühlings, als man alle Fenster des Häuschens offen und die rüstige Wittwe mit ganz besonderer Geschäftigkeit darin handthiren sah. ‚Jungfer Lorchen' hatte ihr geschrieben, daß sie in den nächsten Tagen in aller Stille gern in ihrer alten Heimath einkehren und einige Zeit da verweilen wolle. Frau Hauschin hatte den neugierigen Dorfbewohnern nie zugegeben, daß die Pfarrtöchter in Dienste getreten seien, ‚sie helfen vornehmen Herrschaften eine Weile aus, so lang es ihnen gefällt,' dabei blieb's. So erklärte sich's auch ganz natürlich, daß Lorchen wieder eine Weile in die alte Heimath kam. Leonore war von Frau Hauschin wie vom übrigen Dorf stets der Schwester vorgezogen worden; zwar bewunderten sie Sophien höchlich wegen ihres hübschen feinen Aussehens, ihres modischen Anzugs und wegen ihres reinen Deutsch und nannten sie vorzugsweise ‚die g'scheidte Pfarrjungfer,' aber Lorchen war viel populärer, sie interessirte sich für jede Kuh im Dorfe, konnte mit jeder Bäuerin plaudern, — sie freuten sich Alle, daß sie wieder bei ihnen einkehrte.

Frau Hauschin hatte die Wohnstube behaglich erwärmt, das Bett in der uralten Himmelbettlade, das die Schwestern von Kindheit auf getheilt hatten, frisch bezogen, auf dem Tisch prangte ein ‚dicker Kuchen', den sie ihrem ‚Leonorle' zum Eintrittsgruß gebacken hatte; freundliche Bauernweiber hatten den Küchenkasten mit allerlei Grüßen an Mehl, Butter, Eier, dürrem Obst gespickt, Lieschen brachte noch einen Stock mit braunen Nelken, — sie konnte kaum erwarten, bis sie

endlich das ‚Pfarrlenorle‘ in dem bekannten dunkeln Schawl das Dorf herabkommen sah.

„Ei Du meine Güte, Jungfer Lenorle,“ empfieng sie sie nach dem ersten Gruß, „ich meine, Sie sehen nicht so gut aus wie sonst, haben Sie sich denn so abschaffen müssen, du lieber Gott, ein Waislein ist eben übel dran; kommen sie denn zu Fuß?“ — „Ich bin bis Untersberg mit der Post gefahren,“ sagte Leonore, die es diesmal sehr nach Einsamkeit und Stille verlangte, von der sie bisher keine besondere Freundin gewesen war. Aber zur Einsamkeit kam sie noch nicht so bald, es stellten sich noch einige Dorfweiber ein, die einen Küchengruß brachten und hören wollten, wie es ihr indeß gegangen, die den Papa selig lobten und über den neuen Pfarrer ein wenig schimpften. Da aber Leonore viel stiller war als sonst, so entfernten sie sich bald und meinten auf dem Heimweg, sie sei doch draußen etwas stolz geworden. Das ließ aber die Hauschin nicht gelten, obgleich sie selbst auch nicht recht zufrieden war: „was glaubt Ihr, wenn man wieder kommt an einen Ort, wo man vorher daheim gewesen ist, da wird einem immer das Herz schwer, und das ist bei Privatsleuten noch viel mehr als bei unser Einem. Ich habe noch die gar alte Frau Pfarrer Bauzenbergerin gekannt, wie die einmal wieder als Wittfrau in das Pfarrhaus gekommen ist, hat sie geschrieen, daß man's drei Häuser weit gehört hat.“ Gegen so ein eklatantes Beispiel wußten die Weiber nichts einzuwenden und gaben sich zufrieden.

Leonore schrie nicht, daß man's drei Häuser weit hörte; nachdem sie dem Andenken der lieben Mutter ihre Thräne geweint, richtete sie sich ein in den engen vier Wänden und fühlte sich ganz unbeschreiblich wohl wieder in einem Eigenthum. Es dünkte ihr, nach den Erfahrungen, die sie gemacht,

in diesem Augenblick eine Glückseligkeit, ihr Lebenlang hier zu ‚eigenbrödeln,' wo man nicht mehr von ihr verlangte, als was sie wußte und konnte; — aber sie fühlte denn doch wieder, daß sie dazu zu jung sei und daß sie ein berufloses Leben nicht ertragen könnte. Nach wenigen Tagen schon dünkte ihr dies Leben zwecklos und einsam, sie sehnte sich nach Stoff für ihre Thätigkeit.

Den sollte sie nun ganz unerwartet finden. Sie saß Abends mit Frau Hauschin auf der Bank vor dem Hause emsig strickend und ließ sich Dorfbegebenheiten erzählen, die sich in ihrer Abwesenheit ereignet hatten, als ein leichtes Gefährt mit einem Koffer und etlichen Paketen und Schachteln beladen, das Dorf herauffuhr. Ein junges, elegantes Fräulein stieg aus. „Sophie! grüß Gott, Sophie!" rief Leonore, und lachend und weinend lagen sich die Schwestern in den Armen; so innig, mit so unbeschreiblicher Freude und Liebe hatten sie sich nie begrüßt.

Leonore war stolz, die Wirthin zu machen, sie führte Sophie in's Zimmer, nahm ihr die überflüssigen Hüllen ab, brachte ihr Gepäck unter und bewirthete sie mit ihren ländlichen Vorräthen. Mit tiefer innerer Beschämung und Rührung sah Sophie die häusliche Geschäftigkeit, die dienende Sorgfalt der Schwester, die sie sich sonst so vornehm hatte gefallen lassen.

Wie freute sich Leonore, daß sie, mit ihrer gewohnten Umsicht, vor ihrem Abzug in die Heimath sich noch in der Stadt mit einigen Vorräthen eingerichtet hatte und die Schwester mit Thee bewirthen konnte, dem sie selbst sonst wenig nachfragte. Wie oft hatte sie bei der Mutter gemurrt, wenn Sophie sonst in den Ferien war und Thee zum Abendbrod erschmeichelte statt der Suppe, die Leonore für gesunder

und wohlfeiler hielt; nun sie die Wirthin war, ordnete sie so freundlich die Tassen, die schöne frische Butter und das gute Brod, ja sie bereitete sogar einige Eier dazu, was ihr sonst der Gipfel von Uebermuth und Luxus erschienen war und brachte zuletzt noch ein Täßchen mit schönem, klarem Honig, den ihr die Müllerin verehrt hatte.

„Wie gut Du bist, Lorchen,“ sagte Sophie, einmal über das andere, „komm, ich bitte Dich, setz Dich endlich und genieße auch etwas, ich schäme mich, wenn Du mir so aufwartest; — so, nun will ich auch Dich bedienen,“ sagte sie, als endlich Leonore sich niederließ und schenkte ihr Thee ein und strich ihr Butterbrode, und die zwei Schwestern waren im Stillen ganz verwundert über das neue Element von Liebe und Freundlichkeit, das in ihnen erwacht war und fühlten sich seelenwohl darin.

„Ja, Leonore,“ hub Sophie an, „wenn ich so ein Hausmütterchen wäre wie Du, so wäre ich wohl nicht hier.“ „O Sophie,“ seufzte Leonore, „wenn ich nur ein Bischen von Deiner Gelehrsamkeit profitirt hätte, wer weiß, wo ich jetzt wäre und wie gut ich's haben könnte!“ Zu einem rechten Aufschluß über die Vergangenheit kam es aber beim Thee noch nicht.

Erst als die Schwestern sich zur Ruhe gelegt hatten, unter den gemalten Himmel der alten Familienbettstatt, wo sie das bedeckte Lager gegenüber im Auge hatten, auf dem die selige Mutter einst zum letzten Schlummer entschlafen war, als das Licht gelöscht war und nur ein Streifen klaren Mondlichts das Stübchen erhellte, gingen die Herzen recht auf und sie fühlten Beide das Bedürfniß rückhaltlosen Vertrauens. „Schläfst Du, Leonore?“ fragte Sophie. „Ach nein, ich kann gar nicht schlafen,“ sagte diese, „ich muß an so vieles denken.“

„Nun, Lorchen, so möchte ich Dir gerade jetzt alles erzählen, wie mir's indeß gegangen ist, morgen käme ich vielleicht wieder nicht dazu." Stolz und glücklich über das Vertrauen der Schwester, von der sie sonst immer das peinliche Gefühl gehabt, daß sie auf sie herabsehe, richtete sich Leonore auf, als bereite und aufmerksame Zuhörerin.

Und Sophie fing an und erzählte ihr zuerst von dem Aufenthalt der Gräfin, von aller Liebe und Freude, die sie dort genossen, von dem Pfarrhaus bei den grünen Lindenbäumen, und offener als sie gewollt, offener als sich selbst, gestand sie, nun das Vertrauen im Fluß war, der Schwester, wie allein an ihr selbst, an ihrem Mangel an weiblichem Fleiß und Geschick es gelegen, daß sich dieser freundliche Aufenthalt für sie geschlossen hatte.

„Nun kam ich," fuhr sie fort, „zu Frau von Ahrens, und obgleich mir's schon beim Eintritt in ihre düstere Wohnung heimwehartig zu Muthe ward, so nahm ich mir doch vor, Alles zu thun, um hier bleiben zu können. Frau von Ahrens war eine alte, kränkliche Dame; sie saß, fast so lange ich da war, Tag für Tag in einem sammtenen Lehnstuhl am Fenster, ich ihr gegenüber auf einem Tabouret. Nun fing ich also mein Amt mit Vorlesen an; meine Stimme, meine deutsche und französische Aussprache gefiel ihr; manchmal musizirte ich ihr ein wenig, dann nahm ich etwas in die Hand, was einer Arbeit gleich sah, erzählte ihr etwas Gelesenes oder Erlebtes, — wir kamen vortrefflich mit einander aus in den ersten Wochen."

„Aber Frau von Ahrens war sparsam und durchaus nicht gesonnen, mich zum bloßen Vorlesen zu besolden, obgleich meine Stelle diesen Namen hatte. Auch war es wohl natürlich, daß sie von einem gesunden jungen Mädchen noch

andere Dienste erwartete. Sie hatte eine besondere Liebhaberei für schöne Arbeiten, da sie sich auf ihr scharfes Gesicht bei ihrem Alter etwas zu Gute that. Ihre Freude dauerte aber nicht zu lange; wenn sie einige Blumen gemacht hatte, so gab sie die Arbeit mir: „nicht wahr, Fräulein Winter, Sie vollenden mir das?“ Ich that's freilich; aber wie? — Dann hatte sie ganze Kästen und Truhen voll alter Atlaßkontuschen und Salopps und Enveloppes und Aufsätze von ihren Urahnfrauen her. Wenn sie sich nun einen schönen Tag machen wollte, so mußte die alte Kammerjungfer einen Korb voll davon auf den Platz bringen; sie wurden probirt und sollten verändert werden nach neuem Geschmacke. Ebenso hatte sie beständige Veränderungen mit Spitzenhauben und Kragen im Plane. Die alte Kammerjungfer konnte sie zwar vortrefflich ankleiden und frisiren; aber zu Nadelarbeiten reichten ihre Augen nimmer aus, da hieß es denn: „wir haben uns schon lange gefreut, ein paar junge Augen zu Hilfe zu bekommen,“ und überall sollte ich aushelfen. Alles verschwor sich gegen mich: einmal erkrankte die Kammerjungfer und Köchin zugleich, da sollte ich gar noch an der Köchin Stelle treten und wie Frau von Ahrens meinte, wenigstens ihr Krankensüppchen kochen. Und meine Kochkunst ging doch nie über die Bereitung eines Thee hinaus. Nun sagte ich wohl, ich habe mich zur Erzieherin ausgebildet und verstehe weder Schneiderei, noch Putzmachen, am wenigsten die Küche; das verstimmte aber meine Gnädige ungemein, und sie meinte, was sie wünsche, müsse sich bei jedem Mädchen von selbst verstehen, zumal bei einer Pfarrtochter; — es ist nicht zum ersten Mal, daß mir dieser Vorwurf in's Herz schnitt, der eigentlich, und wie unverdient! unserer guten treuen Mutter galt.“ Leonore nickte bedeutsam. „Nun, daß ich's

kurz mache, unser Verhältniß wurde immer kühler; mit den verzweifelt scharfen Augen bemerkte Frau von Ahrens auch jeden Mangel meines Anzugs, wo mir in Elfenburg noch die gefällige Kammerjungfer nachgeholfen. Sie meinte, dazu sollte doch wenigstens eine Erzieherin erzogen sein, ihre eigene Garderobe in Ordnung zu halten, und bald nach Neujahr rieth sie mir, bis zum Frühling eine andere Stelle zu suchen. Ich war so gebeugt und muthlos, so verzagt an mir selbst, daß ich der Gräfin Alles schrieb und sie um ihren Rath bat. Sie antwortete mir sehr gütig und meinte ganz bestimmt, ich solle zunächst an gar nichts denken, als um jeden Preis das Versäumte einzuholen, so lange ich noch jung sei, und wenn mich's die größte Ueberwindung und Demüthigung koste. „Sehr wenige und seltene Ausnahmen unseres Geschlechts," schrieb sie mir, „sind zu ausschließlich geistigem Wirken berufen, und selbst diesen verzeiht man kein zerrissenes Kleid. Ohne eine geschickte, fleißige Hand und ein liebevoll aufmerksames Auge für die kleinen Bedürfnisse des Lebens werden Sie nirgends recht am Platze sein und nirgends sich zufrieden fühlen. Und es mag wohl sein, daß ein edler, guter Mann, der Ihnen eine freundliche Heimath für's Leben hätte bieten mögen, nur durch die Erwägung zurückgehalten wurde, daß, um ein Herz und ein Haus zu beglücken, nicht nur eine gebildete, sondern vor Allem auch eine häusliche und fleißige Frau nöthig ist." — „Was hat sie denn damit eigentlich gemeint?" fragte Leonore, bei der diese Stelle auch eine innere Saite anschlug.

„Ach, ich weiß nicht so recht; ich sage Dir das ein andermal," sagte Sophie, froh, daß die Nacht ihr tiefes Erröthen verhüllte. „Da beschloß ich denn, dem Rath der Gräfin zu folgen, und, wohl oder übel, wie ein kleines Mädchen

mit Stricken und Nähen zu beginnen, mir mit Mühe unter Fremden die nöthigsten Begriffe des Haushalts zu erwerben, die mich die selige Mutter so gern umsonst gelehrt hätte. Ehe ich aber mich zu der Demüthigung entschloß, mich über diesen Plan mit der Tante Stadtpfarrerin zu berathen, zog mich's in die alte Heimath, um einige Tage hier in der Stille auszuruhen und mit mir selbst in's Klare zu kommen. Nun danke ich Gott, daß ich dich hier getroffen und Dir alles sagen konnte."

Sophiens Bericht war Leonoren einigermaßen tröstlich und wohlthuend gewesen neben allem Mitleid, das sie mit der Schwester hatte. Sie war in der letzten Zeit oft so gedemüthigt worden, all ihr Fleiß und ihre häuslichen Fertigkeiten so gering geachtet, und nun sah sie, daß diese doch auch noch eine Geltung hatten in der Welt!

„Nun aber, Lorchen, was Einem recht ist, ist dem Andern billig! rück auch mit deinen Erlebnissen heraus!" ermunterte sie Sophie.

„Von Herzen gern," sagte Leonore und hub an: „Hätte ich auch damals gedacht, als ich die Minuten zählte auf des Vaters Schwarzwälderuhr, ob die verdrießliche Lehrstunde noch nicht aus sei, daß ich noch einen Finger von der Hand geben möchte, um diese Lehrstunden zurückzurufen? Ich glaubte sonst, wenn man einmal von der Schule erlöst sei, so komme ein Mädchen mit Nadel und Rührlöffel durch die ganze Welt, und nun muß mir das verwünschte Lesen und Schreiben und was Alles, mein Lebtag überall zwischen die Füße kommen!"

„Du bist auf gutem Wege zur Gelehrten," lächelte Sophie, „wenn du so anfängst."

„Nun, sei nur ruhig, du behältst Recht!" fuhr Lorchen

fort. „Wie mir's bei Frau Römer ging, das hab' ich Dir geschrieben, so gut ich konnte; dort fehlte mir wirklich gar nichts, als eben das Bischen Lernen. Nun kam ich zu den acht Kindern des Steuerraths; die Frau war lang krank gewesen, da gab's zu waschen, zu flicken, neu zu machen, ich dachte: da bist du am Platze; wenn da die leibhaftige Safao, oder wie so eine Gelehrte geheißen hat, wäre, so könnte sie an kein Buch und an keine Feder denken. Ja, Profit! Wie ich die Kinder endlich herausgeflickt und das Hauswesen gesäubert hatte, kamen wir soweit in Ordnung und Ruhe, die großen gingen in die Schule, einen Spruch überhören konnt' ich allenfalls noch; aber ich mußte mich bald von den Grampen auslachen lassen, wenn sie mich lesen hörten, oder ein paar Buchstaben in meinem Hauskalender sahen. Die großen Buben kamen fort, es ward wieder ruhiger, ich ließ die Mädchen stricken und nähen, da wollten sie noch Unterhaltung dazu: „die Mutter hat mit uns gesungen, die Mutter hat uns vorgelesen, die Mutter hat uns erzählt!“ — „Ei was,“ sagte ich ihnen, „Arbeit ist Unterhaltung!“ — „Sie haben Recht,“ sagte eine Frau Tante, die oft in's Haus kam, „es ist nicht nöthig, daß die Kinder die Arbeit als Nebensache und die Unterhaltung als Hauptsache ansehen; aber ein gutes Gespräch oder eine nette Erzählung oder ein nützliches Buch belebt manchmal den Fleiß.“ Ja, die hatte gut reden! Dann kamen Klagen vom Lehrer, die Schularbeiten seien unpünktlich ausgefertigt. „Bitte, nehmen Sie sich auch der Aufgaben ein wenig an!“ sagte der Steuerrath, „meine Frau selig hat das noch auf dem Bette gethan.“ Da sollt ich Schönschreibhefte, Rechnungen, Aufsätze durchsehen, und die Kinder fragten mich noch alle Augenblicke. Dann kamen die Abende, da woll-

ten sie wieder unterhalten sein! und wenn ich Gänsdarmen statt Gensd'armen las, oder so etwas, so gab's ein Gelächter."

„Auch war ein kleines, unmüßiges Mädchen da, das noch nicht in die Schule ging, mit dem ich mir gar nicht zu helfen wußte. „Das Spielen reicht für dies lebhafte Kind nicht aus, Sie sollten es ein wenig Buchstabiren lehren, etwas schreiben lassen, kleine Lieder lehren," ꝛc. meinte die Frau Tante. Nun die Buchstaben kenne ich Gottlob! aber wie ich's mit dem Unterrichten angreifen sollte, wußt' ich nicht recht. Kurz, es war eine Noth und Drangsal, und zuletzt hielt ich's selbst für Pflicht, der Tante zu sagen, ein Mädchen von mehr Schulbildung werde besser hier am Platze sein. Sie nahm das sehr willig an: „Es thut uns wirklich leid, Fräulein Winter, Ihre häuslichen Fähigkeiten zu verlieren; vielleicht aber wollen Sie selbst noch etwas für Ihre Ausbildung thun, die von ihren Eltern versäumt zu sein scheint" (o, wie bat ich dem treuen Vater meine Trägheit ab!) „und ich muß Ihnen sagen, wenn sie nicht Köchin oder Nähterin werden wollen, so thun Sie daran wohl! Das war nun grob, aber wahr. Der Steuerrath dankte mir übrigens tausendmal für meine Mühe und Treue im Ordnen seines Haushalts. Ich aber habe mir vorgenommen, noch einmal in die Schule zu gehen, es koste was es wolle, und nicht mehr in die Welt hinaus, bis ich nur auch das Nöthigste gelernt habe. Weil ich aber nicht recht wußte, wie ich das angreifen sollte, und mich auch ein wenig schämte, so ging ich zunächst hieher; hier versauern will ich aber nicht."

Es war fast Morgen geworden, bis die Schwestern ihre Geständnisse vollendet hatten und sich zum Schlummer

niederlegten. Am andern Morgen am Frühstücktische, den Leonore emsig bediente, hub Sophie an: „weißt du was, Lorchen, ich will bei dir die Haushaltung und was dazu gehört, studiren!“ — „Und weißt du was, Sophie, ich will bei dir das ABC noch einmal lernen! das ist das Beste: wir zwei haben am wenigsten Grund, uns vor einander zu schämen, und am meisten Ursache, Geduld mit einander zu haben.“

Unter Lachen und Weinen, wenn sie an die verlorene Zeit ihrer frühen Jugend dachten, die nun so mühsam eingeholt werden mußte, entwarfen die Schwestern ihren nächsten Lehr- und Lebensplan und theilten ihn dem Onkel Stadtpfarrer, der, seit Großonkel Maier gestorben, ihr Vormund war, zur Genehmigung mit. Beide, besonders Sophie, hatten von ihrer Dienstzeit ein Sümmchen zurückgelegt, das ihnen leicht möglich machte, ein Jahr hier zusammen zu leben. Onkel Professor hatte wirklich nicht Zeit, sich um Anderer Angelegenheiten zu bekümmern. Einer seiner Söhne war durch's Examen gefallen, weil er seine Studienjahre gar zu eigenthümlich benützt hatte, und der andere aus der Lehre entlaufen, die seiner Eigenthümlichkeit gar nicht zusagte.

Onkel und Tante hatten nun freilich ihre Zweifel über das Praktische des Plans und bezweifelten, ob die Geduld der Schwestern (den Familienunterricht, dieser höchsten aller Geduldsproben,) bestehen würde, namentlich schien für Sophie der Schauplatz gar zu klein zur Erlangung von Haushaltungskenntnissen, aber Sophie meinte, es handle sich bei ihr ja nur um ein Verständniß des Nöthigsten, das sich in Einfachheit, in Stille und Ordnung am Besten erwerbe und

da Lust und guter Willen von beiden Seiten so groß war, so willigte man endlich in den Versuch.

Auf des Onkels Anrathen wurde auch das Eis gebrochen und die Nachfolgerspique überwunden, die sich zwischen der alten Frau Pfarrerin und dem neuen Pfarrer gebildet hatte, und die Schwestern fanden bei dem gebildeten Pfarrer und seiner liebenswürdigen Frau herzliche Aufnahme und freundlichen Rath.

Daß die Waisen das Wittwenhäuschen bewohnten, fand keinen Anstand, der einfache Haushalt wurde wieder in Stand gerichtet und es begann zum zweitenmal ein

Wechselseitiger Unterricht.

Die Schwesternschule wäre freilich ein gewagtes Unternehmen, und wohl ein unmögliches gewesen, wenn nicht die Mädchen zuvor schon in der Schule des Lebens den Anfang in der schwersten Lektion: der Selbstverläugnung und Demuth, gemacht hätten. Aber die rechte Schwesterliebe, die sie in der Fremde zuerst gelernt, der Gedanke an die treuen Eltern, denen sie den oft versäumten Gehorsam nun doch als Gabe auf's Grab legen wollten, die Erkenntniß, daß gerade zu den kleinsten Werken die Kraft aus der höchsten Quelle geschöpft werden muß, gab ihnen Geduld und Ausdauer, mehr als man für möglich gehalten hätte. Vielleicht auch ruhte leise und verhüllt im Hintergrund der Herzen ein Traum von irdischem Glück, das noch nicht ganz verscherzt sei, und das der Preis ihrer treuen Bestrebungen werden könnte; — wer kann's läugnen und wer wollte es tadeln; aber was sich ein Mädchen selbst nicht sagt, das brauchen auch Andere nicht zu sagen.

Ein Jahr ist freilich eine gar kurze Zeit, um einzuholen, was durch eine ganze Kinderzeit versäumt wurde; darum sollte dies treulich benützt werden, und die Mädchen begannen mit großem Eifer ihr beiderseitiges Lehramt. Leonore war die Erste, die früh am Tage die schlaftrunkene Sophie weckte. Diese wollte recht von unten auf dienen. Keine Arbeit sollte mehr nur für die Schwester recht und für sie zu gut sein; darum begann sie damit, Feuer aufzumachen, Frühstück zu kochen, Zimmer und Haus zu reinigen und die einfachen Mahlzeiten zu bereiten. Leonore zeigte große Geduld, wenn sie die Schwester in Handarbeiten unterrichtete; aber es zuckte ihr in allen Fingern, selbst anzugreifen, wenn Sophie in Haus und Küche sich oft so ungeschickt zeigte. Im Ganzen war es freilich ein gar kleiner Hausstand, wenn sie auch je und je ein Nachbarkind zu Gaste luden; doch meinte Lorchen, zum ersten Anfang sei es wohl gut, und ein großes Hauswesen bekomme Sophie doch nicht zu leiten. Auch war es gut, daß Zeit genug zu Lehr- und Arbeitsstunden übrig blieb.

Sophie zeigte wirklich viel Gaben und Geduld zum Unterrichten und viel Verstand in der Auswahl des Nöthigsten für ihre bald neunzehnjährige Schülerin, und es begegnete je und je noch dem guten Lorchen, daß sie mit Seufzen nach der Uhr sah, ob es noch nicht Zeit wäre, in die Küche zu gehen; aber Sophiens Beharrlichkeit beschämte sie, sie rief sich all die trüben Stunden zurück, die ihr die Unwissenheit gemacht, und sie faßte sich wieder und that ihr Bestes, glücklich, wenn die Schwester ihre Schülerarbeit lobte. Ebenso stichelte Sophie unermüdlich, trennte auf und nähte wieder nach den Anweisungen ihrer sehr pünktlichen Lehrmeisterin, als ob sie nie etwas Anderes thun wollte.

Nur wenige Zeit gestattete sie sich zur Fortübung in den Fächern, die ihr später wieder nöthig sein würden, zur Korrespondenz mit der gütigen Gräfin, die sich ihrer noch mit mütterlicher Treue annahm; auch die Abendstunden widmete sie, neben dem unerläßlichen Strickzeuge, der Schwester, und las ihr, nach der Anleitung Onkel Stadtpfarrers, Werke vor, die ganz geeignet waren, ihr allmählig Geschmack und Freude an dem Höheren beizubringen.

Nicht, daß sie nun gerade wie die leibhaftigen Engelein miteinander gelebt hätten und alles ineinandergegriffen hätte, wie ein gutes Rechenexempel — das eben nicht, gar manchmal wurde die Lehrerin heftig und die Schülerin widerspenstig, aber sie ließen die Sonne nicht untergehen über ihrem Zorn und erzählten sich nachher selbst nützliche Exempel aus ihrer Vergangenheit.

Der Verkehr mit dem Pfarrhause war eine wohlthuende Abwechslung in ihr Stillleben und auch Leonore lernte die Abende dort dem Plauderbänkchen der Frau Hauschin, die nicht recht mehr zufrieden war, weit vorziehen, sie hörte da in anspruchloser Weise so manches Gute und Schöne aus der ihr neuen Welt des Geistes, zu der sich ihr nun wenigstens ein schmales Pförtchen aufgethan, und Sophie fand in dem kinderreichen Hause reichlich Gelegenheit, ideale und reale Fertigkeiten in freundlicher Aushilfe zu üben.

Auch Feste wurden hie und da im Schwesternhause veranstaltet, wenn Onkel Stadtpfarrers zu Gaste kamen um den kleinen Haushalt zu erweitern. Es war ergötzlich zu sehen, wie sich Sophie als Hausfrau geberdete und mit Stolz den selbstverfertigten Pudding auftrug und wie jede der Schwestern die neuerworbenen Kenntnisse der andern in's Licht zu setzen suchte, um zugleich ihren Ruhm als Lehrerin zu erhöhen.

Lorchens Eroberungen auf dem Gebiete der Literatur blieben freilich gemäßigt, zwar verstieg sie sich auf Sophiens Antrieb bis zur Lektüre von Schillers Dramen und fand sie recht schön, jedoch ein wenig übertrieben, aber sie schrieb nun doch einen hübschen korrekten Brief, sie wußte ihren Sonntag mit dem Lesen guter Andachtsbücher besser als sonst zu verbringen, und sie kopirte zu ihrem Privatvergnügen alle Kaufmannsnota's, die ihr in die Hand fielen und rechnete sie sorgfältig nach, versteckte jedoch diese Zeugen ihres Fleißes selbst vor der Schwester.

Unternehmender war Sophie als Köchin, sie wollte sich, — nicht zufrieden mit den gegebenen Rezepten, sogar in neuen Kompositionen versuchen, was Leonore aber zu gewagt und kostspielig fand.

---

12. Ein wunderbarer Zufall.

Das Lehrjahr war vorüber, der Frühling sandte seine Vorboten in's Land, und auch die Schwestern, so wohl sie sich in ihrem Stillleben befanden, fühlten doch, daß es nicht so bleiben könne, um so mehr, als ihre Ersparnisse sich sehr erschöpft hatten und der Fond des bescheidenen Vermögens nicht angegriffen werden sollte.

Sophie hatte längst schon die Gräfin gebeten, ihr wieder für eine passende Stelle zu sorgen, und auch Leonore wollte sich nach einem Wirkungskreis umsehen. Sophie hatte ihr im Scherz einmal gerathen, der Frau Römer zu schreiben, um ihr zu zeigen, welch' gute Feder sie jetzt führe, das aber hatte sie mit Indignation verworfen, es wäre ihr wie ein indirekter Antrag vorgekommen, und „gelehrt oder

nicht gelehrt," sagte sie zu der Schwester, die Mühe hatte, sie nach diesem Vorschlag wieder zu versöhnen, „ich bin ein Mädchen, ich will mich suchen lassen und nicht suchen, und zehnmal lieber sitzen bleiben, als Einen Schritt zu viel thun." Sophie erröthete tief bei diesen Worten; war nicht ein leiser, ein ganz leiser Gedanke im Hintergrunde ihrer Briefe an die Gräfin gelegen? — Sie wollte lieber nicht daran denken; der Pfarrer hatte gewiß längst den Phönix gefunden, den er gesucht, die Gräfin hatte so wenig als sie selbst je seiner in ihren Briefen erwähnt.

Im Gedanken an eine nahe Trennung hielten die Mädchen noch inniger zusammen als zuvor, und pflegten recht mit Treue das kleine Hausgärtchen, um ein gutes Andenken zu hinterlassen, wenn sie nun bald der Weg wieder in die Fremde führe.

Es war ein stiller, schöner Morgen, als Sophie allein im Gärtchen beschäftigt war; sie hatte Kresse gesät: allerlei mysteriöse Namenszüge, die die Schwester nicht enträthseln konnte; und während sie das Beet begoß, flogen ihre Gedanken weit, weit weg über Thal und Hügel, da hörte sie eine Stimme, eine Stimme, ach, wie man nur Eine, nur eine einzige im ganzen Leben hört: „So fleißig, Fräulein Sophie?" sie blickte auf, am Gartenzaun stand der Pfarrer, neben ihm ein jüngerer Mann; — war's möglich? war's kein Traum? konnte sich in diesem wirklichen, nüchternen Leben etwas so Wunderbares ereignen? — Aber nur das Aufleuchten ihrer Augen, die tiefe Gluth, die ihre Wangen einen Augenblick überzog, zeigten ihre innere Bewegung; mit ächt weiblicher Fassung grüßte sie zuerst den Pfarrer, und fragte dann, als ob sie ihrer Sache nicht recht gewiß

wäre: „Herr Pastor Jürgens?“ — „Und ein alter Freund, wie ich hoffe,“ sagte der Pastor aus Holstein, ihr die Hand bietend; er war fast befangener als Sophie, und selbst dem Pastor Loci dämmerte eine Ahnung, als ob dies wunderbarliche Zusammentreffen von zwei alten Bekannten kein so ganz zufälliges sei, obgleich Mannspersonen nicht mit absonderlicher Spürkraft in Herzensgeheimnissen begabt sind.

Es war also Herr Pastor Jürgens aus Diepenbrok, dessen gute Tante, Fräulein Ludovike, vor einigen Wochen gestorben war und der, um sich zu zerstreuen und aus rein theologischen Interessen die Versammlung des Gustav Adolphsvereins hatte besuchen wollen. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an Pfarrer Horst in Altenzimmern, der in seiner Jugend in Norddeutschland gewesen war, und war dessen Einladung gefolgt, ihn auf ein paar Tage zu besuchen, um auch das Landleben in Schwaben kennen zu lernen. Gestern Abend war er im Pfarrhaus eingetroffen; bei der Unterhaltung über die Ortsverhältnisse war natürlich auch die Rede auf die verwaisten Schwestern gekommen und die Pfarrerin hatte ihm das Leben und Streben der zwei Mädchen gar ansprechend geschildert. Als ihre Namen genannt wurden, vermuthete er fast mit Gewißheit, daß er Eine der Schwestern schon früher im Hause der Gräfin Stein als Gouvernante gesehen haben werde, und der Pfarrer führte ihn auf dem Morgenspaziergang an dem kleinen Schwesternhause vorüber; so stellte sich die Sache der glaubigen Pfarrfamilie dar. O Du grundredlicher Pastor Jürgens, von dem Tante Ludovike rühmte, daß Du ein Nathanael ohne Falsch seiest, warum hast Du denn gänzlich verschwiegen, daß die Gräfin so freundlich war, Dir, auch zufällig und gelegentlich, alle Briefe Sophiens mitzutheilen, daß Du vollkommen gut

wußtest, wo die zwei Schwestern lebten und wie sie lebten, und daß der einzige freundliche Zufall bei der Sache war, daß Du gerade auf dieses kleine Fleckchen Erde ein Empfehlungsschreiben bekommen konntest?!" — „Wie sonderbar," meinte auch Sophie, als sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen Leonoren die Begegnung erzählte, „wie sonderbar, daß Pastor Jürgens gerade hieher kommen mußte!" — „Ueberaus sonderbar," sagte Lorchen ironisch; „o geh, ich bin nicht so dumm als ich aussehe, ich weiß auch, was die Glocke geschlagen hat!"

Die Schwestern wurden im Pfarrhaus zu Mittag geladen, und Leonore, als die Aelteste, lud, nach manchem Bedenken Sophiens, Pfarrers nebst ihrem Gast zum Abendthee.

Wenn nun auch der Pfarrer wohl gewußt hatte, daß er Sophie hier traf, so hatte er doch nicht gewußt, wie liebenswürdig sie sich in ihrer häuslichen Geschäftigkeit ausnahm. Seine schüchterne, bedachtsame Liebe machte riesige Fortschritte, kein Erwägen und kein Ueberlegen hätte ihn mehr abhalten können, die Frage auszusprechen, die Eine bedeutsame Frage, auf die er einer süßen Antwort so ziemlich gewiß war.

Die grüne Laube des kleinen Gärtchens, wo sonst nur stille Wittwen ihrem vergangenen Glück nachgeträumt hatten, wurde nun auch einmal zur Wiege eines jungen Glückes, aber nicht lange, der Pastor mußte abreisen, und das war gut, denn die Dorfbewohner hätten großen Anstand an der bräutlichen Zärtlichkeit genommen, und fanden die ‚g'scheidte Pfarrjungfer' sehr ungescheidt, daß sie sich am Arm führen lasse, wo sie doch allein laufen könne.

Nun gab's erst Uebung im Nähen, als die Schwestern zusammen die Aussteuer machten, und Leonorens praktische

Tüchtigkeit und Geschick zeigte sich in vollem Glanze. Im Herbst durfte sie der Schwester den Brautkranz in die Locken flechten und Onkel Stadtpfarrer segnete den Bund mit tiefer Rührung in der kleinen Kirche, wo einst der Vater Sophie getauft hatte.

Wie gern hätte Sophie der Schwester den Liebesdienst erwiedert! Sie glaubte, es komme die Gelegenheit dazu, als kurze Zeit vor ihrer Hochzeit ein Brief der Frau Römer an Leonoren anlangte. Leonore, die kühle, besonnene, vernünftige Leonore konnte kaum vor innerem Zittern das Siegel erbrechen. Wie gespannt war Sophie auf den Inhalt! Aber Lorchen wandte sich ab, als sie den Brief gelesen hatte, und blieb eine Weile still im Schlafstübchen, dann stieg sie auf den Boden, dann trug sie die zehnmal gesonnten Betten nochmals an die Sonne, dann grub und jätete sie im Gärtchen, wo nichts mehr zu jäten war, kurz, sie arbeitete viel und sprach nichts.

Bei Nacht erst, als das Licht ausgelöscht war, vertraute sie der Schwester, was in dem Briefe gestanden war. Frau Römer hatte sie gefragt, ob sie nicht wieder als Jungfer bei ihr eintreten wollte, ihr Sohn sei seit einem Jahr verheirathet, die junge Frau habe Zwillinge und sei dadurch erstaunlich in Anspruch genommen, ihr eigenes Fußleiden habe sich aber sehr verschlimmert und eine treue, umsichtige Hilfe thäte ihr Noth. „Was Schreiben und Rechnen anbelangt," schrieb sie ihr, „so wird das wenig an Sie kommen, da meine Söhnerin sehr bewandert in der Feder ist, sonst habe ich in allen Stücken das beste Zutrauen zu Ihnen, Jungfer Winter."

Leonore theilte das Sophien in kurzen Worten mit, ohne Kommentar, und Sophie nahm sie ohne Kommentar

in die Arme und weinte herzlich mit ihr, bis sie Beide einschliefen.

Am andern Morgen lehnte Leonore dankend das Anerbieten der Frau Römer ab, da sie gegenwärtig ihrer Schwester noch nöthig sei; gesprochen wurde nichts mehr darüber. Leonore aber hat nicht vergebens diese schwerste Schule stiller Entsagung durchgemacht.

---

13. Zu guter Letzt.

Und nun sehen wir noch einmal in das Pfarrhaus bei den grünen Linden, wo Sophie als glückliche Frau Pastorin lebt und waltet. Es sind zehn Jahre des Glückes und Friedens, die sie hier verlebt hat; aber Lehrjahre waren es auch noch, ohne Lehrgeld ging es nicht ab, sie mußte gar oft erfahren, wie auch das Glück der Herzen abhängig ist von den Kleinigkeiten, die eine Frau nie ungestraft vernachlässigt, und manche stille Thräne war aus den hellen Augen geflossen, wenn sie die Nachsicht und Geduld ihres Mannes in Anspruch nehmen mußte, wo sie sich gerne gewaidet hätte an seiner Freude und Zufriedenheit. Aber wie die Lehrjahre hienieden nie ganz ein Ende nehmen, so ist es auch zum Lernen nie zu spät für Alle, denen es Ernst damit ist.

Leonore hat sich in dienender Liebe, in aufopfernder Thätigkeit als treue Schwester bewährt, nun aber weilt sie am eigenen Herd als die Gattin eines Gutsbesitzers, dessen mutterlosen Kindern sie eine gute Mutter geworden ist. Sie gilt als Muster einer vortrefflichen Hausfrau, ‚wenn sie gleich eine Fremde ist,‘ und Schwager Jürgens lächelt oft über den Eifer, mit dem sie für gehörigen Unterricht ihrer

Kinder sorgt, wie er sich ergötzt an den schönen, lehrreichen Reden über weiblichen Fleiß und häusliche Tüchtigkeit, die seine liebe Sophie an ihre Mädchen hält, die sich sogar schon zu der Drohung verstieg, alle Bücher zu verbrennen, wenn sie darüber die Handarbeiten versäumen sollten.

Durch Onkel Stadtpfarrers stehen die Schwestern noch in stetem, freundlichem Verkehr mit der Heimath. Onkel Professor hat, so viel mir bekannt ist, fünf von seinen eigenthümlich Erzogenen nach Amerika spedirt; Otto fungirt dort als Kaminfeger mit allerlei Nebenämtern, Heinrich ist Oberkellner, Ludwig Hausknecht und Richard mit der schönen Stimme Pfarrer daselbst geworden.

Tante Maier lebt als Wittwe bei ihrer Tochter, in deren Hause sie mit grimmiger Thätigkeit schaltet und bitterlich klagt, daß so wenig Segen und Freude bei dem Reichthum sei, den sie doch mit so saurer Mühe erworben und zusammengespart habe.

Ob nun vielleicht zur Abwechslung Sophiens Töchter Haushaltungsgenies und die Leonorens Gelehrte werden, weiß ich nicht; auf jeden Fall ist ihnen zu gönnen, wenn ihre Laufbahn zu so glücklichem Ziele führt, wie die Lehrjahre der zwei Schwestern.

Mädchenbriefe.

Und schlummern alte Kinder,
So träumen sie nicht minder
Von Lust und holden Scherzen,
Von bittersüßen Schmerzen.

Und wenn sie dann erwachen,
Sie große Augen machen,
Viel anders ist es aufgekeimt
Als sich ihr thöricht Herz geträumt,
Und immer doch hielt weich und warm
Die ew'ge Liebe sie im Arm.
Drum schlaf, mein Kindlein, schlaf!
Den Kindlein wird's im Schlaf.

Wiegenlied.

1.

Liebste Julie!

Kaum kann ich vor Wehmuth die Feder ergreifen, wenn ich denke, daß uns nun Berge und Thäler trennen, daß wir so lange, ach wie lange, keine Hoffnung haben, uns wieder zu sehen. Du von mir fern, die Du meiner Seele innerstes Meinen verstanden hast! Ich bin freilich nicht arm an befreundeten Herzen; da ist Ida und Klara, die muntere Henriette und Irene, lauter intime Freundinnen, aber keiner, keiner kann ich so wie Dir alle Falten meines Herzens enthüllen!

Aber was hilft das Klagen?

Entbehren und Entsagen
Macht hier auf Erden reich,
Das Finden und Erjagen
Ist nur für's Himmelreich.

Von mir und unserem hiesigen Leben weiß ich Dir wenig zu berichten, es ist immer das alte: um acht Uhr Klavierübungen, um neun Uhr italienische Stunde, — Du weißt, daß ich mit dem Englischen und Französischen jetzt fertig bin, — um zehn Uhr Generalbaß (man sagt uns, daß Kenntniß im Generalbaß wirklich immer von einer Musiklehrerin gefordert wird); im Institut höre ich nur noch Physik, Astronomie und die Theorie der Kochkunst; Zeichnen und Singen, — bei Almorini! — treibe ich nur für mich allein. Es ist mir leid, diese Stunden kosten die Mutter ungeheuer viel, aber sie sagt, es sei ein Kapital für die Zukunft. Ich weiß nicht, wie das ist, aber wir haben immer zu viel nöthig, um sparen zu können, und das Geld ist wieder fort, ehe man dazu kommt, es einzutheilen, dann müssen wir auf's neue auf Rechnung nehmen, und so können wir gar nie mit dem rechten Sparen anfangen, von dem wir doch so viel reden. Die gute Mutter rechnet sich fast zu Tode und ist ganz glücklich, wenn sie nur wieder weiß, wofür all unser Geld ausgegeben wurde, aber draußen ist's, das ist gewiß.

Die arme Mutter freilich, die in Glanz und Herrlichkeit erzogen wurde und nun ihre letzte Kraft daran setzt, um mit den Künsten und Fertigkeiten, die der Zeitvertreib ihrer jungen Tage waren, ihre Kinder zu erhalten!

Nun, ich hoffe einmal als Erzieherin eine recht glänzende Stelle zu erhalten, dann soll es die Mutter noch gut bekommen. Ich höre wirklich auch eine Vorlesung über Pädagogik; ich kann es oft kaum erwarten, bis ich junge Seelen bilden kann; am liebsten möchte ich eine Prinzessin erziehen, damit die Keime, die ich in ihre zarte Seele legen dürfte, zum Baume würden, der seine segensreichen Aeste

über ein ganzes Land breitete! — Der Traum ist kindisch, aber göttlich schön! — —

Wärest Du noch am Sonntag in der Kirche hier gewesen! nein, diese Predigt von Herrn Lambert! Er sprach über des Christen Kampf und Sieg: Antworten auf die tiefsten Fragen unseres Herzens. Ich hatte ein wenig nachgeschrieben und wollte es Abends für Dich in's Reine bringen, aber Don Juan wurde gegeben, und obgleich ich die Mutter nicht gern zu der Ausgabe veranlasse, so meinte sie doch selbst, es sei für meine musikalische Ausbildung nöthig; die Nina sang einzig, ganz göttlich! Ja, was ich sagen wollte, nun ist mein Concept von der Predigt verwischt, weil's mit Bleistift geschrieben war; ich hoffe ein andermal besser Zeit zu finden.

Deinen Hut, liebes Herz, will ich erst besorgen, wenn der meine fertig ist, er muß ganz gleich werden:

Zwei Seelen und Ein Gedanke.
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Ich sage Dir, der meine wird allerliebst: weiß, auf der Seite nur Eine dunkelrothe Kamelia mit Sammetlaub, die Blume macht ihn sehr theuer, aber die Mutter meint, es sei besser gespart, wenn man gleich etwas rechtes nehme, und es ist wahr, die Kornblumen, die ich im vorigen Jahr kaufte, sind noch wie neu; wenn man einmal wieder Guirlanden trägt, kann ich sie gut brauchen.

Aber das Papier geht zu Ende und wie viel wüßt' ich Dir noch zu sagen! Die Mutter schilt, ich soll nicht zu viel sitzen, der Doktor fürchtet eine Bleichsucht, ich soll mir Bewegung machen. Bewegung im Schloßgarten, wo ich jedes Blättlein auswendig weiß, von den langweiligen Pomeran=

zenbäumen am Eingang bis zu den langweiligen Genien am Ausgang!

Die Bleichsucht? — könnte es nicht auch die Schwindsucht sein? wäre ich die erste Blüthe, die welkt, eh' ihr der volle Frühling aufgegangen?

Warum weilst du, stiller Knabe,
Mit dem tiefgesenkten Blick,
Noch verhüllst du deine Gabe,
Streckst die Fackel scheu zurück.
Willst du zagend vor mir fliehen,
Weil mein Lenz mich noch umweht,
Jugendlich die Wangen blühen
Und im Haar die Rose steht?
Ach, die Blum' in meinem Haare
Gieb mir freundlich in das Grab,
Grün begränzt sei meine Bahre,
Eine Rose fall' ich ab — —
— — — — — — — — —

Du meine Theure, Du wirst mein nicht vergessen, wenn ich frühe scheiden sollte, und ich werde Dir nahe sein im Flüstern der Trauerweide auf meinem Grabe.

Aber ich muß schließen, Herz, es ist sechs Uhr vorüber und heut ist unser französisches Kränzchen, und weißt du, ich trinke den Thee gern noch warm.

Leb wohl, du Glückliche, die ausruhen darf am Busen der Natur! Die Mutter grüßt Dich mit mir. In Eile

Deine ewig treue

Fanny.

Wenn Du Deinen Kragen noch nicht angefangen hast, so laß es lieber, man trägt jetzt nur kleine Chemisetten.

2.

Höre und staune, meine Theuerste! Das ist der letzte Brief, den Du aus den todten Mauern der Hauptstadt erhältst, ich gehe auf's Land, liebstes Herz, auf's Land!

> Fern von der Menschen Streben,
> Bin wieder frei gegeben
> Der alten Einsamkeit,
> Wie's Vöglein singt in Lüften,
> Ausströmt die Blum' in Düften
> Wohl all ihr Herzeleid.

Ja, das hat sich wunderbar gefügt.

Die Mutter und ich wußten kaum, daß Vater einen alten Onkel, Gutsbesitzer weiß nicht wo, hat, mit dem er seit langen Jahren nicht mehr zusammen kam. Er hat, glaub ich, Vaters Heirath nicht gern gesehen. — Nun, der Onkel kam, ich glaube seit Olims Zeiten zum erstenmal wieder in Geschäften hieher, und wollte bei der Gelegenheit doch nach der Wittwe und den Kindern seines Neffen sehen.

Er ist ein recht guter Mann, der Onkel, etwas eigen, etwas, — ich möchte nicht gern sagen roh, aber wie man eben auf dem Lande wird, und ziemlich materiell. Er wußte der Mutter seine Liebe und seinen guten Willen nicht besser zu zeigen, als daß er ihr Viktualien aller Art heimlich in die Küche stellte, bald eine Weinflasche, bald Würste, einmal zog er sogar einen Hasen aus seiner eigenen Tasche. Nun, der Wille war gewiß gut, und er hat mich überglücklich gemacht durch seine Einladung, auf längere Zeit zu ihm auf sein Landhaus zu kommen. „Das schmächtige Töchterlein geben Sie mir mit, Frau Nichte, die soll sich bei uns rothe Backen holen, wird ihr auch nicht schaden, wenn sie einmal

sieht, wo das Brod wächst und daß man die Milch nicht aus dem Brunnen schöpft, wie in der Stadt."

Das war ein Himmelswink für die gute Mutter, die sich schon lang mit Plänen gequält, wie sie einen Landaufenthalt für mich möglich machen solle, und für mich! — ich hätte laut jubeln können.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

Der Onkel reiste gleich ab, morgen werde ich nachfolgen, nachdem endlich, nach unendlichen Mühen, meine Ausstattung für den einfachen Landaufenthalt besorgt ist.

Die gute Mutter! sie hat ihren Hochzeitschmuck aufgeopfert, um alles recht herzustellen, sie hatte ihn mir zum Brautschmuck aufheben wollen, — mir zum Brautschmuck! — arme Mutter! — sie weiß nicht, daß ihr Kind diese Träume längst begraben hat und getrost einer einsamen Zukunft entgegen geht, die es sich schmücken will mit allen Blüthen der Freundschaft und der Dichtung.

Bereits ist alles fertig und gepackt. In zwei Koffern, drei Schachteln nebst der Hutschachtel, einer Reisetasche und einem Necessaire ist außer dem kleinen Handgepäck, das noch nachkommt, alles glücklich untergebracht. Die Guitarre hat Er mir noch gestimmt. — Es ist etwas viel Gepäck, aber ich wußte von meiner bisherigen Garderobe nichts zu entbehren, selbst nicht das Mousselinkleid, das ich aber im Koffer verborgen lassen will, damit man nicht denkt, ich mache Anspruch auf Vergnügungen; zu ländlichen Tanzfesten beim Ton der Schallmeien hoffe ich doch, es gebrauchen zu können. Und dann mußte ich mich doch auch mit soliden, einfachen Kleidern versehen, da ich bei der Tante die Haus-

haltungskunst lernen werde: zwölf Küchenschürzen, ein Dutzend Vorärmel, allerliebste Holzpantöffelchen, sogar ein Kleid von wasserdichtem Stoff hat die besorgte Mutter gekauft, die selbst mit den Bedürfnissen des Landlebens wenig bekannt ist; wozu? weiß ich nicht recht, vielleicht für den Fall einer Ueberschwemmung, wo ich in einem Kahn Menschenleben durch die wogende Fluth retten könnte.

Dann meine Bibliothek, — die Kinderschriften, mit denen ich vielleicht die Kinder des Dorfes um mich versammeln könnte; dann meine Kleinodien, meine lieben Dichter, die ich noch ergänzt, — wie süß wird sich's damit träumen im Schatten säuselnder Linden! und die englischen, französischen und italienischen Bücher, und die Noten, — *er selbst* hat mir noch neue Musikalien bezeichnet, die *mußt'* ich natürlich anschaffen.

Mein Gartenhut ist wundernett, ungeheuer groß, er wogt wie Meereswellen, mit langflatternden, himmelblauen Bändern.

Fürchte nicht, Liebe, daß mir die ländlichen Arbeiten schwer fallen werden, wie freue ich mich, Morgens eine Schaar munter gackernder Hühner mit einem Regen goldener Körner an mich zu locken! Auch das Melken und Buttern muß allerliebst sein; es ist sonderbar, daß mir Mutter nicht erlaubte, aus dem neuen Holzwaarenlager einen zierlich geschnitzten Melkkübel und ein niedliches Butterfaß mitzunehmen, es hätte auf die Großtante gewiß guten Eindruck gemacht, wenn sie mich so wohl vorbereitet auf's Landleben gesehen hätte.

Und nun noch Eins, meine Theure, zum ersten, vielleicht zum letzten Mal, das süße, schmerzliche, unausgesprochene Geheimniß meiner Seele, das Du längst errathen.

Ich scheide von dem Gewühl des Städtelebens, aber ich scheide ja auch von Ihm!!

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

O, das ist schmerzlich, und weißt Du, daß er jetzt schon zweimal mit mir gesprochen, und ich einmal mit ihm! in der letzten Singstunde, wo ich wagte, ihm zu sagen, daß ich austrete, und um seinen Rath über Musikalien bat.

O, er wußte nicht, warum meine Stimme zitterte! wir blieben kühl und fremd, er war der Lehrer, ich die Schülerin; — es ist wohl besser, wenn ich gehe, ich werde ihn ja nie mehr sehen.

Wandle, wandle deine Bahnen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Ach, ich habe wohl einmal geträumt, — geträumt, wenn ich — es will nicht aus der Feder, — wenn ich Sein wäre! — welch selige Zukunft wäre das! Ich weiß wohl, er ist arm, wie ich, aber das ist ja eben so göttlich, da kann man sich solche Opfer bringen, — er hat Talente, und ich, o, wie hätte ich arbeiten wollen! ich hätte Stunden gegeben den ganzen Tag, — und die Nächte durch hätte ich gearbeitet, — für Ihn! Die Mutter hätten wir zu uns genommen und auf den Händen getragen, — und für alle Mühe hätte mich ein Lächeln von seinen Lippen (weißt Du noch, diesen wunderbar fein geschnittenen Mund zwischen dem schwarzen Bart?) reich, o wie reich belohnt.

Es sollte nicht sein.

Was ist's, wenn er im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihm gern vergeben,
Daß er mich nicht versteht.

Du kehrst bald in die Residenz zurück, theure Julie, in der Singstunde denke auch an Deine

entsagende

Fanny.

Bitte, schicke mir den Thomas a Kempis, und Dein breites blaues Band zur Guitarre, kannst mein rosafarbenes dafür nehmen; ich denke doch, Hut- und Lautenband sollten gleich sein.

Den nächsten Brief von Stauffenberg aus, welch romantischer Name! Ich kann mir Großonkels alterthümliches Schlößchen ganz vorstellen, ich werde wohl ein Erkerstübchen bewohnen, da wird's freilich ein bischen schauerlich sein.

3.

Stauffenberg.

So wäre ich also hier, meine Liebe, ich komme später zum Schreiben als ich geglaubt; — es ist alles so viel anders, wie ich mir vorgestellt, aber doch freundlich und ländlich, gewiß ganz ländlich. Ich bin letzten Freitag angekommen, Onkels Gefährt hat mich auf der Post abgeholt, eine etwas sonderbare Kutsche, sie ist grün angemalt und hat keine Thürchen zum Oeffnen, man muß oben hineinsteigen, ein alter Knecht in einem grauen Mantel kutschirte, die Pferde sind angezogen wie Ackergäule, es ist alles recht nett: aber ich war eigentlich doch froh, daß mich niemand aus der

Stadt gesehen hat. Eben wollte ich mich dem biedern Alten mit ein paar freundlichen Worten nähern, da fing er an auf eine ganz rohe Weise zu fluchen über mein vieles Gepäck, zu dem außer dem früher beschriebenen nur noch das Notenkistchen und das Guitarrenfutteral gekommen war; wenn mir's nicht Spaß gemacht hätte, als er bei der Guitarre sagte: „dui Geig' ka des Jungferle uf d'Schoß nemme,“ so hätte mich diese Rohheit recht gekränkt, obwohl er's nur für sich brummte. Er brachte alles unter, ging aber so rücksichtslos mit den Sachen um, daß ich immer in Todesangst war, da bei jedem Stoß auf dem steinigen Weg alles zusammenholperte und rumpelte.

Wir kamen endlich an; ach Julie! das Schloß ist ganz anders, als ich mir gedacht, es ist gar kein Schloß, und ist nicht alt, und hat keinen Erker und steht auf keiner Höhe, — es ist nur ein Haus, lang und gerade mit vielen Fenstern, einige Schnörkel über dem Portal und blecherne Delphine an den Wasserrinnen sind der einzige Schmuck. Und dann steht es mitten im freien Ackerfeld, ringsum nichts als Aecker und ein Gemüsegarten, nur auf der Rückseite sieht man auf den grünen Wald. Ach, Liebste, in so langweiligen Räumen kann sich nichts ereignet haben!

Großonkel und Tante empfingen mich unter der Hausthüre recht freundlich, ich war froh, daß ich den Onkel schon kannte, denn die Großtante sieht etwas trocken aus, sie ist eine ältliche Frau und wird nie schön gewesen sein; sehr einfach gekleidet, aber so gar frisch und sauber, alles wie ganz neu, und doch bemerkte ich später, daß ihr graues Kleid vielfach ausgebessert ist.

Ich glaubte, der Onkel wolle sich krank lachen über mein Gepäck; als ich vollends noch den gestickten Feldstuhl,

den mir die Mädchen für meine ländlichen Spaziergänge zum Abschiedsgeschenk gegeben, die Farbenschachtel und die vielerlei kleinen Sachen ablud, da war er nimmer zu halten, nur die Magd schien mit großem Respekt die vielen Sachen zu betrachten, der Knecht aber stimmte mit in's Lachen ein, was mich fast zu Thränen brachte; ein junger Mann, der etwas anders als ein Bauer aussieht, obgleich er nicht viel besser gekleidet ist, nahm rasch und leicht einen Koffer und ein paar Schachteln und trug sie hinein, allmälig kamen die andern Sachen nach, Großtante hatte mir Thee gemacht und es wurde mir ziemlich behaglich, aber doch anders, so ganz anders als ich mir gedacht hatte; warum weiß ich selbst nicht recht.

Der junge Mann ist eigentlich mein Vetter, obgleich er gar nicht so aussieht, er ist der Enkelsohn Großonkels, seine Eltern leben nicht mehr. Er wäre schon ordentlich, scheint aber ganz ungebildet, und denke nur, aber ich kann's fast nicht schreiben, — auch darfst Du es niemand sagen, — denk nur, er heißt Tobias; das ist doch gewiß gar zu ländlich. Aber nicht wahr, behalt es für Dich. Wenn eines der Mädchen wüßte, daß ich einen Vetter habe, der Tobias heißt!

Ich bewohne ein nettes Stübchen, doch es ist kein bischen schauerlich. Noch bin ich nicht recht daheim, das wird aber schon gehen, die Tante ist sehr gut gegen mich.

Und Du bist in der Residenz, und wir wären jetzt wieder beisammen!

Sei stille mein Herz, und schlage nicht so,
Ist alles denn hin, wenn die Liebe entfloh?

Grüße mir alles viel tausend, tausendmal, und wenn Du in die Singstunde kommst, so denke an mich, wenn Du

in die schwarzen Augen siehst, in deren Tiefe mein Glück versunken ist; grüßen darfst Du ihn nicht, auch nicht leise; ich wag's nicht im Traum.

Leb wohl und denk an Deine

Fanny.

Wenn Du etwas neues in Schürzen siehst, so theil' mir's doch mit; man geht hier in Schürzen aus.

4.

Es fängt schon an, sich hier freundlicher zu gestalten, wenn ich auch immer noch vieles anders finde als meine Träume. Wo im Leben ist das anders?

Die Lage von Stauffenberg ist doch freundlich, der Garten freilich unendlich langweilig, Tante gibt mir aber Erlaubniß, Blumen darin zu pflanzen, so viel ich will. Das werde ich denn auch, sobald ich nur mit meinen eigenen Angelegenheiten ein wenig im Reinen bin. Nur geht das nicht so schnell, weißt Du, bis ich alles ausgepackt und eingeräumt und ausgebügelt habe; es hält hier so schwer, heiße Bügelstähle zu bekommen, die Leute sind gar nicht darauf eingeschult, da es nur in der großen Wäsche vorkommt, Tante trägt immer graue Kleider und sehr einfache Hauben. Dann bin ich mit meinen Arbeiten noch nicht fertig, ich habe angefangen, mir Kragen und Aermel zu einem Morgenröckchen zu festonniren, Du weißt, das nimmt viel Zeit. Bei Licht häkle ich mir einen Fensterteppich in mein Stübchen, um es doch ein wenig herauszuputzen, und so gibt es den ganzen Tag zu thun, ich habe nicht zu viel Zeit für die Musikübungen und Sprachen.

Von Musik scheint der gute Onkel eigene Begriffe zu haben. Neulich kam er bald vom Felde heim, wohin er immer selbst geht, wir saßen in der Dämmerung im Zimmer. „Spiel' uns auch was, Bäschen,“ bat er; ich sagte, daß ich meine Noten noch nicht ausgepackt habe. „Ja was?“ rief er, „kannst Du denn nichts auswendig? spiel' mal einen Walzer, oder einen Marsch, das hör' ich am liebsten.“ Ich erklärte ihm, daß ich nur Sonaten, Variationen und größere Musikstücke spiele, und daß mein Lehrer nicht wünsche, daß ich auswendig lerne. Da hättest Du sehen sollen, wie ärgerlich der Onkel wurde; „was? wozu gibt man das schwere Geld für euch aus, wenn ihr nicht im Stande seid, etwas Raisonnables zu spielen!“ Tante hatte Mühe, ihn wieder zu begütigen.

Den Vetter sehe ich selten, Morgens ist er meistens schon auf dem Feld oder sonst in Arbeit, auch Mittags bleibt er nicht lang da, nur Abends, wo er nach Tisch oft vorliest; aber ich muß gestehen, das Vorlesen ist mir langweilig, er liest meist Biographien oder landwirthschaftliche Sachen, und Sonntags liest er aus der Bibel. Das ist doch etwas sonderbar von einem jungen Mann; wenn es noch ein Andachtsbuch wäre, aber geradezu aus der Bibel, — freilich, wenn man auch Tobias heißt!

Mit der Oekonomie, die ich hier lernen soll, habe ich eigentlich noch nicht angefangen. Sie lachten Alle zusammen, als ich fragte, ob ich melken solle und bedauerte, daß ich den netten Melkkübel nicht mitgebracht. „Das thut schon die Stallmagd,“ meinte die Tante, und in der That, als ich einmal in den Stall hineinkam, lüstete mich's nicht nach einem zweiten Besuch, und der Vetter, der trockene Tobias, wollte sich wieder fast krank lachen, als er sah, daß ich ein

parfümirtes Taschentuch an die Nase hielt. Auch das Buttern habe ich versucht, aber ich kann den schweren Stöpsel gar nicht halten. Die Hühner sind immer schon gefüttert und weiden auf dem Wiesenplatz am Hause, wenn ich aufstehe. Mit der Küche will's auch nicht so recht gehen, Tante kocht meistens allein und schickt die Mägde auf's Feld, aber ich kann die rußigen Töpfe doch nicht selbst heben, auch lege ich die Halbhandschuh nicht gern ab, es gibt sonst so häßliche Hände, — ich denke, später wird's schon noch gehen, und sagte der Tante, ich wolle vorher mit meinen Sachen in's Reine kommen. Sie lächelte und meinte, das soll ich nur thun.

Großtante ist eine eigene Frau, etwas trocken und macht nicht viele Worte, auch geht sie nicht schnell und thut alles geräuschlos, aber es ist, als ob ihr die Erdmännlein hülfen bei der Arbeit, dabei ist alles nett und sauber; freilich, sie trägt im Hause Salbandschuhe, die ziemlich plump sind, aber sie geht so leicht und leise darauf, ihre grauen Kleider sind immer wie neu, und wenn sie gekocht hat, setzt sie eine blendend weiße Haube zu Tisch auf und thut ein ebenso weißes Halstuch mit schmalen Spitzen um den Hals, das sieht recht nett und frisch aus, wenn auch gar nicht modern.

Onkel und sie machen nicht viel Worte mit einander, aber es ist angenehm, zu sehen, wie sie für ihn sorgt und denkt und wie großes Vertrauen er in sie setzt. „Fragt nur meine Frau," bescheidet er in tausend Dingen die Leute, und wenn die Frauen der Nachbarschaft hie und da zu Besuch kommen und von ihren häuslichen Anordnungen daheim reden, so sagt der Onkel gewiß: „da müssen Sie sich an meine Frau wenden, die hat eine ganz vortreffliche Me-

thode in diesen Sachen.“ Er ist sehr gut und freundlich gegen mich, aber ich merke doch, daß er nicht viel auf mich hält, weil ich nun eben wieder anders bin, als seine Frau. Aber jede Zeit macht andere Anforderungen.

Es ist komisch, wie mich der gute Onkel immer zum Essen nöthigt, ich weiß mir oft nimmer zu helfen: entsetzlich fettes Fleisch und schwere Klöße will er mir aufdringen, und ich muß mich wirklich erst ein wenig an die rauhe Kost hier gewöhnen, die gute Tante hat mir oft schon in der Stille den schwer beladenen Teller abgenommen, den ich mit wahrer Verzweiflung betrachtete.

Im Ganzen bin ich gewiß gern hier, und es ist nicht blos das thränenfeuchte Lächeln eines resignirten Herzens, mit dem ich der guten Mutter heitere Berichte schreibe.

Nur leise will ich klagen,
So lange die Thräne noch rinnt,
Und träumen von schöneren Tagen,
Die lange verflossen sind.

O cara memoria!

Denkst Du der Stimme,
Die uns getönet
Wie Zauberklänge
Aus fernen Welten?

O Theure, ich habe auch Dein Herz wohl verstanden! Ein Herz und Eine Seele, Eine Liebe, Ein hoffnungsloses Leid, das muß uns binden für die Ewigkeit.

Gesellige Verbindungen habe ich noch keine angeknüpft, die Frauen der Nachbarschaft, die hie und da Tante besuchen, schwatzen von Seife und Lichtern, von Hanf und Flachs, von Obst und Most, als ob das Leben dran hinge, die we-

nigen jungen Mädchen, die ich sah, sind ganz flache, gehalt-
lose Geschöpfe, ohne Tiefe und Werth.

Aber mein Brief ist ein Buch geworden, gute Nacht.
Leb wohl, Theuerste, vergiß nicht

Deine Fanny.

5.

So ganz nüchtern und ohne Geheimnisse, wie ich glaubte,
ist doch unser Herrenhaus nicht; ich habe wirklich eine nette
Entdeckung gemacht, von der ich Dir berichten will; ich sage
Dir, es ist fast wie im Dornröschen.

Unser Haus ist sehr groß und die Zimmer im obern
Stock fast alle unbewohnt, nun habe ich im Dachstock vom
Garten aus hie und da Abends Licht bemerkt, zur Zeit, wo
ich wußte, daß keine der Dienstmädchen oben war; das sah
gar geheimnißvoll aus, ich mochte nicht fragen, es ist so
hübsch, etwas Räthselhaftes selbst zu ergründen. Eines
Abends, als ich das Licht wieder erblickte, entschloß ich mich,
ihm nachzuspüren.

Sie stieg hinauf zum Dache
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand drückte ich
die Klinke auf und richtig:

Ein Weiblein grau von Haaren,

das da zwar nicht spann, aber nähte; — ich war so über-
rascht, daß ich, als sie aufblickte und die Augen mit der
Brille zu mir wandte, mit einem Schrei davon sprang, die
Treppen hinunter und bis in die Küche zur Tante, die mich
ganz verwundert anblickte.

„Tante, was habe ich für ein seltsames, altes Weiblein entdeckt!“ „Wo denn, Du albernes Kind?“ „Oben, ganz oben in einem verborgenen Dachstübchen, da sitzt sie bei einer Lampe und näht.“ „O Du einfältiges Dinglein,“ lachte die Tante, „das ist ja das Annamreile, unsere alte Näherin.“ „Aber warum habe ich nie von ihr gehört, Tante?“ „Ja, was hättest Du denn von ihr hören sollen?“ „Und warum sitzt sie so hoch oben und so allein, und kommt nie herunter?“ „Sie bleibt am liebsten in dem Dachstübchen, weil sie da schon gewohnt hat, als sie meine Schwiegermutter in Dienste nahm, und sie kommt nicht herunter, weil sie nicht mehr gut Treppen steigen kann, morgen kannst Du ihr neue Flickwäsche hinaufbringen und sehen, daß sie keine Fee und kein Erdfräulein ist.“

Ich wurde noch viel ausgelacht mit meiner merkwürdigen Entdeckung; am andern Morgen kam ich bei Tageslicht hinauf und habe mir alles besehen. Annamreile ist kein Weiblein, sondern eine alte Jungfer, wohl achtzig Jahre alt oder mehr, mit der Brille aber, die glaub' ich auf ihrer Nase angewachsen ist, kann sie noch das Feinste nähen bei Tag und Nacht, ich wollte sie malen, wie sie Abends den Faden am Licht abbrennt, ehe sie einfädelt. Sie sitzt unverrückt vom Morgen bis in die späte Nacht auf einem alten, runden Tabouret mit drei gedrehten Füßen und einem verschossenen blauen Ueberzug; vor ihr ein Nähkissen mit zahlreichen Stecknadeln besteckt, die sie aus zerbrochenen Nadeln mit Siegellack verfertigt, zu ihren Füßen eine alte graue Katze, zu ihrer linken Seite ein Korb mit dem schadhaften Weißzeug, zur rechten einer, in den das ausgebesserte kommt; so sitzt sie Tag für Tag in ihrer Dachkammer, am Fenster, vor dem ein Rosmarin- und ein Nelkenstock steht.

Das Essen wird ihr hinaufgebracht, und wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht ein wenig plaudert, so hört und spricht sie oft tagelang kein Wort. Tante besucht sie bisweilen Abends und steht sehr vertraut mit ihr.

Mir kam die Entdeckung ganz erwünscht. Mein Morgenkleid hatte im Garten einen Riß bekommen und mein Hauskleid einen großen Brandfleck in der Küche, ausbessern war nie meine Liebhaberei. Strümpfe stopfen, das ist ohnehin mein Tod, da hab' ich denn alles dem Annamreile hinaufgetragen, sie flickt excellent.

Ich habe eine Art von Freundschaft mit ihr geschlossen und verplaudere hie und da ein Stündchen an Regentagen, obgleich die Luft in ihrem Stübchen fast etwas dumpfig ist; — es ist süß, sich für andere hinzugeben, und meine Besuche sind gewiß ein Lichtblick in diesem einsamen Leben.

Zudem, — im tiefsten Vertrauen, meine Theure, ich werde mich hier im Hause eben nie, nie so daheim fühlen, ich fühle mich so unverstanden unter diesen guten Leuten.

Fremd dem Ohr ist meine Sprache,
Fremd den Herzen ist mein Leid.

Der Onkel zwar ist ein prächtiger Mann, mit dem schwarzen Sammetkäppchen auf seinem grauen Haare, immer zufrieden, immer heiter, aber — seine Späße verletzen mich doch hie und da. Auch ist mir's peinlich, daß er immer verlangt, ich und Tobias sollen einander duzen, das kann ich doch unmöglich. Tante ist sehr gut, gewiß, aber sie ist doch gar zu geschäftig, ich sehe nicht ein, wozu sie Mägde hat, wenn sie alles selbst thut; wenn ich mit meiner Arbeit in der Laube sitze, ist mir's immer peinlich, wenn sie so hackt und gräbt, ich meine oft, sie thut es absichtlich, nur mir zum Beispiel; ich habe mich wohl oft schon angeboten, ihr

zu helfen, dann weist sie mir immer Arbeit an, aber von dem Begießen bekam ich abscheulich nasse Strümpfe, von dem Setzen wurden meine weißen Aermel schwarz und schmutzig von Erde, da fiel mir das wasserdichte Kleid ein, und ich sagte der Tante, ich wolle das anziehen.

Bis ich mich aber umgekleidet hatte (ich fand so lange niemand, der mir das Kleid zugemacht hätte), war Tante mit allem fertig, und ich hatte das steife Kleid vergebens an.

Vetter Tobias, der ist mir vollends unbequem, er hat so stille Augen, mit denen er einen verfolgt, ich glaube nicht, daß er etwas dabei denkt, o nein, es sind im Grunde fade, graue Augen, nicht „zwei Königskinder, in Demanten blitzend," wie jene Augen, — aber sie inkommodiren mich doch, er macht nur hie und da seine trockenen Bemerkungen. Als der Onkel neulich mir rief, die Suppe hereinzubringen, sagte er: „o nein, Fanny würde ihre Handschuh verderben, das ist nur für Großmutter." Was geht es ihn an, was ich arbeite oder nicht, ich gehe wahrhaftig nicht müßig, schon das ganze Kleid festonnirt, und nun habe ich eine Haube auf der Tante Geburtstag angefangen, obgleich ich mit meinen eigenen Sachen nicht halb fertig bin.

So oft ich mich in ein ordentliches Gespräch mit ihm einlassen will, schreckt mich eine Plumpheit zurück, — und er hat nicht einmal studirt und spricht nicht Französisch, das einfachste Erforderniß höherer Bildung.

Ich brachte neulich das „Wort der Frau" von Heiden aus meiner kleinen Bibliothek zum Vorlesen, Tobias las es wirklich nicht übel vor, und es fand mehr Beifall, als ich geglaubt hätte, obgleich der Onkel ein paarmal dabei einschlief, und nachher versicherte, er wisse nichts mehr davon, als daß von einem gewaltthätigen Weibsbild die Rede sei.

„Frau Irmengard ist auch nicht mein Ideal einer Frau," sagte ich. „Wollen Sie uns vielleicht Ihr Ideal schildern, Fanny?" fragte Tobias. „Ich höre lieber vorher das Ihrige," entgegnete ich, denn in der That, ich fand es nicht leicht und nicht nöthig, das ganze Bild süßer, hingebender Weiblichkeit, vereint mit dem höchsten Geistesadel, so wie es mir vor der Seele schwebt, vor diesen profanen Augen zu entfalten.

„Mein Ideal?" sagte er, „das ist nicht weit zu suchen, es ist meine Großmutter." Tante war schon wieder draußen, ich weiß nicht, was sie immer zu thun hat.

„Natürlich," sagte ich etwas gereizt und unartig, wie ich nachher einsah, „ist Ihnen die häuslichste Frau auch die beste; je mehr eine wascht und näht, kocht, pflanzt und spinnt, desto vortrefflicher —"

„Nicht weil die Großmutter kocht und spinnt, wascht und näht und noch viel mehr thut, was Sie, Bäschen, nicht einmal wissen," fiel er, auch in verstärktem Tone ein, „sondern weil sie alles thut, was sie kann, um Andere glücklich zu machen, weil sie mit stillem Sinn vor Gottes Augen ihre Pflicht thut, und über der Erde den Himmel nicht vergißt. Und wenn ich Ihnen in Kürze sagen soll, welche ich für die beste Frau halte, so sage ich, es ist, die sich am meisten selbst vergißt, die am treuesten ist über das ihr Anvertraute, sei es nun wenig oder viel."

Ich weiß gar nicht, wie der stille Tobias zu so einer Rede und ich zu so heftiger Aufregung kam, fast weinend sagte ich: „und weibliche Bildung, Talente, Kenntnisse, verwerfen Sie natürlich, selbst wenn sie um eines Berufes willen ausgebildet werden?" eine so entsetzliche Ungerechtigkeit bringt mich immer beinahe außer mir.

„Keineswegs," antwortete er wieder ganz ruhig, „sie

gefallen mir sehr, wo sie dieser Treue im Nächsten und Kleinsten nicht in den Weg treten, es kann auch Pflicht sein, sie auszubilden, aber wer sich nicht selbst vergessen lernt, wird weder als Hausfrau, noch als Erzieherin glücklich sein und glücklich machen."

Großtante kam wieder, und Onkel rief: „gut, daß Du kommst, die Zwei da wären sich bald in die Haare gerathen, da sieh, wie die Fanny ein rothes Köpfchen hat, weil Tobias nicht die Mädchen bewundert, die sich mit vier Sprachen abgeben und Sternkunde verstehen."

Ich verließ das Zimmer in höchster Bewegung, ich begreife wirklich nicht, warum ein so ungebildeter Mensch mich so kränken kann, noch jetzt hat mich die Erzählung aufgeregt. Gute Nacht für heute, meine Liebe, Du, Du verstehst mich, wenn Alle mich verkennen. Leb wohl!

Vergiß nicht die neueste Nummer der Musterzeitung.

6.

Wir haben wirklich Regentage, Du hast keinen Begriff, Theuerste, wie trübselig das auf dem Lande ist. Hier fühlen sie es nicht. Tante hat angefangen, ihre Kammern zu rangiren, obwohl da nichts zu ordnen ist, da ist immer alles wie ausgeblasen. Aber sie behauptet, es sehe schrecklich aus, und steht in einem schauerlichen Chaos von Leinwandballen, von Tuchresten, von was weiß ich alles. Ich lief im Schrecken davon, als ich versucht hatte, meine Hülfe anzubieten. Tante selbst ist aber höchst vergnügt dabei, und versichert, so oft sie aus dem Drangsal zum Essen kommt, es sei einem doch recht wohl, wenn man auch wieder einen klaren Ueberblick über sein Besitzthum bekomme, — bald fällt ihr

über einem alten Bettcouvert ihre Urgroßmutter ein, die einen Staatsrock davon hatte, bald erinnert sie ein wurmstichiger Perrückenstock an ihren Papa selig; dann hat sie eine Leinwand entdeckt, die ihre Muhme als siebenjähriges Kind gesponnen, — ich gönne ihr die Freude, aber wenn mein Besitzthum aus solchem alten Plunder bestände, ich wäre froh, wenn mir's in Ewigkeit nicht unter's Gesicht käme. Sie hat mir auch Leinwand geschenkt, um Hemden für die Mutter zu machen; es ist gewiß recht freundlich von ihr, nur sehe ich nicht ab, wie ich zu einer solchen Näharbeit kommen solle.

Onkel, der studirt in einem uralten Folianten: „Der kluge und rechtsverständige Hausvater." Daß er Vergnügen daran findet, kann wohl sein, aber daß Tobias mit solchem Interesse seine Vorlesungen daraus hört und die alten Bilder besieht, — das scheint mir fast Heuchelei. Tobias zeichnet daneben eine Karte von dem Gut und ist mit Leib und Seele in diese Arbeit vertieft. Und in all diesem prosaischen Treiben Deine arme Fanny allein, —

Allein, wie in dem Sarg die Leiche,
Allein, wie in des Blau's Bereiche
Die dunkle Wolke sturmbeschwert
Am heitern Tag vorüberfährt.

Allein mit ihren stillen Thränen, ihren süßen Erinnerungen
unter Larven die einzig fühlende Brust.

Das klingt freilich zu hart, ist aber auch nicht so schlimm gemeint.

Mit Tobias bin ich noch ernstlich gespannt; ich hätte ihm vielleicht das bittere Unrecht verziehen, das er mir kürzlich zugefügt, — mich selbstsüchtig zu nennen, — deren höchster Wunsch nur darum eine glückliche Zukunft ist, weil ich

die Mutter beglücken möchte; aber verkannt zu werden ist ja Erdenloos.

Ich habe schon vergeben,
Des Friedens Schatten schweben,
Wo sanft ein Herz voll Liebe ruht.

Aber er läßt nicht nach, mich zu kränken. Kürzlich war Besuch vom Städtchen da: eine Frau Verwaltungsaktuarin und ihre Schwester, die Frau Amtspflegerin mit ihrer Tochter, — Du kannst Dir nichts Langweiligeres denken. Ich flüchtete mich in meine geliebte Laube mit einem italienischen Buch; o diese süßen Laute! — Da stand auf einmal der Vetter Tobias vor mir, „es ist Besuch oben, Bäschen,“ sagte er in einem rechten Schulmeisterton. „Ich weiß es,“ erwiederte ich gleichgültig. „Man weiß, daß Sie da sind,“ sagte er wieder, „es fällt doch auf, wenn Sie allein im Garten sitzen.“ „Ich halte nicht für nöthig,“ sagte ich ziemlich gereizt, „meine Zeit in einer Gesellschaft zuzubringen, in der ich nicht verstanden werde, wo ich weder Genuß, noch Veredlung suchen darf.“ Ich konnte ihm freilich nicht sagen, daß die Frauen oben und selbst die Mädchen von kleinen Kindern, Windeln und was sonst gesprochen hatten, was ein feinfühlendes Wesen doch in etwas genirt.

„Wissen Sie das gewiß?“ fing er wieder an, „Mathilde, die Schwester der einen Frau, hat ihre alten Eltern Jahrelang mit Treue gepflegt und mit ihrer Hände Arbeit erhalten, Sophie, die Tochter der Amtspflegerin, ist die älteste von zwölf Geschwistern und mehr als die rechte Hand der Mutter; da wäre es keine verlorene Zeit, wenn Sie solchen Umgang suchten.“

„So verlieren Sie doch keine Zeit, Vetter,“ sagte ich etwas aufgeregt, „gehen Sie, um Ihr Ideal zu finden.“

Er sah mich sonderbar an und ging langsam, sagte aber noch im Gehen: „vielleicht wäre es auch freundlich gewesen, wenn Sie der Großmutter bei Bewirthung der Gäste geholfen hätten."

Nun, das war richtig, es war vergeßlich von mir, daß ich daran nicht gedacht, aber er brauchte mir das just nicht zu sagen; ich wäre nun gern gegangen, aber dann hätte er gedacht, ich gehe auf seinen Befehl, und das wollte ich gerade nicht.

Tante kam nachher mit den Gästen in den Garten; ich schämte mich ein bischen und schloß mich an sie an, pflückte auch den Mädchen einen Blumenstrauß. Aus meiner Blumenkultur ist noch nicht viel geworden, vielleicht könntest Du mir Absenker von weißen Moosrosen, Tulpenbäumchen und Kameliasamen von einem Gärtner besorgen.

Die Mädchen sind wirklich nicht so übel; in Manchem sind sie freilich hier sehr zurück, die Eine trug noch statt der Mantille oder Visite ein dreieckiges seidenes Halstuch! Von tieferem Anklang ist natürlich keine Rede.

Aber zu dem alten Annamreile habe ich einen wunderbaren Zug; in diesen Regentagen habe ich mich mit meiner Arbeit ganz bei ihr etablirt, und sie thaut allmälig auf. Für die nächste Vergangenheit und Umgebung ist ihr Gedächtniß etwas schwach, sie begreift nie so recht, wer ich eigentlich bin und woher ich komme, und heißt mich oft Bertha, eine längst verstorbene Schwester des Onkels, und oft Rosalie — so hieß meine Großmutter, — aber in alten Zeiten da lebt und webt sie.

Vergangene Geschichten
Aus längstvergangner Zeit
Ist sie mir zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Ich schreibe Dir nächstens, was sie mir aus der Familie erzählte, ich schreibe mir's manchmal Abends nieder, ehe ich an mein Tagbuch gehe, das wirklich oft vernachlässigt wird. Was sollt' ich auch schreiben?

Leb wohl und liebe

Deine Fanny.

Geschichten der alten Nähterin.

Bertha's Blumengarten.

Unter Annamreile's Fenster, dicht am Hause, ist ein kleines Gärtchen, verwildert und verwachsen, nur zahlreiche Rosenstöcke haben sich unter dem Unkraut erhalten und schmücken es zur Sommerzeit. Die alte Nähterin sieht alle Morgen und alle Abende in das Gärtchen hinunter, — ich habe ihr von den Rosen gebracht, obschon sie schwer zu pflücken sind unter Nesseln und Unkraut, und sie stellt sie mit besonderer Freude im Glase vor sich hin.

„Das Gärtchen, mußt Du wissen," so erzählt Annamreile, — sie duzt mich immer, — „das hat der Bertha gehört; da hat's vor Zeiten zusammengeblüht wie ein Paradiesgarten: Rosen und Aurikeln und die Beete mit blauen Vergißmeinnicht eingefaßt, Du hast nichts so Schönes auf der Welt gesehen. Ich bin als ganz junges Mädchen zu der alten Frau (Großonkels Mutter) in Dienst gekommen und habe die Kinder alle aufziehen helfen, und so ein schönes und so ein liebes Kind wie die Bertha habe ich vorher und nachher nie mehr gesehen.

Ein ganz besonderes Kind ist sie gewesen, es hat sich kein Thierlein vor ihr gefürchtet, und wo sie ein krankes

Blumenstöcklein in Pflege genommen, da ist es wieder gediehen. Dabei war sie fröhlichen Herzens und hat gesungen wie eine Nachtigall. Obgleich sie so fein, weiß und roth war wie eine Prinzessin, so hat sie sich doch von keinem Geschäft abgezogen und die Feldarbeit war ein wahres Plaisir, wenn die Bertha mit hinausgezogen ist. Kränze und Blumen hat's überall gegeben, wo sie dabei war, aber das sah nur um so lustiger aus, und die Mutter ließ sie machen und sagte: „Du bist eben ein Kindskopf."

Alle Kinder sind ihr von weitem entgegen gesprungen, und wenn die Weiber auf dem Feld waren, ging sie in die Häuser, wo man die kleinen Kindlein zurückgelassen, geschweigte sie und legte sie trocken. Die allerkleinsten Kinder haben zu schreien aufgehört, wenn die Bertha sie auf den Arm genommen.

Der Mutter war zu Anfang vieles nicht recht von ihrem Wesen, sie war gar eine g'schäffnige (rührige) Frau und meinte, man habe alleweil im eignen Hause genug zu thun; aber am Ende hatte sie nichts dawider, es war — Gott rechne mir's nicht zur Sünde, — fast als ob der liebe Heiland in's Dorf käme, wenn Bertha hinunterging, und sie selber hat es gar nicht gewußt, sie hat nicht anders gethan und geredet als wie ein anderes junges Mädchen, nur die Engel im Himmel haben's gewußt, und auf der Welt hat ihr, glaub' ich, niemand so lang sie lebte eine harte Rede gegeben.

Am Allerglückseligsten ist sie in ihrem Gärtchen drunten gewesen, und wer ihr etwas Liebes hat erweisen wollen, der hat ihr schöne Blumenstöcke darein verehrt, sie selbst aber ist die Allerschönste gewesen.

So schön und lieb, wie sie war, hätte man denken sollen, die Freier um sie hätten fast das Haus weggelaufen;

es kamen aber doch nicht so viele, sie hat gar stille für sich gelebt und ging nicht gern unter viel Leute, und dann war eben etwas Besonderes an ihr, es hatten Alle so viel Respekt, so bescheidentlich sie war. Sie selbst dachte gar nicht an's Heirathen, es war ihr so wohl daheim.

Nun war ich dazumal schon nicht gut zu Fuß und hatte das Nähen angefangen; an dem Fenster da bin ich immer gesessen, und es war meine Freude, wenn ich am Morgen und Abend hinausguckte, die Bertha zu sehen, wenn sie bei ihren Blumen war, die Täublein vom Dach flogen ihr auf den Kopf, und Hündlein und Kätzlein schmeichelten ihr.

So stand sie an einem Abend, ich meine, es sei heut, am Gartenzaun; es war gerade zur Rosenzeit und blühte Alles zusammen. Da kam den Weg vom Wald her ein junger Jägersmann bis an den Zaun und fragte sie um den Weg. Ich seh' immer noch die Zwei am Zaun stehen, sie innen und ihn außen, nur ein heller Streif von der Abendsonne schien auf das Gärtchen, das Haar der Bertha glänzte wie lauteres Gold, der Jäger hatte kohlschwarze Haare, war aber ein schöner Mann, — er sah die Bertha an, als wollte er sie durch und durch gucken. Mir hat's nicht recht gefallen, aber ich sah gleich dazumal, wie es kommen werde.

Der Jäger war Praktikant, oder wie sie's heißen, beim Förster in Eichelberg drüben, und er hatte sich verirrt; weiß Gott, wie er's angegriffen hat, daß er so weit herüber gekommen ist, ich wollt', er wär' auf einer andern Seite vom Wald heraus gekommen!

Der alte Herr kam dazu, als der Jäger eben wieder fort wollte, und hat ihn in's Haus eingeladen, er aber bat um Erlaubniß, im Gärtchen bleiben zu dürfen; da setzte er

sich auf die Steinbank an der Mauer, an der Bertha ihr Tischchen, und sie brachte ihm Wein und Brod heraus, er hat kein Auge von ihr gelassen, wo sie ging und stand.

Nun, daß ich's kurz mache, der Jäger war nicht zum letztenmal da, er war bald daheim, wie das Kind vom Hause. Er war reich und vornehmer Leute Kind, das merkte man wohl an seinen fürstlichen Manieren. Ich konnte ihm nicht mehr feind sein, wenn ich sah, wie die Bertha so glückselig war, wenn er kam, — ich habe keine Augen mehr so glänzen sehen seitdem.

Mit seinem Forststudiren muß es nicht viel gewesen sein, denn er war oft tagelang hier. Das allein betrübte Bertha oft, daß er nicht mit ihr in die Kirche gehen wollte. Ich hatte das Herz und sagte ihr einmal: „und ich thät' Keinen nehmen, der nicht in eine Kirche geht; wer nicht betet, der glaubt nichts, und wer nichts glaubt, dem frißt eine verborgene Krankheit am Herzen und bricht einmal aus mit Schrecken." Da schaute sie mich so herzbeweglich an mit ihren blauen Augen und sagte: „und wenn Du Einen recht lieb hättest, und Du wüßtest, daß ihm ein geheimes Uebel am Herzen nagt, wolltest Du ihn dann verlassen, — allein lassen, ohne einen Gott? Nein, das thätest Du nicht," sagte sie dann wieder, „Du wolltest bei ihm bleiben Tag und Nacht, und beten, daß Gott Dir Frieden gebe für Dich und ihn. Und wenn die dunkle Stunde kommt, wo sein Herz sich elend fühlte und gottverlassen, da wolltest Du erst recht bei ihm stehen und sehen, ob Dir's Gott verleihe, ihn zurückzuführen." Ich hab's immer gewußt, daß sie ein Engel war, aber dazumal mußte ich bitterlich weinen, denn ich sah wohl, daß sie bei uns nicht bleiben werde.

Es dauerte nicht lang, so waren sie Braut und Bräutigam, und ein Stein hätte sich freuen müssen, zu sehen, wie die Beiden so glücklich waren. Er hatte ein Horn, mit dem blies er wunderschön, wenn er vom Wald herunter kam. Bertha, die meist in ihrem Gärtchen saß, sang die nämliche Melodie, dann ging sie ihm entgegen, und wenn die Zwei mit einander den grünen Weg daher kamen, mußte man sich freuen, daß die zusammengekommen.

Sie saßen oft und oft auf der Steinbank im Gärtchen, manchmal tief in die Nacht hinein, bis der helle Mond schien. Ich hätte gern gewußt, was sie denn immer einander zu sagen hätten, aber horchen wollt' ich nicht.

Am Tage ging Bertha auch wohl mit ihm in den Wald, und kam wieder mit einem grünen Kranz von Eichenlaub um ihr schönes helles Haar, — sie wurde alle Tage schöner.

Auch von der Hochzeit wurde geredet, der Jäger, ich will seinen Namen nicht nennen, — sagte, seinen Eltern sei Alles recht, das glaubten wir auch; wem wird denn so ein holdseliger Engel nicht recht sein? und auf's nächste Jahr wollte er Bertha heimführen, er bekomme bis dahin einen Dienst in seiner Heimat; das Alles war gut und im Reinen, der alte Herr hatte nachgefragt.

Damals hab' ich genäht und Bertha hat treulich mitgeholfen, wenn sie nicht der Mutter half oder wenn der Bräutigam nicht da war. Das war ein lustiges Schaffen! sie sang und jubilirte dazu wie ein Vögelein, Schelmenliedlein und andere; wenn sie aber das Horn blasen hörte, da war's, als ob der klare Tag über ihr schönes Gesicht schiene und sie warf ihr Nähzeug in alle Weite, — ich mußte nur zusammenlesen, und drunten war sie wie geflogen. Ja, das war eine lustige Zeit.

Einmal, es war des alten Herrn Geburtstag, hatte sie den ganzen Tag umsonst auf den Bräutigam gewartet und war voller Angst, als er nicht kam; es waren viele Gäste da, denen Allen war es unkommod Angst zu haben; so meinten sie, er werde eben sonst wo sich verweilen, sie war zu gut, jemand in den Wald zu schicken, aber es ließ ihr keine Ruhe mehr, und so ging sie allein hinaus ihm entgegen. Ich saß eben an meinem Fenster, nähte und dachte an nichts, da sah ich sie auf einmal vom Wald her rennen, ganz athemlos, ohne Hut, ihr Haar flog ihr um's Gesicht.

Sie hatte den Bräutigam in seinem Blut im Walde gefunden, ein Wilderer hatte ihn geschossen. „Hülfe, Hülfe!" rief sie mit ihrem letzten Athem, sank am Hause nieder wie todt und konnte nur noch sagen, wo man ihn finde. Man trug sie herauf und holte den Jäger aus dem Wald, er war ohnmächtig, aber der Schuß nicht gefährlich, Bertha stand wieder auf und pflegte ihn, obgleich sie selbst Pflege gebraucht hätte. Das furchtbar schnelle Rennen und der Schrecken hatten ihr einen Treff gegeben, sie ist von der Stunde an nimmer gesund geworden.

Der Jäger war bald wieder rüstig und gesund, Bertha aber hatte einen bösen Husten und klagte über Schmerzen auf der Brust; sie hat es niemand gesagt, als mir, ich sagte es der Mutter, man brauchte Thee und Säfte, aber es half nichts. Ihre Wangen waren schön roth, wie immer, und ihre Augen noch heller als vorher, aber ich sah wohl, daß das alte Leben nicht mehr in ihr war. Es ging freilich ganz langsam abwärts mit ihr, aber abwärts gings doch. Daheim hörte sie ganz auf zu singen, nur wenn sie das Waldhorn hörte, fing sie immer wieder an, aber es klang so traurig, daß ich weinen mußte, so oft ich's hörte.

Im Spätherbst ging der Bräutigam zu seinen Eltern nach Hause, im Frühling sollte die Hochzeit sein, da wollte er wiederkommen, um sie zu holen.

Nun ist es eine eigne Sache; die Bertha war so ein frommes Kind und hatte in frühen Jahren schon ihr Herz zum Tode bereitet; oft und oft, noch ehe sie Braut war, noch als ein halbes Kind voller Leben und Gesundheit, hat sie mit mir vom Sterben gesprochen; — seit sie aber den Husten hatte, war es, als sei der Gedanke an den Tod wie weggewischt von ihrer Seele. Wir nähten und nähten an der Aussteuer wie sonst, aber es war nimmer so lustig, sie konnte wenig schlafen vor Husten und spät aufstehen, aber heiter war sie immer. „Es sei ein recht hartnäckiger Katarrh," meinte sie, „bis zum Frühjahr aber, da sei sie ganz gesund;" und sie schrieb Briefe voll Hoffnung und Leben, trug ihr Myrthenbäumchen jedem Sonnenstrahl nach und sprach tagelang davon, wie sie ihr künftig Haus einrichten wolle, — der Bräutigam hatte ein Bildniß davon geschickt, es war ein schönes Jagdschlößlein, — die Mutter und ich sahen einander oft nur an und sagten nichts.

Da kam der Frühling und kam der Bräutigam; — es war am Ostersonntag, ein so wunderschöner Tag, und Bertha war ganz weiß angezogen und saß im Gärtchen, da kam der Jäger mit raschen Schritten, wie vor Zeiten zu ihr herein, sie wollte auf, ihm entgegen, — sie konnte nicht, es quoll ihr Blut aus dem Munde und über das weiße Kleid. Man trug sie in's Haus, da erholte sie sich bald wieder und saß mit ihrem alten Lächeln bei dem Bräutigam auf dem Sopha und versicherte, es habe gar nichts zu bedeuten.

Er aber war sehr erschrocken und bekümmert; ihr Gesicht war freilich so schön wie immer, aber ihre Gestalt war

dünn und zart geworden, auch konnte sie nicht mehr bis in den Wald mit ihm gehen.

So blieb er nun ein paar Wochen da; Bertha war immer und immer glückselig, wenn sie ihn nur sah und klagte nie. Das Brautkleid war fertig, aber niemand redete von der Hochzeit. Nur Bertha sprach oft und viel von seinen Eltern und von ihrer künftigen Heimat. Wir wußten wohl, wie es stand, und Alle wollten noch um sie sein, so lang es nur möglich war, dem Bräutigam aber schien's immer weniger wohl zu werden, er wurde auch stiller und stiller, wenn er so bei ihr saß. Ach wenn ich dir's nur sagen könnte, wie sanft und holdselig sie ihn allemal angeschaut hat!

Einmal war der Doctor da, den Bertha immer versicherte, es gehe ihr ganz erträglich; eh' er ging, hörte ich, wie ihn der Bräutigam bat, in die obere Stube zu kommen, es war die Stube neben der meinen; sie wußten nicht, daß ich da war, und als sie einmal die Stube geschlossen hatten, wollt' ich mich nimmer hören lassen. Der Jäger fragte den Arzt ernstlich um den Zustand seiner Braut; der zuckte die Achseln: „die Lungen sind angegriffen, von gänzlicher Herstellung wird keine Rede sein, aber wie lange es ansteht, das ist schwer zu bestimmen, es scheint noch viel Lebenskraft da zu sein.“ —

Der Bräutigam ging heftig auf und ab; „ich wünschte Ihren Rath, Herr Doctor,“ sagte er, „mir ist die Sache natürlich sehr schmerzlich, ich wünschte als rechtlicher Mann zu handeln, aber Sie müssen gestehen, es ist eine eigene Zumuthung, sich mit einer Sterbenden zu verbinden.“ „Von Hochzeit kann zunächst keine Rede sein,“ meinte der Doctor, „obwohl man seltene Fälle weiß, wo eine bereits

keimende Schwindsucht nach der Verheirathung sich wieder gebessert hat." „Nun, wenn auch," sagte der Andere, „so ist dies doch ein höchst peinlicher Zustand; meine Zukunft ist gesichert, ich muß meine Stelle antreten, meine Eltern wünschen eine baldige Verheirathung, wie kann ich mich nur auf's Unbestimmte an ein Siechbett fesseln? Zudem habe ich einen wirklichen Horror vor der Krankheit, es greift meine Nerven an, den Husten zu hören, — ich riskire wahrhaftig meine eigene Gesundheit" — „So reisen Sie für einige Zeit nach Hause," rieth der Doctor, „eine totale Aufhebung des Verhältnisses könnte bei der Ahnungslosigkeit der Kranken wirklich von plötzlicher Gefahr sein." „Meine Meinung ist," sagte der Bräutigam wieder, „daß diese Ungewißheit, der leidenschaftliche Wunsch um meinetwillen gesund zu werden, viel aufregender und nachtheiliger für ihren Zustand ist, als eine schonende Auflösung des Verhältnisses. Ich wiederhole es, ich will als rechtlicher Mann handeln, aber unter diesen Umständen scheint mir das Recht vollkommen auf meiner Seite, — ich selbst leide am meisten darunter."

„Thun Sie, was sie nicht lassen können," sagte der Doctor, ich hörte wohl an seinem Ton, daß er nicht viel auf ihn hielt, „wenn Sie mich auf ärztliche Pflicht fragen, so muß ich wiederholen, daß Ihre Braut an Lungenschwindsucht leidet, daß ich aber das Ziel ihrer Krankheit nicht bestimmen kann. Für die Folgen eines plötzlichen Schrittes kann ich nicht stehen."

Der Doctor ging und im Hause blieb noch eine Weile Alles beim Alten, der Jäger konnte es, scheint's, doch nicht recht über's Herz bringen, ihr geradezu die Treue aufzu-

sagen; sie lebte wie ein Kind, von einem Tage auf den andern, immer in Hoffnung auf bessere Zeiten.

Da bekam er Briefe, — er mußte schleunig nach Hause reisen, wie er sagte. Bertha begleitete ihn bei seinem Gehen noch bis an die Gartenthüre, müde und schwach, wie sie war, sie sah ihn so selig und so traurig an mit ihren schönen Augen, — „leb wohl, leb wohl," sagte sie tausendmal, „wenn du wieder kommst, bin ich gesund." Warum hat er sie nicht sterben lassen im Glauben an seine Liebe?

Bald nach seiner Abreise kamen wieder Briefe von ihm, — von seiner Frau Mutter, — an Bertha's Vater und Mutter, an sie selbst — viel Worte, der Sinn war aber: mit der Brautschaft sei es vorüber, — „man sollte es ihr recht schonend beibringen, — es würde für ihre eigene Ruhe besser sein," — weiß nicht, was sie als für schöne Worte machten, weiß auch nicht, wie man es der Bertha mitgetheilt, — sie hat nicht viel darüber gesprochen, aber von dem Tage an war sie auf ihren Tod bereit. Zu mir sagte sie nur einmal mit ihrer alten holdseligen Freundlichkeit: „es ist recht gut, daß ich nun weiß, wie es mit mir steht, ihr Alle seid viel zu gut gewesen, nun kann ich mich rüsten zum Abzug."

Ihre Schwäche nahm rasch zu, aber sie ist schön geblieben bis auf die letzte Stunde, freundlich und geduldig in all ihren Leiden. Kein einzig bitteres Wort über den Ferdinand kam über ihre Lippen, sie sagte oft und oft: „ich bin doch recht glücklich gewesen mein ganzes Leben lang."

An schönen Tagen trugen sie die Brüder noch in ihr Gärtchen, man hatte die Steinbank mit weichen Kissen belegt, — da ließ sie auch noch Kinder zu sich kommen, im Zimmer konnte sie kein Geräusch mehr ertragen. Die Leute

vom Dorf, denen sie so viel Gutes gethan, schlichen dann nur still am Zaun vorüber, sie hätten sie gern noch einmal gesehen, und grüßten sie von weitem, sie nickte Allen freundlich mit dem Kopfe, reden konnte sie nicht mehr viel. .

Wie sie es erfahren, daß der Ferdinand sich wieder verheirathet, weiß ich nicht, die Eltern und Brüder waren so erbittert über ihn, daß sie vielleicht selbst nicht vorsichtig mit der Nachricht waren; ich dachte mein Theil, sagte aber nichts über ihn, darum blieb sie gegen mich zutraulicher als gegen die Andern.

An einem gar schönen, warmen Tag im September war sie zum letztenmal im Gärtchen, ich durfte bei ihr sein, da zeigte sie mir ihre allerschönsten und liebsten Pflanzen und bat mich, die recht sorgfältig herausnehmen zu lassen und an die Frau des Ferdinand zu schicken, ich solle sie bitten, daß sie diese Blumen in ihren Garten pflanze, und ihr sagen, daß sie bis zum letzten Hauch zu Gott um Segen für sie gebetet habe. „Es geht ihm gewiß gut," sagte sie mit freudiger Zuversicht. „Man sagt, gebrochene Treue bringt Unsegen, aber der Tod, als er mich berührte, hat unser Band gelöst, und nicht Ferdinand. Ich habe dem Ferdinand gewiß so viel Segen gewünscht für all seine vergangene Liebe, daß selbst der Fluch gehoben sein müßte."

Am andern Tag nahm sie mit den Eltern und Allen im Hause das Abendmahl. Die Ihrigen mußten ihr feierlich versprechen, daß sie keinen Groll gegen Ferdinand mehr hegen wollen. Es dauerte nicht mehr lange. Sie hatte noch einen schweren Kampf, aber im Tode war sie wie ein Engel.

Die Blumen habe ich an die Frau Forstmeisterin geschickt, was sonst noch Schönes im Gärtchen war, haben

wir auf ihr Grab gepflanzt; eine lange Zeit war das Grab vom ganzen Dorf gepflegt, und wie der schönste Garten. Jetzt ist es ein wenig verlassen und nur Rosen und weiße Lilienblumen stehen noch darauf."

7.

Da habe ich Dir eine von Annamreile's Geschichten mitgetheilt, sie ist mir recht zu Herzen gegangen. Ich habe gestern angefangen, das Blumengärtchen der Tante Bertha herzustellen, aber das ist nicht so leicht, wie ich mir gedacht; ich hätte wohl schon abgelassen, wenn mir nicht Vetter Tobias beigestanden wäre, — da gibt's freilich ein Stück, wenn der arbeitet. Er grub Alles um, schonte aber recht sorgfältig der Rosenstöcke, ich konnte zuerst nichts thun, als das Unkraut zusammenlesen, jetzt aber haben wir die Beete hübsch abgetheilt, ich habe Dir gearbeitet! Alles bepflanzt, obwohl das Bücken recht lästig ist und meine Finger ein paar Tage lang zu rauh waren zum Sticken.

Du glaubst aber nicht, wie viel Freude mir die Arbeit machte, Onkel kam und sah uns auch mit großer Lust zu, Bertha ist seine liebste Schwester gewesen, auch Tante freute sich: „es war meine Versäumniß, daß ich über den nöthigen Geschäften das Gärtchen so zerfallen ließ," sagte sie, „aber die Pflege schickt sich auch besser für eine junge Hand."

Ich sehe nun alle Tage nach meinen Pflänzchen, Rosen und Lilien kann man freilich erst auf's Spätjahr pflanzen, aber die Sommerblümchen wachsen schon hübsch.

Tobias war gar gefällig und hülfreich; noch jetzt überrascht er mich fast alle Tage mit einem neuen Schmuck im

Gärtchen; die verwilderten Reben über der Steinbank hat er zu einer Laube gezogen, die Beete zum Theil mit hübschgeflochtenen Weiden eingefaßt, dabei ist er gar freundlich, mir Manches zu sagen, was ich nicht verstehe und mich scheue zu fragen. Ich habe mich so ziemlich mit ihm versöhnt, und finde es auch angenehmer als in Fehde zu leben.

Du weißt, daß es immer meine Absicht war, mich der Kinder und Armen und Kranken im Dorfe anzunehmen, bis jetzt aber kam ich nie dazu, es ist bei Onkels selten die Rede von so etwas, — Tante geht, glaub' ich, bisweilen in's Dorf, aber sie spricht nicht davon, und bei ihrer etwas trockenen Weise glaube ich gerade nicht, daß sie sehr zu einem „Engel des Trostes" taugt. Tobias ohnedies scheint mir ziemlich stumpf, ich hörte einmal, wie er arme Kinder ausschalt und fortschickte, — ich eilte ihnen nach und schenkte ihnen einen Sechser, darüber war er ganz ärgerlich als er's bemerkte, und sagte: das sei faules Volk, er habe sie früher Steine vom Acker lesen lassen wollen, da seien sie aber davon gelaufen. So ist er eine nüchterne, rauhe Natur.

Für des Lebens zartgeschwungne Laute
Ist denn doch das Weib nur die Vertraute.

Seit mir nun das Bild der Bertha so lebendig vorschwebt, habe ich mir fest vorgenommen, den Plan auszuführen.

Gestern sagte Tante von einer sehr kranken, alten Frau, ich bat sie Nachmittags um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. „Du, die Ursel?" sagte Tante mit einiger Verwunderung, „was willst du denn bei ihr thun?" Sieh, so wenig weiß man hier von Werken der Barmherzigkeit! „Sie besuchen, sie trösten, ihr vorlesen," sagte ich etwas

verlegen. „Nun, geh nur immerhin, Liese kann Dir den Weg zeigen und die Weinflasche mitnehmen, die ich ihr schicken wollte, Glück auf den Weg!"

Auch Liese schien etwas erstaunt, als ich mich zu dem Gang gerüstet hatte. Die Kinder im Dorf sind gar nicht lieb und zutraulich, wie ich mir gedacht, sie gaffen mich an, und wenn ich sie anreden will, springen sie mir lachend davon, ja ich hörte schon, wie sie sich über mich und meine Kleidung lustig machten.

Wir kamen bei der Hütte an, ich nahm Liese den Wein ab und trat ein. Ach, Julie, dieser Qualm und Dampf! hinten im Zimmer stand ein großes Bett, aber es sah gar schmutzig aus, — und das alte Weib darin! Sehen denn die alten Frauen auch so aus, die ihr vom Verein aus besucht habt? Es saßen noch ein paar Weiber in der Stube, diese und die Kranke gafften mich an, als wär' ich vom Himmel gefallen. Ich gab der Kranken den Wein, fragte, wie es ihr gehe, — dann aber war ich in der tödtlichsten Verlegenheit, was ich weiter reden sollte. Die Weiber boten mir einen Stuhl, aber auf den konnte ich in meinem hellen Kleide nicht sitzen. Endlich setzte ich mich auf die Bank und fragte die Frau, ob ich ihr etwas vorlesen sollte, sie hatte nichts dawider, und ich las etwas recht Schönes aus dem neuen Gebetbuch, das ich mitgenommen.

Als ich geendet, fragte ich die Frau, ob es ihr gefallen, sie meinte ja, es sei recht schön, nur glaub' sie, nicht recht deutsch, die vornehm G'sprach verstehe sie nicht wohl, die Madel lese ihr aus dem Starkenbuch, das sei besser für „sottige Leut."

Ich hatte doch nur nach den Vorleseregeln des Herrn Professor Albert gelesen! Ich schenkte der Frau noch ein

wenig Geld und war froh fortzukommen. Schreib mir doch, wie ihr es denn macht bei euren Armen- und Krankenbesuchen? Hier mag ich nicht fragen.

Das Grab der Tante Bertha habe ich auch besucht, es ist wahr, die weißen Lilien stehen wunderschön darauf. An dem einfachen Kreuz hängt ein verwelkter Kranz, den soll einmal ein fremdes junges Fräulein gebracht haben, vielleicht eine Tochter des Ferdinand.

Du hörst bald wieder etwas von Annamreile's Geschichten. Leb wohl, Du schriebst mir keine Sylbe von ihm!

Deine

Fanny.

8.

Ich habe dem Annamreile das Fehlschlagen meines innern Missionsplans geklagt, ich wußte, daß die mich nicht auslacht; aber sie ist, wie ich Dir früher sagte, oft nicht recht klar über das Nächstliegende; sie sah mich eine Weile an und sagte: „Du bist aber auch so weit her und so fein angezogen, — man muß die Leute kennen."

„Ich glaube, sie sind es hier auch nicht gewöhnt, daß man sich ihrer annimmt," sagte ich noch etwas gereizt, „Tante gibt vielleicht den Armen etwas, die auf den Hof kommen, Tobias nicht einmal das, sonst aber bekümmern sie sich nicht weiter um das Volk."

Annamreile ist immer gar bedächtig, wo es sich um Sachen aus der Gegenwart handelt, als traue sie da ihrem eigenen Gedächtniß nicht recht. Endlich aber hub sie sachte an: „Ich will Dir von der jungen Frau (so nennt sie die Tante) etwas erzählen. Vom jungen Herrn (das ist Großonkel), da kann man gar nicht anfangen, was der im Stillen

thut; wenn es scheint, er spotte die Leute nur aus mit seinen Späßen, so bringt er ihnen eine Gutthat bei, und das thut er im Dämmer, wenn man meint, er gucke noch nach den Knechten oder dem Vieh, — es sieht's kein Mensch als der liebe Gott. Wenn ein armes Weib vom Feld kommt und will nach einer Brodkruste suchen in der Tischlade und findet einen großen Laib darin, oder am Sonntag Morgen ein Stück Fleisch in der Küche, oder wenn dem Aehne seine Tabaksdose neu gefüllt ist und ein gutes warmes Wamms am Nagel hängt, dann wissen sie wohl, wo solche Stücklein herkommen, aber wenn sie sich bedanken wollen, so weiß er von nichts. Seine Frau merkt's wohl, wenn er so pfiffig herumsucht nach dem Speiskammerschlüssel, dann legt sie ihn verstohlen hin, wo er ihn finden kann, manchmal wird's ihr auch zuviel und sie sagt: „aber Alter, warum hast Du denn das gute Morgenwamms verschenkt?" „Ha, weißt, das alte zerreißt so bald," sagt er dann mit Lachen, „und der alte Stoffel hat kein Annamreile, die Alles so gut zusammenflickt." Und das Annamreile lachte herzlich über ihren lustigen jungen Herrn.

„Aber Du hast mir ja von der jungen Frau erzählen wollen." „Ja so, freilich, und auch vom Kleinen!" (das nämlich ist Tobias, der, glaub' ich, sechs Schuh lang ist.)

„Die junge Frau ist gesetzter als ihr Mann, und ist ihr nicht gegeben, daß sie's den Leuten mit einer so heitern Manier gibt, aber sie thut viel. — Da ist im Dorf eine alte Ausdingerin gewesen bei ihren Stiefkindern, die war wassersüchtig, und das junge Weib klagte einmal der Frau, es sei arg, daß die Ahne so lang nicht erlöst werde, man könne wegen dem Geruch fast nicht mehr in ihr Stüble. Da kommt meine junge Frau am nächsten Mittag hinaus

zu den Leuten, und der Knecht trägt ein Bund Stroh nach. So ein Jungferle wie Du wär' ohnmächtig worden, wenn sie in so eine Stube käme; die junge Frau aber zieht selber das Weib frisch an und hilft ihr aus dem Bett in die Stube, läßt den Strohsack füllen und macht warm Wasser und wascht die Ueberzüge und überzieht das Bett frisch von ihren eigenen, und lüftet und kehrt die Stube, Alles mit eigenen Händen. Und wie das alte Weib wieder säuberlich hineingebettet ist und meint, sie sei im Himmel, da schenkt sie der Söhnerin Seife und sagt dem großen Enkelkind, die dabei stand und s' Maul aufsperrte: „So, Kätherle, wenn Du jetzt die Ahne und ihr Stüble recht sauber hältst, so kriegst Du am Christtag einen neuen Schurz.“ Die Söhnerin freilich hat geschimpft, nicht schlecht, aber meine junge Frau die geht ihres Wegs. Sie hat freilich nicht viel Zeit, daß sie den Leuten vorliest und mit ihnen betet, meine Bertha selig hat das oft und viel gethan, und wäre der jungen Frau ein Töchterlein beschieden, die das rechte Herz dazu hätte, so thät sie's auch freuen; — aber an Herzen ist nicht so leicht zu kommen, wie an eine verdumpfte Stube.“

„Aber Herr Tobias, der kann nicht an so etwas denken,“ fing ich wieder an; ich hätte nun doch gern auch von dem gewußt.

„Na, der kann freilich keine Leintücher waschen, er füllt auch, so viel ich weiß, keine Schnupftabaksbüchsen, weiß überhaupt nicht so viel von ihm, weil ich fast nimmer fort komme,“ — Annamreile weiß übrigens alles, ogleich sie kaum von ihrem runden Stühlchen aufsteht, — „nur ein Stücklein hat mir neulich die Botin erzählt, als die Herrschaft nicht daheim war. Der Kleine war hinüber gegangen nach Weiß-

burg, um einen Maurer zu bestellen zu dem neuen Scheunenbau. Wie er nun an des Maurers Haus kommt, da hört er nichts als Aechzen und Winseln, der Mann war vor ein paar Tagen von einer Leiter gefallen und an allen Gliedern zerschlagen. Eben wie der Kleine herein kam, sollte er in ein anderes Bett gebracht werden, und sein Weib, ein Nachbar und der Kijurg, der gar ein leibarmes Mannchen ist, plagten sich und den Kranken ganz jämmerlich. Der Kleine, weißt, ist gar stark und groß von Pöstur, der nahm nun den schweren Mann auf die Arme und lupfte ihn hinüber. Der bedankte sich gar schön und sagte: „so gut und stät habe ihn noch kein Mensch gehoben." Was thut nun mein Kleiner? Von da an geht er alle Morgen zur Stunde, wo der Maurer verbunden wird, nach Weißburg hinüber, das ist hin und her eine gute Stunde, und hebt und legt den Kranken, und nach wie vor geht er daneben an alle Arbeit wie sonst, vier Wochen lang, bis der Mann gesund ist."

Nun, Julie, was sagst Du? das gehört auch noch in's Feld der innern Mission. So etwas freilich könnte ich nicht' — aber das Beste ist es doch noch nicht, wenn man den Leuten trockene Kleider und Pflege gibt; ich habe sogar mit Tobias darüber gesprochen, — gelt, wir werden ganz vertraut! Sei ruhig, Geliebte, er ist eine sehr, sehr ungefährliche Personage! — er gab mir darin recht, aber er sagt, nicht jedes von uns ist zu geistlichem Beistand berufen und geschickt; nur der Heiland hat dem Kranken die Sünden vergeben, ehe er ihn aufstehen und wandeln hieß, und gar Vielen hat er leiblich geholfen, ohne ein Wort der Predigt, — an die Herzen ist er wohl später zur rechten Zeit und Stunde gekommen. „Eh wir mit den Leuten beten, Bäschen," sagte er mit einem ernsten Lächeln, das ihm wirklich gut steht,

„müssen wir zuvor gewiß sein, daß wir von Herzen für sie beten können." Da hat er wohl recht, und er hat mir viel zu denken gegeben.

Uebrigens ist mir lieb, daß ich im Frieden mit dem Vetter auskomme, es ist doch wohl besser, wenn man doch einmal unter Einem Dache leben muß.

Nicht wahr, Julie, Du besuchst auch die Mutter häufig, es thut ihr gewiß wohl; ihre Briefe sind oft etwas gedrückt, — ich freue mich sehr auf Eduards Ferien, die sie hieher bringen. Wie möcht' ich ihr den Ueberfluß gönnen an all den täglichen Nothwendigkeiten, deren ich hier genieße, und deren Anschaffung ihr so viel Sorgen macht. Nun, die gute Tante ist meinem stillen Wunsch durch eine reichliche Sendung zuvorgekommen; das erfuhr ich erst aus der Mutter Brief.

Adieu, Du hörst bald wieder eine von Annamreile's Geschichten.

Deine Fanny.

Geschichten der alten Nähterin.

Der lustige Robert.

„Es ist nicht immer so still und ruhig im Haus zugegangen, wie jetzt; mein junger Herr ist freilich heitern Sinnes, aber er macht nicht viel Lärm, die Frau ist allezeit still gewesen, und der Kleine redt auch nicht zu viel.

Wie aber meine alte Frau noch jung war und die vier Kinder so heraufgewachsen sind, und jedes von ihnen hat seine Kameradschaft mitgebracht, da war es oft laut und lustig genug, und ich habe nicht viel gute Ruhe gehabt zum

Nähen. Keine schönern Kinder hat's auf der Gottes Welt nicht gegeben, als unsere vier, die drei Buben und die Bertha, — aber der allerschönste von ihnen ist doch mein Robert gewesen. Und gar ein lustiger Käfer! Wie oft haben sie mich geplagt, ich soll mit ihnen in den Wald, in's Erdbeerensuchen; wenn ich mich aber herunterbückte, um Beeren zu brechen, flugs saß mir der Robert auf dem Buckel und ich mußt ihn reiten lassen, wohl oder übel; er war aller Streich voll und hatte immer die Buben vom halben Dorf hinter sich, da haben sie Schifflein gebaut und Bäche abgegraben und Eichhörnlein gefangen und oft den Kühen die Schwänz zusammengebunden, — Alles hat er können und mögen, nur nicht schaffen und lernen, und er hat erst noch so einen guten Kopf gehabt! — Der Schulmeister hielt's nicht mit ihm aus, bald hatte er aus dem Stecken einen Butzenmann gemacht, bald das Buch mit Vogelleim zugepappt oder am Subsellium ein Hexenklavier ausgeschnitten, — es kam alle Tag ein anderer Streich heraus; der Papa hat nicht gern zugeschlagen, und als ihn die Mama einmal in's Ofenloch gesperrt hat, da stieg er oben zum Kamin heraus auf's Dach, und man mußte ihn mit Todesängsten herunter holen.

Man that ihm einen Informator in's Haus, aber da ging's nicht viel besser. Wenn der meinte, er sei endlich im Zug mit Lernen oder Aufsagen, flugs stand er hinter ihm auf seiner Stuhllehne, und einmal machte er einen Purzelbaum über des Informators Kopf und über den Tisch hinüber, gerad in's Tintenfaß, das war eine schöne Geschichte!

Es hätten die Schelmenstücklein nicht viel geschadet, — der Heinrich war auch lustig, — wenn Robert nur ein Bischen gelernt hätte, aber er ist grundfaul gewesen.

Wie die Buben größer wurden, machte man aus, was aus ihnen werden sollte. Karl, das ist der junge Heer drunten, sollte des Vaters Gut übernehmen, Heinrich wollte Kaufmann werden, — ich glaube, es war ihm nur drum in die Welt hinaus zu kommen, denn das Schenie zu einem Kaufmann hatte er nicht: der Robert, der doch kleiner war, hatte ihm immer die wurmigen Aepfel für gute und um Weihnachten alte Butterkrapfen für Lebkuchen verhandelt, — der Robert der wollte pardu studiren, natürlich nur, weil er gern ein Student geworden wäre.

Dem alten Herrn war's nicht recht, er wußte, daß Robert nicht gern lerne, und fürchtete die Kosten; er hatte das Gut in schlechtem Zustand übernommen, und es kostete viel, es aufzubringen; aber dem Robert hat niemand etwas abschlagen können. So that man ihn denn in ein Gennasium, da kam er gleich daher wie ein Prinz, aber die Zeugnisse die waren nicht so fürnehm, die Mutter und auch die Bertha sprachen ihm oft recht beweglich zu; auf Bertha hat er noch am meisten gegeben, aber es that nicht auf lange gut.

Wie er auf die Universität wollte, hat man ihn zuerst gar nicht genommen, weil er nicht genug könne. Ich hab' freilich geglaubt, darum studir' man grad, weil man nichts könne, aber es muß, scheint's, anders sein. Nun hat man ihm wieder einen extra Informator gehalten, und weil er so gar gern Student worden wäre, so hat er diesmal auch gelernt.

Das war eine Herrlichkeit, wie der Robert zum erstenmal als Student in die Vakanz kommen ist, in einem polnischen Rock mit Zotteln und Schnüren, und ledernen Hosen und hohen Stiefeln auf einem Reitgaul! Ein bildschöner Mensch ist er gewesen, ist ihm Alles wohl angestanden. Der

Heinrich war eben aus der Lehr getreten und ein bescheidentlicher Ladendiener, dem kam's oft hoch herauf, wenn die andern Studenten, die den Robert gar oft in der Vakanz besuchten, etwas spöttisch fragten: „ist das der Bruder Schwung?" Karl, der junge Herr, der ist immer der Brävste gewesen, er war zurückgekommen aus einer Ackerbauschule, — ich hab' auch vorher nicht g'wußt, daß man das Ackerbauen in einer Schule lernt, — jetzt arbeitete er treulich mit, wie sein Vater; aber wenn er, wie's hier im Hause der Brauch ist, hie und da selbst hinaus fuhr auf den Acker und daneben die Studenten mit Jodeln und Singen hinausritten, so ist's ihm doch vielleicht auch etwas verbärmlich gewesen.

Der alte Herr hatte gar keine erstaunliche Freude an dem Wesen, er fragte oftmals: „hast Du denn auch schon etwas gelernt, Robert?" — er wollte auf einen Oberamtmann studiren. — „Im ersten Jahr lernt kein Student nichts!" rief der lustig, „wart' nur, Papa, wie ich im nächsten Jahr studiren werde."

Da kam das nächste Jahr, wo er so viel lernen wollte, man hat aber nicht viel davon gespürt; Geld brauchte er viel und viel, daß es ein Graus war, einmal schrieb er an den Vater, dann wieder an die Mutter, dann an Beide zusammen, oft g'spaßige Briefe, oft ganz demüthige, — aber Geld ist in allen gestanden. Die Mama hat ihm zugeschoben, was sie gekonnt, sie hat ihre schönen Granaten und ihre großen Ohrenringe zuletzt einmal für ihn hergegeben; er gab die allerbesten Wörtlein, und man glaubte ihm immer wieder Alles. Weil der Informator schon gesagt hatte, er habe so einen guten Kopf, und die vornehmen Herren Lehrer am Gennasium auch, so war man gewiß, daß er lernen könne, was er wolle, sobald er nur einmal recht wolle.

Der alte Herr war oft grausam bös über ihn, eh er in die Vakanz kam, aber wenn er so hereinschaute mit seinem guten, schönen, lustigen Gesicht und ließ dann Alles über sich ergehen und versprach das allerbeste, da konnte ihm niemand mehr feind sein. Und wenn die Mama oder der Vater krank war, verpflegte er sie wie der beste Doktor. War dann die Vakanzzeit zu End, da schlich er ein paar Tage lang ganz degenmäßig (zahm, kleinlaut) herum und hatte ein ganz feines Stimmlein, bis er dem Vater die Konto gezeigt hatte, da ging's dann allemal arg her, der alte Herr fluchte im ganzen Jahr nicht so viel wie in der einen Stunde, der Robert muckste nicht und ließ Alles über sich ergehen. Zuletzt zahlte der alte Herr, und Robert kam heraus wie ein gebadeter Pudel, wurde aber gleich wieder ganz lustig, und schrieb dann noch von der Universität einen ganz schönen Brief, in dem er die besten Verheißungen gab, so daß die Mama weinte und sagte: „'s G'müth, das hat er doch von mir."

So ging das eine lange Zeit; der alte Herr ist auch selbst einmal auf die Universität gereist und wollte ihn heimnehmen, da haben ihm aber die andern jungen Herren so schön gethan und solche Flattusen gemacht über seinen talentvollen Sohn, daß er ihm wieder Frist gegeben hat.

Dazwischen hinein kam der Tod der Bertha, darüber war Robert auch im tiefsten Herzen betrübt und es war ihm, glaub ich, Ernst, den Eltern den Jammer zu vergüten, und es blieb eine Weile ruhig.

Er hatte schon vier Jahre lang studirt; um das Geld, das er gekostet, hätte man zehn Reiter mit sammt den Gäulen ausstaffiren können, und er war immer noch nicht fertig; da schrieb er auf einmal, er habe jetzt auch eine Braut, die

er schon liebe, kein Mensch weiß wie lang, und sie sei ein wahrer Engel und ihr zu lieb werd' er jetzt Alles thun, — und kurz, das war noch sein allerschönster Brief. Der Vater aber war bös und wollte ihm alles rund abschlagen. Hatte noch keiner der älteren Brüder an's Heirathen gedacht, was sollte er, der unsers Hergotts Garnichts sei, daran denken; — die Mutter betrübte es freilich, daß er jetzt einer jungen Braut zu lieb thun wollte, was er seinen Eltern nie zu lieb gethan, aber sie meinte, man solle ihm nicht entgegen sein, das werde ihn doch anspornen.

So brachte er denn die Braut einmal heim, ein nettes, feines Fräulein, klein und hüpfenig wie eine Bachstelze, und sie hatten einander recht lieb, — die Mutter hatte sie gar gern, — der Vater schüttelte den Kopf, als Robert alle lieben Tage mit den Ackergäulen die Braut kutschenführen wollte, und ein Chaischen von der Stadt kommen ließ; und wir hatten doch die schöne Kutsche, in der heut noch der junge Herr fährt! Die Mama der Braut war auch mit da, eine gute, dicke, dumme Seele in einer großen Haube mit breiten Strichen, sie saß immer auf dem Sopha und legte die Hände übereinander, und wenn der alte Herr oder die Frau etwas Ernsthaftes mit ihr redeten, so sagte sie nur: „ja, 's ist erstaunlich!“ Der Herr meinte, es wäre besser gewesen, die jungen Leute hätten mit dem Verlöbniß gewartet, bis Robert ein Examen gemacht hätte, die Frau Mama aber sagte: „o, mein Mann selig hat gar kein Examen gemacht und ist doch Salzfaktor gewesen.“ Es war nichts mit ihr anzufangen.

Ein nettes Pärchen war's freilich zusammen, sie so ‚rahn und züchtig‘ (schlank und fein gewachsen) und er so robust; sie lachten, sangen und jubilirten den lieben, langen Tag, und als Robert ging, war er wieder aller guten Vorsätze

voll, — aber selbst die Mutter hatte keinen rechten guten Muth mehr.

So viel der alte Herr vernehmen konnte, ist es mit dem Studiren beim Robert nicht viel besser worden; jetzt mußte er auch noch der Braut Besuche und Präsenter machen und Lustfahrten mit ihr anstellen, das Wirthshaus hat er daneben nicht versäumt, und wie man dem alten Herrn einmal berichtet, daß er an einem Morgen ein Schampanierfrühstück gehalten und ausgerufen habe, wie der Pfropf in die Luft flog: „ich sauf Schampanier, mein Alter kann Most trinken!" — da hat er lang nichts mehr von ihm hören wollen. Die nächsten Ferien kam er nicht heim, er wolle mit der Braut ihre Verwandten besuchen.

Auch zu Weihnachten ist er nicht mehr gekommen, wo sonst noch alle die Kinder zusammengekommen sind, „er wolle diesmal recht fleißig arbeiten," hat er heimgeschrieben, — ich meine, wenn er vorher was gethan hätte, wär' er wie ein ordentlicher Sohn über die heilige Festzeit nach Hause gegangen; — es war ein trauriger Christtag.

Weiß nicht mehr, wie lang er's mit dem Studiren trieb, er kam noch manchmal mit der Braut und redete jetzt immer vom Examen. Ach du liebe Zeit, ich habe vorher gar nicht gewußt, was ein Examen ist, und nachher hat es mir so viel Drangsal angethan! Endlich ist er heimgekommen von der Universität, der Papa hat ihn geholt, — ist gut einpacken gewesen, er hat nicht mehr viel Gutes mitgebracht, wenig Kleider, keine Uhr, nur so lange Säbel und Handschuh von steifem Bocksleder und Affengesichter von Draht.

„Hast Du jetzt Dein Examen gemacht, Robert?" fragte ich ihn. „So schön," sagte er mit Lachen, „daß ich's den

Herren noch einmal vormachen muß," es ist ihm aber nicht halb so lächerlich zu Muthe gewesen.

Nun hat er sich in dem obern Stübchen eingerichtet, und ging an's „Ochsen," wie er sagte. Verzeih mir's Gott, er ist mir wahrhaftig wie ein Ochs vorgekommen, wenn er so auf die Bücher hineingestiert hat, und es schien mir oft, er versteh nicht mehr davon als ich. Dazwischen kamen wieder Kameraden, die ihn abholten oder mit denen er gefochten hat im Saal drunten, oder ging er auf einen Ball, dann war's mit dem Ochsen wieder drei Tage aus. Die Braut kam auch noch einmal, es ging aber nicht mehr so lustig her bei den Zwei, es sah aus, als sitzen sie nur noch brauchshalber zusammen; sie war gar freundlich, aber er war oft verdrießlich, und wußte manchmal nicht, was er nur mit ihr reden sollte, — ich glaube, er schämte sich auch ein bischen vor ihr und vor sich.

Er reiste wieder in's Examen; diesmal hat er nicht gelacht, als er zurückgekommen ist, — im Haus hat niemand mit ihm geredt, der Vater ist fortgegangen, nur die Mutter stieg nachher in sein Stüblein hinauf und hat da bitterlich geweint.

Die Frau Schwiegermama hat auch geschrieben, ihre Tochter sei jetzt neunundzwanzig Jahre alt, ob er nicht probiren wolle, ob's nicht zum Salzfaktor reiche. Er hat allerlei probirt, wollte Schreiber werden und Apotheker, — aber ich glaube, es gibt keinen ehrenwerthen Beruf, in den Einer taugt, der seine Kraft und Zeit so sündlich verschlenkert hat.

Es war ein rechter Jammer und that mir das Herz im Leibe weh, wenn ich den schönen stolzen Menschen, der sonst dahergezogen war wie ein Fürst, so erschrocken und demüthig

herumschleichen sah, und ausweichen, wenn ihm jemand begegnete.

Es war um die Zeit, daß der Heinrich eine gar schöne, junge Braut heimbrachte, — war zwar dem alten Herrn anfangs auch nicht ganz lieb, doch war große Freude im Hause; Robert machte wohl hie und da seine alten Späße, aber es ging nimmer so recht. Er ging bisweilen auf Besuch zu alten Freunden, die waren meist in Amt und Brod, oder doch auf dem Weg dazu, auch besuchte er einmal die Braut, die sei jetzt so kränklich, habe Zahnweh und Nervenleiden, — da ist, scheint's, die Freude auch nicht groß gewesen.

Dann kam er wieder und fing frisch an mit dem Studiren, es kam eine ganze Kiste voll Bücher, und ich glaube, er ist jetzt fleißig gewesen, aber 's scheint, er hat sich den guten Kopf doch verderbt durch das lustige Leben und 's ist nicht mehr so recht gegangen. Unsers Schulmeisters Ludwig, der zwei Jahre nach ihm angefangen hat, und den er und seine Kameraden mit Respekt zu vermelden, einen Nachtstuhl gescholten, war jetzt schon lang Aktuar in der Stadt drüben, der kam manchmal und hat ihm geholfen, und am Ende ist er wieder in das Examen gegangen.

Der alte Herr hat in der letzten Zeit nicht viel mit ihm geredet, es sind immer wieder und wieder alte Schulden herausgekommen und er mußte vom Gut selbst einige Stücke verkaufen, das hat ihm grausam weh gethan; wie Robert aber wegreiste zu dem verwünschten Examen, da bot er ihm die Hand und sagte: „mach, daß du wieder zu Ehren kommst." Der Karl, unser junger Herr, hat allezeit wie ein rechter Bruder an ihm gehandelt, ihm beim Vater zum Besten geredet und ihn niemals an die Zeit erinnert,

wo er mit den Studenten an ihm vorbei geritten ist und gesungen hat:

> Was macht der Musjeh Frähr?
> Was macht der lederne Musjeh Frähr?
> Er treibt die Ochsen aus,
> Er treibt die ledernen Ochsen aus — —

und solche Schelmenliedchen mehr; der wünschte ihm auch alles Glück auf den Weg. Der Mutter ist kein Auge trocken worden in dieser Zeit, und wenn so ein Examen sich erbeten und erbitten ließe, es hätte müssen gut gehen; aber ich denk, der liebe Gott hat den Söhnen den Verstand nicht darum gegeben, daß zuletzt die Mutter das Examen herausbeten soll.

Nach vierzehn Tagen kam Robert wieder, ziemlich heiter, er meinte, es sei ihm gut gegangen, in ein paar Tagen werde es schriftlich kommen. Er redete davon, daß er nun vielleicht bald fortkomme, und ich mußte ihm seine Halsbinden überziehen und seinen Schlafrock herstellen, — aber es trieb ihn eine beständige Unruhe um, er lief durch's Haus, durch den Garten, auf die Straße, dem Boten entgegen, er hatte nirgends Ruh. Karl sagte einmal zu ihm vor meinen Ohren: „wenn's wieder mißglückt, so bleibst du eben bei mir auf dem Gut, Beschäftigung findest du immer." „Gelt, ich Knecht und mein Weib Magd?" sagte der Robert mit einem unguten Lachen, „paß nicht dazu." Und es ist wahr, er hatte es oft ungeschickt genug angegriffen, wenn er etwas thun wollte, auch hätte das Gut, heruntergekommen wie es durch die großen Ausgaben war, wohl keine zwei Familien mehr erhalten.

Nach acht Tagen, glaub' ich, kam der Bote mit einem großen Brief an Robert. Er war allein daheim und mir

hat er verboten, etwas davon zu sagen, hat mir auch nichts gesagt, was darin steht, aber mir war nichts Gutes vor, ich dachte gleich, es werde wieder nichts sein mit dem Examen. Seine Schlafstube ist unter der meinen gewesen, da hörte ich ihn die halbe Nacht herumgehen. Ich dachte, ich wolle mit der Mutter reden oder mit ihm selbst, aber er ist früh am Morgen aus dem Haus gegangen.

Siehst du das grüne Plätzlein mit den vier Tannenbäumen dort oben, eh' der Laubwald anfängt? Das war in jungen Jahren des Robert sein Lieblingsplätzchen gewesen und er ist später, so lang die Bertha noch lebte, auch gar manchmal mit ihr dort gesessen, eh' der Bräutigam kam. Von dort her hat man einen Schuß gehört, und dort hat man den Robert todt gefunden. Er hat zwei Briefe hinterlassen, an die Braut und an die Eltern, was darin stand, weiß ich nimmer, — er könne nicht mehr leben ohne Ehre und so allerlei; aber er hat Gottes Barmherzigkeit angerufen, die möge sich sein erbarmen.

Gott behüte dich davor, einen solchen Jammer auch nur mitanzusehen, liebes Kind. Sie waren Alle nicht zu trösten und der alte Jammerruf Davids ertönte wieder von des Vaters Lippen: „mein Sohn, mein Sohn, o daß ich hätte für dich sterben dürfen!"

Das Mitleid war groß mit dem armen, verirrten Menschen, er wurde gar schön und in allen Ehren begraben. Es sind auch noch von seinen alten Freunden gekommen und um das Grab hergestanden, da haben sie einen schönen, beweglichen Gesang angestimmt. Weiß nicht, ob's Keinem unter ihnen eingefallen, daß auch er mit Schuld trage an diesem Tode, weil er mit zu einem Spaß und zu einer

Freude gemacht, was eine sündliche Verschleuderung des anvertrauten Pfundes gewesen.

Alle Morgen und alle Abende, wenn ich nach meiner Bertha Blumengärtchen hinausschaue, das du wieder so schön gemacht hast, blicke ich auch hinauf zu den Tannen und bete ein Vaterunser für meinen Robert.

Wenn ich so lustige junge Herren sehe, denen ich's ja von Herzen gönnen mag, so möchte ich ihnen doch auch gern von dem armen Robert erzählen und ihnen den Spruch von Salomo sagen: „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, aber wisse, daß dich Gott wird um dies Alles vor Gericht führen.“

9.

Wer hätte gedacht, liebe Julie, daß durch diese Räume, die so gleichgültig, so gewöhnlich aussehen, so viel tiefes Leid gegangen wäre! Es thut mir fast leid, daß mir die poetische Fröhlichkeit des Studentenlebens nicht mehr in so anziehendem Lichte erscheint. O, diese rauhe, kalte Welt mit ihren Forderungen!

Aber, Theuerste, ich bitte Dich, kann denn wahr sein, was mir die Mutter, — die gute Mutter, so ahnungslos welchen Todesstoß sie ihrem Kinde versetzt, — von Almorini, — einmal will ich doch den Namen aussprechen, — in ihrem letzten Briefe schreibt? Er ein Betrüger, ein Schwindler, ein musikalischer Uhrmachergesell, der mit seiner schönen Gestalt und Stimme und seinem italienischen Aussehen selbst die Vorsteher des Instituts zu berücken gewußt

und nun wegen Schulden und Betrügereien schimpflich fortgewiesen?! — Es kann nicht sein, es darf nicht!

> Diese Brust voll Kraft und Liebe,
> Dieser liedersüße Mund.

Diese adelige Gestalt und das tiefe, tiefe Auge, — o, ich bitte Dich, schreib' mir umgehend, daß Alles Irrthum und Verläumdung ist. Wäre es aber doch so, — nein, es darf nicht sein! — dann, Theure, schweig und laß uns weinen, daß so das Schöne enden muß. —

> Wird Alles denn zu Jammer,
> Was Jugend hofft und glaubt?

Hier natürlich muß ich schweigen von dem, was mich so tief bewegt, wäre aber dieser Schatten nicht, so wäre ich mit jedem Tage lieber hier.

Ich kann jetzt da und dort der Tante helfen, habe auch schon einmal ganz allein gekocht, dem Tobias hat's geschmeckt; es ist freilich fast prosaisch ein so großer Appetit, aber es freute mich doch.

Habe auch wieder einen Krankenbesuch gemacht, diesmal ging die Tante mit mir hin, sie meinte, ich solle bei den bessern anfangen; wir waren bei einem jungen Mädchen, die an einem schmerzhaften Fußleiden schon seit Jahren darnieder liegt. Sie ist oft tagelang allein, da ihre Eltern in's Feld gehen, aber ihr Stübchen ist nett und reinlich. Tante bat mich, ich solle sie häkeln lehren, da sie mit den Händen arbeiten kann, das macht jetzt uns Beiden Freude, ich bin nicht mehr so verlegen, auch Christine ist gerade nicht schüchtern; sie hat sehr viel gelesen, zwar nur die Bibel und den Arndt und solche Bücher, Du glaubst

aber nicht, welche Ruhe und Klarheit das Mädchen hat. Ja, liebes Herz, das Blättchen wendet sich, hier sitze ich und lasse *mich* belehren, obgleich es Christine nicht merkt. Dieser Frieden und diese Heiterkeit bei einem so jammervollen Leben! — Ich schäme mich fast meiner Freuden und — meiner Thränen.

Gegenwärtig habe ich überhaupt ungeheuer viel zu thun, meine Stickereien liegen ganz darnieder, aus dem Fensterteppich in mein Stübchen will ich jetzt dem Onkel eine Bettvorlage machen, Kragen und Aermel und Chemisetten habe ich genug auf lange, ich habe an so viel anders zu denken.

Tante hat eine arme Wäscherin vom Dorf, wenn die hier ist zur Wäsche, so kommen ihr fünf kleine Mädchen nachgekrabbelt und treiben sich im Hof herum, ein Nanele und ein Minele, ein Rösle und ein Louisle und ein Hannele, ganz gleich, wie ein Schachteleinsatz, nur immer Eine ein bischen größer als die Andere; wie es neulich so kühl war, hieß mich die Tante sie in die Gesindestube führen, da bin ich so nach und nach mit ihnen bekannt worden, ich wollte ihnen Unterricht geben, wie das ja in den englischen Erzählungen so hübsch kommt, aber Tante meint, die Größern lernen, was sie brauchen, in der Schule, ich soll mich lieber mit den Kleinen ein bischen befassen. Nun habe ich ihnen Puppen gemacht, hättest du diese Glückseligkeit gesehen! und Annamreile hat mir Jäckchen für sie geschnitten; Nachts stricke ich Strümpfe, — ich weiß nicht anzufangen vor Geschäften und wünsche mir nur die gute Ruhe der Tante, die immer zu Allem Zeit hat und mit Allem fertig wird. Sie selbst ermahnt mich oft, die Musikübungen nicht liegen zu lassen, ich habe aus den alten Noten der seligen

Bertha, die auf der Bodenkammer liegen, einen Menuet und ein paar Lieder gelernt, — früher wollte ich nur italienisch singen, Du weißt warum, — wenn ich die anstimme, da lacht und weint der Onkel vor Freude und Rührung; ich habe mich nie eines Beifalls so gefreut.

Und Tobias, was meinst du? der ist jetzt mein Schüler im Französischen, damit ich's nicht verlerne, sagt er. Das ist eine sonderbare Lection; mein Schüler fragt mich eine Menge Dinge, auf die ich mich selbst noch nie besonnen habe, dann unversehens nimmt er die Grammatik und fängt an, mich zu belehren. Ich höre jetzt erst, daß er ganz gut Latein und Griechisch versteht. Er ist gar nicht so trocken, wie ich meinte, und es geht oft ganz lustig zu in unserer Stunde.

Im stillen Kämmerlein, da freilich erwacht oft wieder die schwere Frage: ist es wirklich? ist er in Staub gesunken der hohe Stern der Herrlichkeit? —

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich solche Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt!

Dazu ist nun freilich keine Aussicht, es ist mir etwas bang, bis du mich wieder siehst, ich bin fast zu blühend, die Bleichsucht ist wie weggeblasen.

Meine Haare trage ich jetzt in tiefen Scheiteln, die Chinois coiffure gefiel der Tante nicht. Annamreile hat mir nun auch die Heirathsgeschichte von Großonkel und Großtante erzählt, Du sollst sie das nächstemal bekommen.

Und nun, Herz, antworte bald, sei es nun Leben oder Tod,

Deiner
bekümmerten Fanny.

Geschichten der alten Nähterin.

Rahel und Lea.

„Ich habe Dir schon erzählt, daß Heinrich, der Kaufmann war, und ein schöner, stattlicher Mann, wenn auch nicht so schön wie der Robert, unversehens eine Braut in's Haus gebracht hat. Rosalie hieß sie, und war die allerschönste Jungfer, die ich nur gesehen habe. Ganz anders als die Bertha selig; sie hatte kohlschwarze Haare, die glänzten wie ein Spiegel, und schwarze Augen, — eine doppelläufige Flinte hat's der Robert einmal im Scherz genannt, und schöne, schöne rothen Backen, wie Sammet, und sie ging einher wie eine Herzogin.

Nun war sie aber ganz arm, ihr Vater war ein bankerotter Kaufmann gewesen; der Heinrich hatte sie kennen gelernt wie man dem Vater ausverkaufte, und hatte sich gleich am andern Tag mit ihr versprochen. Heinrich selbst war noch jung, und der alte Herr war der Meinung, ein Bischen Warten wäre klüger gewesen, ein Kaufmann soll nicht nur so nach Gusto zulangen, sondern auch auf's Zeitliche denken. Als die Mama meinte, die habe er jetzt eben lieb gehabt, da sagte der Papa ärgerlich: „Dummheit, kann man sich denn nicht auch in vermögliche Mädchen verlieben?"

Nun, geschehen war geschehen, dem alten Herrn gefiel das schöne, fröhliche Töchterlein selbst, und wäre er nicht

durch den Robert so gar ausgeschöpft gewesen, er hätte gleich von Anfang nichts dawider gehabt.

Alles hat mir an der schönen Braut nicht gefallen; sie brachte drei Hüte und drei Paar Zeugstiefeln, aber keinen guten Lederschuh; alle Morgen kam sie in der Stille zu mir herauf, damit ich ihr die Haare flechte, weil sie es nicht selbst konnte, überhaupt war sie gegen mich gar zutraulich, weil sie alleweil so gar viel zu flicken hatte, — nein, die Löcher, Kind, wie die zusammengezogen waren! und ein schwarzseidenes Kleid, da waren die schadhaften Stellen mit englischem Pflaster verpappt, einen schönen Sammtsalopp, den ihr der Bräutigam verehrt, zog sie Morgens zum Frisiren an und hatte dazu ein Handtuch um den Hals geschlungen, weil sie just ihr Halstuch nicht gefunden, — und die gestickten Kragen waren nur so obendrauf auf's Kleid genäht, — nein Kind, das ist keine Kaufmannsfrau, und wenn ich ein Mann wäre und mir ein Mädchen gefiele, — ich ließe erst eine gute Nähterin nach ihren Sachen sehen, um zu wissen, ob sie auch eine rechte Hausfrau gibt. Mit Stecknadeln und Haarnadeln war's wie gesät, wo sie gewesen war, und ihren schwarzen Atlaßstiefel hat sie einmal mit einem alten Bindfaden geschnürt. Ein Suchen und Jagen war den ganzen Tag: „Annamreile, hat Sie mein Sacktuch nicht gesehen? Marie, wo sind meine Handschuh? Herz (das war nämlich der Heiner), du hast gewiß meinen Geldbeutel gefunden,“ und so ging's fort. Die Mama dachte wohl auch ihr Theilchen, aber sie sagte nichts, und wenn die Rosalie mit ihren Sonnenäuglein einen anblickte, so vergaß man Alles. Der Papa hatte seine größte Freude an ihr und getröstete sich eben, Karl müsse dann um so vernünftiger wählen.

Heinrich etablirte sich, auch gegen des Vaters Willen, in einer kleinen Stadt. Er war in Bremen, in Hamburg, in all den großen Handelsstädten gewesen, nun sollte er auf einmal Schnupftabak vorwiegen und den Käse kreuzerweis verkaufen.

Aber er wollte eben heirathen und dachte an sonst nichts, kam ihm Alles lauter Herrlichkeit vor. Die junge Frau sagte zwar mit Lachen, daß es all ihr Leben lang ihr schauerlichster Gedanke gewesen sei, einen Detailkaufmann zu heirathen, der Häring und Stockfische führe, und verlangte mit Thränen, er soll eben Banquier werden, oder doch ein Modewaarenlager in der Residenz errichten; wie sie aber einsah, daß es nicht ging, schickte sie sich drein. Sie machte nur die Eine Bedingung, daß sie nie den Laden betreten dürfe, und richtete sich dann in den obern Zimmern wie eine Prinzessin ein, — Plüschmeubel, gestickte Vorhänge, glaube gar ein gläsernes Waschbecken auf ihren Toilettentisch; — Tischzeug und Bettlinnen machte man dann von Baumwolle, ihre Küche mußte man schließen, damit kein ordentlicher Mensch hineinsehe, statt einer rechtschaffenen Wasserschapfe hatte sie ein zerbrochen irden Töpfchen, — kein Zinn natürlich, nur Porzellanteller, das gab den ganzen Tag Musik vom Zerbrechen, und der kleine Hof hinter dem Haus hatte das schönste Pflaster von Porzellanscherben aller Farben. Sie schickte sich ganz gut in ihre Verhältnisse, wie sie glaubte, und fand es recht kommod, Zucker und Kaffee umsonst zu haben.

Die alte Frau hatte manche stille Sorge darüber; da kam aber Roberts Tod, der nahm allen kleinen Kummer mit fort und gab ihr einen schweren Herzstoß. Sie trug es nicht zu lange mehr.

Sie lag wochenlang krank. Heinrichs Frau kam herüber, um sie zu pflegen, sie that ihr alles mit dem besten Willen, wenn sie nur nicht so oft den Speisekammerschlüssel verlegt hätte, eben wenn man etwas brauchte; auch legte sie den einen Tag der alten Frau zum Essen eine feine Damastserviette auf's Bett, die man nur bei den höchsten Festen nehmen sollte, bald wieder ein schmutziges Trockentuch, wie's ihr eben in die Hand kam, und lächelte eben so holdselig, wenn man Haarnadeln in der Suppe fand, als wenn alles in Ordnung war. Das machte die alte Frau ungeduldig und ich mußte sie bald allein besorgen.

Von allen Besuchen war ihr Einer der liebste, das war die Fräulein Louise, des Amtmanns Tochter von Seeburg drüben. Schön ist die gar nicht gewesen, auch gar nicht; — duhs von Farbe (schlicht, unscheinbar) und von stillem Wesen, aber wo sie ging und stand, wurde alles recht säuberlich, es sah immer aus, als ob sie ausruhe, und doch hat sie zweimal so viel gethan als andere. Sie war gar eine reiche Jungfer, ein einziges Kind, und hatte anerstorbenes Großmütterliches, weiß kein Mensch wie viel, aber so bescheiden dabei und so gut, — wenn sie den Gulden verschenkte, so achtete sie doch auf den Kreuzer, — eine Ausbundsjungfer das. Sie war einmal da zur Zeit, wo auch Heinrichs Frau hier war, und saß am Bett der kranken alten Frau, da lag unter dem Stuhl ein prächtiger Florshawl der Frau Rosalie, wie denn immer etwas von ihr herumlag. Sie hob ihn still auf und legte ihn zusammen. „So sollten Sie sich einen kaufen," sagte ich. „Wozu?" fragte sie und sah lächelnd in den Spiegel, „sehe ich einem solchen Shawl gleich?" Nun, es ist wahr, der Rosalie hat er prächtig gestanden.

So lieb sie der alten Frau war, so kam sie doch gar selten herüber, es schien beinahe, als ob sie unserem jungen Herrn, dem Karl, aus dem Wege ging, und sie hätte das nicht nöthig gehabt: außerdem daß er sie grüßte, nahm er sie gar wenig in Acht; ich sah wohl, daß das der alten Frau weh that, sah auch, wie die Louise ganz besonders eifrig strickte oder nähte, und nicht aufsah, wenn der junge Herr in die Stube kam, und wenn sie eben vorlas, so klang ihre Stimme auf einmal ganz anders; aber er, wie gesagt, machte sich nicht viel aus ihr, und nöthig hatte sie's nicht, sich um ihn zu kümmern; du lieber Gott, wo so ein Vermögen ist, da gibts Werber im Ueberfluß.

Die alte Frau ist gestorben. „Gönnt mir's nur," hat sie, und es war ihr zu gönnen, sie ist recht müde gewesen. Sie war mit Karl noch viel allein und hat ihn tausendfach gesegnet als ihren lieben Sohn, der ihr keine trübe Stunde gemacht. Was sie alles mit ihm gesprochen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß sie ihm gewiß nichts anbefohlen hat, dazu war sie zu gescheidt; sie wußte, daß es Gottes Sache ist, die Zukunft der Unsrigen zu ordnen, und nicht Sache der Sterbenden, die keine Stunde vorauswissen und kein Wort mehr zurücknehmen können.

Es ist eine schwere Trauer, wo so eine Hausfrau fehlt; der liebe Gott wolle mich das nicht noch einmal erleben lassen. Frau Rosalie kam über die Zeit der Theilung, sie sah wunderschön aus in der Trauerkleidung, und war ihr von Herzen leid um die gute Mutter, aber ein Durcheinander gab's, wo sie ging und stand, und so lieb sie dem alten Herrn war, er athmete doch leicht auf, als sie mit einander gingen; — es schien bei Heinrich nicht splendid zu gehen: eh' er ging, hörte ich jedesmal die Geldkasse des alten

Herrn klingeln, und doch war der Heiner geschickt und flei-
ßig; — die Herrlichkeit mit der Liebe war auch nicht mehr so groß, wie dazumal, wo sie einander so gern hatten, daß es eine Schande war, und er sie auf den Händen trug und sich den Kopf abgerissen hätte und ihr zu Füßen gelegt, wenn sie's gewollt, und wo sie dummer als die kleinsten Kinder mit einander geredet hatten.

Ich hörte jetzt manch scharfes Wort fallen, dann weinte die junge Frau und schloß sich ein, und er klopfte an der Thür, bis sie aufmachte, und sie küßten sich einander wieder, — ein närrisches Leben das.

Jungfer Louise vom Amthaus war nur ein einzigesmal dagewesen, — am Tag der Leiche, und hatte einen Kranz von grünem Epheu in den Sarg gelegt. Nachher kam sie nicht mehr, aber Herr Karl ging nun manchmal nach Seeburg hinüber, und als er nach einem Halbjahre kam als ihr Bräutigam, da waren wir gar nicht verwundert, aber recht vergnügt; wir wußten wohl, was das für eine gute Frau in's Haus gebe; der alte Herr weinte vor Freude.

Nach dem Trauerjahre sollte die Hochzeit sein, — die Braut kam manchmal auf Besuch, und als sie der alte Herr darum bat, nahm sie sich auch da und dort schon um das Hauswesen an, in aller Bescheidenheit, aber was sie nur anrührte, hatte eine Art.

Braut und Bräutigam waren freilich nicht so zärtlich zusammen, wie früher der Heinrich und vorher Robert, der arme Junge, mit seiner Braut gewesen war. Sie gaben einander nicht so kindische Namen, sie hatten nie keinen Hehling (Geheimniß) miteinander, sie redeten von vernünftigen Sachen und begehrten nie allein zu sein. Es war so recht gescheidt, aber ich dachte doch manchmal, es könnte

anders sein, ein Bischen mehr dürfte man doch sehen, daß sie Braut und Bräutigam sind, und ich meine fast, Jungfer Louise dachte es selber.

Wenige Wochen vor der Hochzeit war sie noch einmal hier. Der alte Herr wollte den jungen Leuten alles übergeben, so war Manches zu besprechen; die Braut kam da herauf zu mir, um wegen der Gesindebetten zu reden, wir besahen eben die alten Sachen, was noch zu brauchen sei, als wir den alten und den jungen Herrn miteinander in die äußere Stube kommen hörten. In der äußern Stube stand der Schrank mit den Schriftlichkeiten, da hatten sie etwas auszumachen. Wir dachten an keinen Hehling und wollten nur still bleiben, bis die Herren fertig seien, um nicht zu stören; die wußten nicht, daß Louise oben sei, und an mich dachte man nicht, — wenn man so lang in einem Hause ist, so ist man am Ende wie gar Niemand.

Der alte Herr legte ihm, wie's scheint, Papiere vor und sagte: „so, nun siehst du, was deine Brüder schon empfangen haben, es ist freilich viel mehr, als jetzt noch frei auf dem Gute steht, und Robert, der arme Junge, hat sein Erbtheil reichlich vorausbezogen, aber mit dem schönen Vermögen deiner Braut —“

„Natürlich!“ brach jetzt der Karl los, so hitzig, wie ich ihn niemals gesehen, „mit dem Vermögen meiner Braut! Für mich ist alles gut. Die Brüder gehen hin, treiben was ihr Herz gelüstet, genießen das Leben nach allen Seiten, verlieben und verloben sich nach ihres Herzens Wunsch, während ich daheim der Lastesel bin; zuletzt bin ich gut genug, ohne Liebe um des Geldes willen zu heirathen, damit dem Gute aufgeholfen wird. Natürlich!“ und er schritt

heftig auf und ab; ich zitterte wie ein Espenlaub und wagte nicht, die Braut anzusehen.

„Aber lieber Karl," sprach der alte Herr, selber ganz erschrocken, „es hat Dich ja niemand gezwungen." — „Gezwungen? nein, man hat mich nicht mit Gewalt hinübergeführt, aber der Mutter Wunsch, und Dein Wunsch, und das herabgekommene Gut, und Heinrich, der immer noch daran melkt, das Alles trieb mich dazu, und ich redete mir ein, es sei ein edles Opfer, und jetzt, wo es Ernst wird, sehe ich, daß es eine Niederträchtigkeit ist."

„Aber, Karl, hat denn deine Braut keinen Werth als ihr Geld, haben wir's wirklich so schlimm mit Dir gemeint?" — „Eben weil ich ihren Werth erkenne, sehe ich, wie schlecht es ist, ihr eine Hand ohne Liebe zu bieten." — „So geh in Gottes Namen und hol' Dir ein schönes Weib, und verlaß Deinen alten Vater," sagte gebeugt der alte Herr, „um meinetwillen darfst Du keine Reiche nehmen, ich habe, was ich brauche für meine paar letzten Tage." Wie nun der Karl seinen Vater so unglücklich sah, that's ihm leid, denn er hat das beste Herz. Er tröstete ihn wieder und versicherte ihm, er selber sei nicht unglücklich, es sei ihm nur unedel vorgekommen, es gehe gewiß gut, und er wolle seiner Frau alles Gute und Liebe thun, damit sie nicht empfinde, daß er sie eben nicht so recht gern haben könne. So gingen die Zwei in gutem Frieden miteinander, die Louise aber lag auf ihren Knieen und hatte ihr Gesicht auf dem Stuhl liegen, und weinte und schluchzte, als wir allein waren, — Kind, ich habe schon viel weinen sehen, aber solche Thränen noch nie.

Endlich stand sie auf und ging auf und ab, so heftig wie Karl vorhin, und sie war doch sonst so sanften und stillen Sinnes. „Er soll mein Geld haben, alles, alles!"

sagte sie, „ich aber will fort, weit, weit, — mein Brod mit meinen Händen verdienen, er soll nie wieder von mir hören, o, er soll wählen nach Liebe!“ Dann weinte sie wieder bitterlich und zog den Verlobungsring ab und gab ihn mir, ich soll ihn ihm bringen; — ich wußte mir nicht zu helfen. Endlich faßte ich mir ein Herz und stellte ihr all das Elend vor, das ihr Zurücktreten so kurz vor der Hochzeit über Alle bringen würde, das Leid ihrer Eltern, den Jammer des alten Herrn; davon, daß es auch Karl leid wäre, wollte sie nichts hören, aber das sah sie selbst ein, daß er ihr Geld ohne sie gewiß nicht annähme und daß er auch nicht glücklich werden könnte, wenn er all den Jammer verschuldet. Aber sie wollte eben doch nimmer, sie war ganz wie von Sinnen. „Nun,“ sagte ich zuletzt, „wenn Sie ganz gewiß glauben, daß es Gottes Wille ist und nicht der Wille Ihres stolzen Herzens, so thun Sie es in Gottes Namen.“ Da ist sie lang still geblieben und hat ihr Gesicht wieder verhüllt, dann blickte sie auf und sagte: „in Gottes Namen! ich glaube, es ist sein Wille, daß ich das Loos der Lea tragen soll. Du,“ sagte sie zu mir, „versprich mir, daß niemand erfährt, was hier vorgegangen, auch mich selbst darfst du nie, nie daran mahnen, aber beten darfst Du für mich, daß Gott mir hilft meines Weges zu gehen mit demüthigem Herzen.“ So haben wir geschwiegen.

Sie war eine lange Zeit gar still, und an der Hochzeit sah sie aus wie ein Opferlamm, das demüthige Wesen stand ihr aber gut an, sie war auch sonst nie stolz gewesen, aber so sicher und gerad aus. Den Karl focht es manchmal an, ob sie keinen stillen Kummer habe, und so bekümmerte er sich mehr um sie, als wenn sie so ruhig und sicher wie zuvor gewesen wäre.

Eine treuere Haushalterin über Gottes Gaben, als die junge Frau nun war, ist gewiß noch nie auf Erden gewesen. Unermüdet vom Morgen bis zum Abend auf das Kleinste wie auf das Größte bedacht, vor keiner Arbeit scheu, als ob sie blutarm gewesen wäre, und das Alles in sanftem und stillem Geist, so daß man wohl sah, daß sie zu ihrem irdischen Tagewerk sich die Kraft von oben geholt. Die alte Frau, Gott hab sie selig, war eine rechtschaffene Hausfrau, aber man hörte, was sie that, und sie war der Meinung, wenigstens einmal in 4 Wochen müsse das ganze Hauspersonal von der Küchenmagd bis zum Stallbuben tüchtig abgerumpelt werden. Das war nicht der jungen Frau ihr Sinn, und doch ist alles in der Ordnung geschehen; freilich setzte es die Leute in Respekt, daß man wußte, wie eine reiche Tochter sie war, und sie doch arbeiten sah wie eine Magd.

Und wie sie den alten Herrn in Ehren hielt und versorgte, und wie sie auf den jungen Herrn bedacht nahm, und wie sie ihm an den Augen absah, was er dachte und wünschte, — so hab' ich noch nichts gesehen, — es mußte ihm wohl dabei sein, und der Segen und das Gedeihen kam über's Haus wie im Schlaf.

Aber viel Freude ist nicht dabei gewesen. Etwas Scheues und Stilles war an der Frau, wenn sie bei dem Herrn allein war, — ich, ich einfältiges altes Ding merkte oft, wie ihm das Herz voll war und wie er ihr gern gesagt hätte, was sie für ein Weib sei, aber sie merkte es scheints nicht, und er konnte nicht beikommen, es ihr zu sagen; sie that so viel, aber sie that es fast nur wie eine treue Haushälterin, nicht wie eine Frau. Ich hätte gern etwas gesagt, aber ich war nicht so keck, weil sie selbst wollte, ich solle nicht mehr an das denken, was wir damals zusammen gehört.

Da wurde die Frau krank. Sie hatte ihren Vater verpflegt, der am Schleimfieber gestorben war, und lag nun selbst schwer darnieder. Ich durfte sie verpflegen, und sie verbot den Herrn zu ihr zu lassen, wegen der Ansteckung; er ließ sich aber nicht abhalten und ging immer ab und zu. Am siebenten Tage sah es gar schlimm aus, und eh der Doctor Abends ging, sprach er noch mit dem Herrn und sagte ihm wohl nichts Tröstliches.

Die Frau lag da wie todt, ich war allein bei ihr, um die Nacht zu wachen; da kam der Herr herein ganz todesbleich. „Laß mich da," sagte er, „ich wache die Nacht hier." Ich wollte das nicht zugeben, da wehrte er mit der Hand und sagte leis: „wenn's doch vorüber ist, so will ich noch bei ihr sein, ich ganz allein." Dann sank er zusammen am Fuß des Betts und drückte den Kopf in die Decke und weinte und schluchzte wie ein Kind. Kind, es ist furchtbar, wenn so ein Mann weint. „Es war zu viel Segen, ich war diesen Schatz nicht werth," sagte er noch, dann aber nahm er sich zusammen, ließ sich alles von mir sagen und setzte sich still an's Bett, eine von ihren Händen lag auf der Decke, da legte er leise die seinige darauf. Ich ging in die Nebenstube, um bei der Hand zu sein.

Mitten in der Nacht hörte ich leise reden. Ich fürchtete, es gehe zum Ende und sah heraus. Die Frau lag noch so matt da wie immer, aber der Herr hatte den Kopf zu ihr herabgebeugt und sie redten mit einander. Es war mir seltsamlich zu Muth, aber ich wagte nicht hereinzukommen und ging still wieder fort.

Am nächsten Morgen lag die Frau immer noch so da, ich wußte zuerst nicht, ob sie gestorben war, wie ich aber herauskam, da lächelte sie so glückselig wie ein Kind, und

sie und der Herr schauten einander an, Kind, mit solchen Augen! ich sage dir, die schöne Frau Rosalie ist mir nie so schön vorgekommen wie meine junge Frau, die nie schön gewesen, an dem Morgen, krank und schwach wie sie war. Ich fürchtete, sie werde sterben, weil sie aussah wie ein Engel.

Aber sie ist nicht gestorben, sie ist gesund geworden und hat wieder gethan, was sie vorher that, aber eine ganz andere Freude und Lust und Liebe ist in allem gewesen. In selbiger Nacht ist sie's inne worden, wie lieb er sie hat. Sie und der Herr haben freilich auch jetzt noch nicht so dumme Sachen miteinander gemacht, wie vor Zeiten der Heinrich und seine Braut, aber wenn sie nur einander angesehen haben, so ist einem ein ganz helles Licht aufgegangen. Der Herr hat niemalen zu ihr gesagt: „Du bist eben mein Stern und meine Rose und mein Engel und meine Nachtigall!" wie der Heiner zu der Seinen, auch nicht so kindische Wörter wie Robert, der arme Junge, der so dumm redete, daß ich mich schäme zum Wiedersagen, aber wenn sie Nachts, wenn Alles in Ruhe war, auf dem Sopha zusammensaßen und die Hände ineinander legten und redeten, oft nur von dem Tagesgeschäft und was morgen geschehen sollte, und wenn man so spürte, wie er sich auf sie so von ganzem Herzen verließ in allen Dingen, und wie ihr sein Vertrauen wohl that, — Kind, das wäre mir lieber als so ein Abend in einer Rosenlaube.

„Aber, Annamreile, ich möchte einmal glücklich in der Rosenlaube sitzen und nachher erst noch auf dem Sopha."

„Du bist nicht dumm, geht Dir wie dem Schulbuben, der einen gemästeten Ochs mit Liebe begehrte, als man ihn über den bekannten Spruch befragte; — kann auch geschehen, nur dünkt mich, ist das Brautglück ein goldenes Samen-

körnlein, läßt man's nur so liegen und spielt mit, so stirbts ab. Du mußt ihm guten Boden bereiten und es treulich pflegen, dann wächst's mit Gottes Sonnenschein und Regen und trägt hundertfältig Früchte.

Der alte Herr hat noch glückselige Tage mit erlebt, und wenn er die Zwei so vergnügt beisammen sah, hat er nur mich oft hehlings angestoßen und mit den Augen gewinkt; — ich war dazumal noch öfter unten."

„Und die schöne Rosalie?" fragte ich, — denn Du mußt wissen, Julie, daß das meine Großmutter war, ich möchte wissen, ob ich ihr ein wenig gleich sehe.

„Die Rosalie? ach, da ist's traurig gegangen. Sie konnte nicht sparen und that allezeit vornehmer als es reichte, — wenn sie einmal eine Wassersuppe kochte, so buck sie einen Kuchen dazu, daß es nicht gar so schlecht sei. Der junge Herr half und stützte so viel wie möglich, aber der Wagen war im Fallen. Zuletzt war nimmer zu helfen, dem Heinrich ging's wie seinem Schwiegervater, und er und seine Frau kamen hieher sammt ihrem einzigen Kind. (Sie vergißt immer wieder, daß dies Kind mein Vater war.) Liebes Kind, Gott bewahre Dich, daß Du nie aus Deines Mannes Munde ein Wort hören dürfest, wie die arme Rosalie viele hören mußte! Von der Rosenlaube waren scharfe Dornen übrig geblieben.

Heinrich fand eine Stelle als Buchhalter, Rosalie blieb hier, und Frau Louise hat wie eine rechte, treue Schwester an ihr gehandelt. Sie war ein gutes Kind, die arme, schöne Frau, sie nahm Vernunft an und was sie noch lernen konnte, das hat sie gelernt.

Später sind sie wieder zusammen gekommen und ist

ihnen noch leidlich gut gegangen, aber Frau Rosalie hat nicht lange mehr gelebt.

So ist der Lea ein besser Loos gefallen als der schönen Rahel."

10.

Seit Annamreile's Erzählung sehe ich die zwei alten Leutchen mit ganz andern Augen an, und verstehe jetzt erst die stille Innigkeit ihres Verhältnisses. Es thut mir auf's neue leid, daß mein Vater diesem gütigen Onkel so entfremdet wurde, aber ich kann mir nun wohl erklären, daß er, nach allem, was er für ihn und den Großvater gethan, gekränkt war, als der Vater gegen seinen Rath und Zustimmung eine Verbindung schloß; und mein guter Vater scheint etwas aufbrausender Natur gewesen zu sein.

Nun, jetzt vergütet der Großonkel alles Versäumte reichlich an mir. Ich genieße viele Liebe hier, und seit ich die Herzensgeschichte der Großtante kenne, könnte ich ihr alles, alles zu liebe thun. Sie gewinnt auch allmälig Glauben an meine Leistungen und vertraut mir an, daß sie wohl fühle, wie sie alt werde und gern einen Theil ihrer Regierung in jüngere Hände legen würde. Nun, Vetter Tobias wird schon in irgend so einer Verwaltungsaktuarstochter mit fünfzehn Geschwistern sein Ideal finden und heimführen.

Unsere französische Stunde nimmt ihren guten Fortgang und ich lerne immer noch von meinem Schüler mehr als er von mir.

Da Du nun durch mich und Annamreile die ganze Genealogie unseres Hauses erfahren, so möchtest Du doch wohl wissen, von wannen der Tobias stammt. Der ist der Sohn

von Großonkels einziger Tochter, — zwei Söhne sind ihnen noch klein gestorben.

Die Tochter hieß Louise, wie ihre Mutter, sie war die Aelteste, ein Jahr nach jener Krankheit der Großtante geboren. Sie sei nicht sehr schön gewesen und auch kein Haushaltungsgenie wie ihre Mutter, aber ein gutes, frommes und fröhliches Geschöpf. Nun war es ein seltsames Ereigniß in einem so ganz nüchternen bürgerlichen Hause, daß dieses Töchterlein sich in einen jungen Offizier verliebte, der im Herrenhause im Quartier lag. Der Großonkel wollte nichts davon hören, aber die Großtante, sie, die doch selbst in einer Verstandesheirath, wenigstens von des Mannes Seite, ihr Glück gefunden, wollte, wie es scheint, doch dem Töchterlein das kindische junge Glück gönnen, das sie selbst nicht gekannt, und der Großonkel that es ihr zu liebe.

Der junge Krieger entschloß sich, die Waffen niederzulegen und mit dem Schwiegervater Kohl zu pflanzen. Es war eine kurze Herrlichkeit. In den Befreiungskriegen verließ er mit Bewilligung der Eltern seine junge Frau, in der Hoffnung, nur ein bischen mitzusiegen und dann fröhlich zu seinem Herd und Hof zurückzukehren. Es war anders bestimmt. Er fiel bei Waterloo, noch ehe sein Sohn das Tageslicht gesehen.

Die arme Louise starb bald nach der Geburt des Kindes. „Du arme Waise," sagte sie im Scheiden, „Gott sende Dir einen Engel zum Geleit wie dem Tobias, da Vater und Mutter Dich verlassen." Darum heißt der Vetter Tobias.

Ich kann nicht mehr lachen über seinen Namen, und wie er selbst mir erzählte, daß er nie eine Vaterhand gedrückt und nie einer Mutter Lächeln gesehen habe, da hätte

ich weinen können. Das muß doch einer Seele ein lebenslängliches Heimweh lassen.

So haben die stillen Augen der guten Großtante schon viele Thränen vergossen, aber ihr Glück ist nur inniger geworden durch alles Leid. Wenn ich Frau würde, — nun lach' nicht, Julie, es ist ja alles auf der Welt möglich, — dann möchte ich wohl auch, daß mich mein Mann im Alter noch so lieb hätte und so herzlich anblickte, wie der Großonkel die Tante, obwohl er kein einziges zärtliches Wort zu ihr spricht. — Träume, Schäume.

Tobias hat mir auch anvertraut, daß er so sehr gern studirt hätte, — er wollte Arzt werden, — aber der Großonkel hatte von seinem Bruder Robert her ein solches Grauen vor der Universität, daß er Tobias mit Thränen beschwor, von dem Wunsch abzustehen. So hat er nun seines Großvaters Beruf mit rechtem Ernst ergriffen und tritt ein gesegnetes Erbe an; die Verwaltungsaktuarstochter kann die Hälfte ihrer fünfzehn Geschwister darauf versorgen.

Nun sind es wenige Tage noch bis die Mutter kommt und Eduard! ich freue mich unbeschreiblich. Diesmal helfe ich doch selbst beim Buttern, es schmeckt ihr gewiß besser, und ich darf alles selbst kochen, wenn sie da sind, das hat mir Großtante versprochen. Und wenn die Mutter erst das Blumengärtchen sieht! Nur an eine Trennung von hier kann ich nicht denken.

Gewiß, Julchen, Du mußt später auch kommen zu Deiner landwirthschaftlichen Fanny.

N. S.

Also wahr mit Almorini?

Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!

Nun, Herz, ich bitte Dich nochmals, verbrenn' alle meine Briefe, in denen auch nur entfernt von ihm die Rede ist, — alle, hörst Du, begrabe alles in's tiefste Schweigen. Ach, Gottlob, daß ich wenigstens nie ein Wort mit ihm gesprochen habe als die Antworten in der Lehrstunde. Nochmals, begrabe alles.

Weißt du, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Noch eines, Julie, im Vertrauen! Meinst Du auch wirklich, daß ich ihn geliebt habe?

11.

Liebste, beste Julie, die Mutter ist hier und Eduard, und sie finden mich so gut aussehend und wir sind alle so glücklich!

Heute feierten wir Großonkels Geburtstag in der Rebenlaube im Blumengärtchen und noch ein Fest, rathe einmal: — meine Verlobung mit — mit — nun in Gottes Namen soll's heraus, mit Vetter Tobias. Nun, liebes, liebes Herz, beklagen darfst Du mich nicht, ich habe es freiwillig gethan, ich glaube, daß ich glücklich, recht, recht glücklich werde, und — aber Du darfst mich nicht verachten, — ich glaube, ich liebe ihn und habe nie einen Andern geliebt, und wenn ich seine Hand fasse, so fasse ich sie mit so inniger Zuversicht, — den Halt und Hort meines Lebens.

Wie das so schnell gekommen? Ach, liebes Herz, es ist eigentlich langsam gekommen, wenn ich denke, wie wir uns einmal so fremd, fast feindselig betrachtet haben. Ich weiß es kaum, — es war heute in der Früh, — ich stehe wirklich sehr früh auf, — da ordnete ich die Laube, und Tobias kam und sprach lange nichts, und ich fühlte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe, — liebes Herz, ich hab's schon lange gemerkt, trotz der Sophie mit fünfzehn Geschwistern, — da fragte er endlich, — ach, ich kann das alles nicht so schreiben, vielleicht flüstere ich Dir's in's Ohr, wenn Du kommst.

Wären's doch die Zauberworte,
Daß ich ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

Und ich sagte nicht nein, und ich sah endlich auf in ein verklärtes Angesicht, und es war mir, als sei ein ewiger Sonntag angebrochen.

Mir war recht bange, wie es Großonkel und Tante aufnehmen, — ich Kindskopf einst Herrin und Erbin dieses Gutes! Aber sie nahmen mich auf als ein geliebtes Kind; — bei der lieben Mutter waren wir zuerst gewesen, — die kann nur weinen vor Freude. Eduard freut sich königlich, daß er einen Schwager hat, und einmal auf unsern Ackerpferden reiten darf.

Aber wir sind noch so gar jung, ich wenigstens, — Tobias ist schon sechsundzwanzig, — da soll er noch ein Jahr reisen, — früher sein sehnsüchtiger Wunsch, dem er aber jetzt, glaub' ich, gern entsagt hätte, und derweile soll ich ungeschicktes Kind mich zur Hausfrau ausbilden. Nun, Gott

helfe dazu! Ich habe an der Großtante eine liebe und geduldige Lehrmeisterin.

Dem Annamreile haben wir in ihrer Dachkammer eine Brautvisite abgestattet, und ich hab's ihr endlich begreiflich gemacht, daß ich die Enkeltochter ihres Heinrichs und der schönen Rosalie bin. Sie lachte und weinte, und sie meint, ich habe die Haare von der Rosalie, aber die Augen und das Herz von der Bertha.

Liebste, beste Julie, ich glaube, ich habe mein eigenes Herz, und das ist ein sehr fröhliches und ein sehr kindisches und gehört

Deiner glücklichen
Fanny.

Ich habe es Tobias auch anvertraut mit Almorini, und bat ihn, nicht zu lachen. Er sah mich mit recht ernsthaften, fast traurigen Augen an (ich ihn gar nicht), dann aber lächelte er doch und sagte: „Cousinchen, wie früh muß man denn kommen, um eines Mädchen erste Liebe zu sein?“

Denke, Tobias sagte mir, daß er auch Robert heißt, und hat mir die Wahl unter seinen Namen gelassen; Robert klingt natürlich doch hübscher und nobler; Du sagst also den Mädchen, mein Bräutigam heiße Robert.

Ein Frauenbrief.

Sechs Jahre später.

Endlich, liebe Julie, haben wir Hoffnung, Dich bei uns zu sehen; wer hätte gedacht, daß es so lange ansteht, bis Du mich in meiner Heimat besuchst? Komm nur, Du sollst

das Stübchen bewohnen, wo ich als Mädchen residirte, es ist etwas eleganter als damals; der Fensterteppich, an dem ich so lange gestickt, ist wirklich einmal fertig geworden, wann und wie weiß ich nimmer, denn jetzt gehören schöne Arbeiten für mich auch zu den „begrabenen Träumen," weißt Du noch?

Komm nur, Du sollst Deiner Gouvernantensorgen für eine gute Weile vergessen und sollst Dein Erziehungstalent üben an meinen leider sehr unerzogenen kleinen Kreaturen. Ich habe das pädagogische Kolleg lange schon vergessen. Sie sind aber doch köstlich, besonders der kleine Bube, der jetzt eben auf meinen Stuhl geklettert ist und ruft: „Mama, net beiba!"

Ich muß eilen, Beste, ich lasse Kartoffeln stecken, und wenn ich nicht selbst auf den Platz komme, so werden sie mir verwechselt, Tobias versteht das Brachfeld nicht so; er heißt nämlich längst wieder Tobias, er hörte mich nie, wenn ich ihm Robert rief, und als Tobias habe ich ihn ja lieb gewonnen!

Meiner Garderobe sollst Du Dich annehmen, wenn Du kommst, ich könnte mich wahrhaftig nicht mehr über den Grenzen der kleinen Stadt sehen lassen, ich habe so wenig Zeit, an mich zu denken.

Du mußt unser Herrenhaus unterhaltend finden, jetzt enthält es drei verschiedene Generationen. Oben, wo Annamreile's stille Heimat war, hat die Mutter ihre allerliebsten Zimmerchen, Tobias war so sehr freundlich und rücksichtsvoll auf ihre Ausschmückung bedacht; die Mutter lebt sonst mit uns und ist so froh, der häuslichen Sorgen enthoben zu sein, ihr zierliches Stübchen ist aber ein Festsaal für die Kinder.

Im zweiten Stock residiren die Großeltern, sie haben sich nach ihrem einfachen Sinn eingerichtet; das Kanapee mit dem alten Barchentüberzug und der schwarzlederne Lehnstuhl, aber es ist unbeschreiblich behaglich bei ihnen. Tobias staunt auch, daß die Großmutter sich so leicht in die Ruhe finden konnte, sie aber versichert, ihr sei sehr wohl dabei, und ich lasse ihr gar nicht zu viel Ruhe: ich springe wohl zehnmal die Treppe hinauf mit meinen häuslichen Anliegen und Fragen, und die gute Großmutter in ihrer stillen Weise arbeitet heute noch mehr mit ihrem klugen Wort, als ich mit Händen und Füßen.

Tobias hat als Empfangsfeierlichkeit für Dich auch das Klavier stimmen lassen, ich komme so selten zum Spielen, außer unserem Choral am Sonntag Morgen, wo Groß und Klein mit einstimmt. Meine Rosa hat wirklich ein allerliebstes Stimmchen. Die Guitarresaiten habe ich leider abgelöst, um Seife damit zu schneiden, und das himmelblaue Band ist ein Wiegenband geworden. Wenn aber die Kinder größer sind, will ich meine alten Künste wieder hervorsuchen, auch italienisch und französisch; — spanisch ist mir indeß hie und da etwas vorgekommen.

Das Buttern habe ich indeß gelernt, sogar das Melken, wenn's noth thut, — was ich aber noch nicht gelernt habe, das ist die Stille und Ruhe, mit der die Großmutter ihr Tagwerk vollbrachte; es geht bei mir noch geräuschvoll genug zu. Großmutter meint, dafür sei ich frischer und heiterer, und das ist auch wahr, mit so dreistimmiger Begleitung durfte sie doch nicht arbeiten. Wenn ich sie aber frage um das Geheimniß ihres stillen Schaffens; so zeigt sie mir das Tischchen am Fenster gegen Morgen, auf dem ihre Bibel liegt: „das ist mein Zauberbuch, und kein Tag war je so

unruhig und kein Geschäft so dringend, wo ich nicht dafür eine stille Morgenzeit gefunden hätte.“ Julie, liebe Julie, da bleibt mir noch viel zu lernen!

Du mußt uns nicht für ganz verbauert halten wegen der entweihten Guitarresaiten, ein gutes Wort und ein gutes Buch findet immer noch seine gute Statt bei uns, zumal zur Winterszeit, wo wir unsere Abendkränzchen mit Pfarrers halten.

Unser Gefährt holt Dich ab, — nicht mehr die grüne Kalesche, Tobias hat zu meinem ersten Geburtstag im Ehstand ein neues gekauft, das freilich wenig gebraucht wird. — Ich schicke Dir ein Verzeichniß der Sämereien, die Du mir mitbringen könntest, auch von dem Reis zu herabgesetzten Preisen, wohlfeilen Biber zu Weihnachtsgeschenken für meine Mägde, — man kann nicht zu früh sorgen, — ein hübsches Morgenhäubchen für die Mutter, warme Schuhe für die Großmutter, — am Besten, ich schreibe Dir alles auf einen besondern Zettel.

Schade, daß Du unser Annamreile nimmer triffst; dieser ehrwürdigste Rest der ältesten Generation liegt seit vier Jahren auf dem Kirchhof, wo unser Geschlecht schon eine lange Reihe füllt. Sie hat meine Rosa noch erlebt; dies neue Glied hat aber ihre genealogischen Erinnerungen gänzlich verwirrt, — eine Urenkelin der schönen jungen Rosalie, — das ging über ihren Horizont. Nun aber hat der Brief sechs Seiten! eine unerhörte That für mich, die seit Monaten keinen Brief geschrieben als an Müller und Kaufleute.

Das kleine Volk wird laut an allen Ecken. Du kommst ja selbst, dann sollst Du sehen, wie ich mich als Landwirthin

gemacht, und Tobias soll Dir erzählen, wie weit ich noch hinter seinem Ideal zurückstehe.

Komm bald, meine Liebe, zu

Deiner glücklichen

Fanny.

Lebensglück.

Dein Pfad ist meiner nicht. Wo du dich freust,
Da welkte hin mein Herz. Mein eigen Leid
Ist meinen Augen heiliger und reicher
Als alle deine Lust.

In den Straßen der kleinen Residenz bewegte sich emsig das gewöhnliche Werktagstreiben. Dienstmägde rannten eilig mit ihrem Armkorb, um das verplauderte Viertelstündchen durch verdoppelte Eile einzubringen, Schulkinder trabten von verschiedenen Seiten mit gemäßigtem Lärm daher, da es erst in die Schule, noch nicht hinaus ging, und ein Karrenbauer, der den Kehricht fortführte, brachte nervöse Ohren zur Verzweiflung mit dem langsamen, schwerfälligen Gerassel seines Fuhrwerks.

Nur die Beletage eines hübschen Wohnhauses zog durch ihre festliche Miene die Blicke der Vorübergehenden auf sich; die Fenster des Salons waren geöffnet, um die kühle Morgenluft einzulassen, man sah grüne Guirlanden zwischen den schneeweißen Gardinen, blumengefüllte Vasen auf einer gedeckten Tafel, weißgekleidete Konditorjungen gingen ein mit geschmückten Torten, die viel lüsterne Blicke auf sich zogen, — kurz, selbst die Milchfrau vom Lande errieth die Bedeutung dieser Anstalten, wenn sie eine Bäckerfrau der Nachbarschaft, die recht wohlhäbig unter ihrer Hausthür stand, fragte: „gelt Sie, da oben gibt es eine Hochtzeit?" „O ja," belehrte sie diese, „die Tochter der Frau Regierungsräthin Gruber." „Wen nimmt sie?" fragte eine Stadt-

magd, die sich dazu gesellte. „Einen Wittwer mit einer Last Kinder,“ sagte diese etwas geringschätzig.“ „Dann ist's aber nicht die Schöne?“ fragte die Magd. „Bewahre, die Kleine ist ja kaum recht aus der Schule, die Große ist's, erster Ehe, aber bereits eine gescheidte und brave Jungfer, reich gerade nicht, das Vermögen kommt von der zweiten Frau. Das Essen lassen sie aus dem Schwanen kommen, aber in die Kirche fahren sie erst um elf Uhr, ihr könnt nicht darauf warten.“ Die Andern gingen weiter, und die Bäckerin machte sich an ihrem Fenster einen Wachposten zurecht, wo sie über ihr Strickzeug weg das Terrain bequem überschauen konnte.

Im Festlokal oben waren die Anstalten schon weit gediehen; Frau Schmeckenbächerin, eine alte Hausfreundin, von Natur zwar Schneidermamsell, die aber als Vertrauensperson zur Festordnerin geladen war, legte eben das schwere Silberzeug, das den soliden Wohlstand des Hauses beurkundete, auf das feine Damastgedeck, und betrachtete nebenher wohlgefällig, wie eine Schöpfung ihrer eigenen Hand, die Brautmutter, die in einem prachtvollen Penseekleid von schwerem Moiree sich wahrhaft fürstlich ausnahm.

In dem Hinterzimmer, dessen Fenster auf ein kleines Gärtchen gingen, das als blühende Oase in dem steinernen Häuserquarré verborgen lag, herrschte festliche Stille, wie sie dem Tag ziemte. Die Toilette der beiden Mädchen, die es bisher bewohnt, war vollendet. Die Braut selbst hatte die alte Ordnung darin hergestellt und die Schwestern saßen in Stille beisammen in dem alten traulichen Raum, den sie so lange schon einträchtig zusammen bewohnt hatten.

Wer die Königin des heutigen Festes, die Braut, hier gesucht hätte, dessen Auge wäre wohl zuerst auf die blühende,

jugendschöne Gestalt im weißen Kleide gefallen, die, einen Kranz von Rosenknospen in der glänzenden Fülle des braunen Haars, von all dem duftigen Zauber umweht war, den man unbewußt mit dem Namen ‚Braut‘ verbindet; nur zu jung fast erschienen die kindlichen Züge des klaren Angesichts. Auch war nicht sie die Braut: Schleier und Myrthenkranz schmückten die ernste hohe Gestalt im schwarzen Atlaskleide, die, wohl zwölf Jahre älter als das siebzehnjährige Kind, fast mehr einen nonnenhaften als bräutlichen Eindruck machte.

Marie war nicht schön, ihr Teint war farblos, ihre Züge unbedeutend, ihr Wuchs beinahe zu hoch, aber ihre dunklen Augen mit dem Ausdruck herzlicher Güte und klaren Verstandes, die ganze wohlthuende Harmonie ihres Wesens machten sie doch zu einer anmuthigen Braut. Elisabeth saß achtlos auf die weitausgebreitete Wolke ihres lichten Gewandes auf einem Schemel zu den Füßen der Schwester und sah sie etwas bedenklich an. „Es ist doch Schade, Marie,“ sagte sie, „daß du nicht in Weiß gehst, du siehst wahrhaftig wie eine Nonne aus!“

„Was sollte eine ehrsame Frau Dekanin mit sieben Kindern nachher mit einem so luftigen weißen Staat anfangen?“ erwiderte Marie lächelnd. „Ach ja!“ seufzte Elisabeth etwas kläglich, „bitte, sag' mir Marie, ist dirs denn nicht entsetzlich bang?“ „Entsetzlich nicht, aber ein wenig wohl,“ sagte diese mit etwas gedämpfter Stimme, „doch Gott wird mir beistehen und es liegt ein reiches Feld vor mir.“ „Erstaunlich reich!“ seufzte die Kleine wieder, „ach, sag mir, aber du darfst nicht böse sein, jetzt darf ich dich das schon noch fragen, warum hast du nicht lieber früher einen Andern genommen? Weißt, es gibt ja auch brave Männer mit etwas

weniger Kindern.“ „Es hat mich kein Anderer wollen,“ sagte Marie mit ruhigem Lächeln; — sie hatte längst jedes bittre Gefühl überwunden, das in dieser Antwort hätte liegen können. „Das begreife ich wirklich nicht, so klug und gut und geschickt, wie du bist,“ sagte Elisabeth nachdenklich vor sich hin, „aber du hättest ja auch bei uns bleiben können! Ich weiß noch gar nicht, wie wir zurecht kommen ohne dich.“ „Du glaubst wohl nicht, daß ich heirathe blos um einen Mann zu bekommen?“ sagte, nun etwas piquirt die sonst so nachsichtige Schwester und ihre Wange färbte sich dunkelroth.

„O nein, oh ich bitte dich, verzeih! wie du mir so oft schon verziehen hast!“ bat die warmblütige Elisabeth, indem sie die Arme um der Schwester Hals schlang und sie liebevoll anschaute mit den wunderbaren braunen Augen, „du weißt ja, ich mein' es nicht bös, aber ich bin und bleib eben ein dummes, junges Ding.“ „Sei zufrieden, Liebste,“ sagte Marie begütigend, „ich habe nichts zu verzeihen, verzeih nur du deiner lästigen Gouvernante, die du ja heute los wirst!“ „O du bist nur zu gut, zu lieb gegen mich gewesen!“ rief die Kleine mit der überströmenden Liebe, die ein warmes Herz vor dem Scheiden fühlt, „was hast du für Geduld mit mir gehabt! wie tausendmal meine Unordnung geebnet, meine Unbesonnenheit gut gemacht , o, wo wird eine ältere Schwester so freundlich sein wie du?“ „Nun, dann gebe ich doch keine schlimme Stiefmutter,“ sagte lächelnd Marie. „Du? ach nein, die allerbeste, den Dekan hat wahrhaftig ein guter Stern mit dem kranken Baron in's Bad geführt, und gescheit ist er, daß er an dem Einen Tag, wo du Mama abholtest, gleich merkte, welch ein Kleinod da für ihn zu finden sei! Mich hatte er in den drei Wochen, wo ich dort

war, oft genug gesehen, fiel ihm kein einzigmal ein, daß ich eine Mutter für seine sieben Unmündigen geben könnte!" „Das glaube ich," sagte scherzend Marie, und ihr Auge ruhte mit neidloser Bewunderung auf dem blühend schönen Antlitz der Schwester, die Trauben wären ihm zu hoch gehangen!" „Und ein Kind weiter zu erziehen, hätte er nicht brauchen können," meinte Elisabeth fröhlich, „es ist gewiß schön von dir, Marie, daß du ihn genommen, aber schrecklich edelmüthig bist du doch!" „Schrecklich? das wäre schlimm!" „Nun, weißt du, ich könnte nicht so sein! Wenn ich heirathe, ich möcht' es gut haben, recht unmäßig gut!" „Dazu helfe dir Gott!" sagte Marie innig und drückte einen schwesterlichen Kuß auf den schönen Mund.

„Dürfen wir kommen?" fragte draußen ein junges Stimmchen. „Nur herein!" rief Marie freundlich — doch lag in ihrer Stimme fast mehr muthige Ergebung als schüchterne süße bräutliche Erwartung. Die Thüre ging auf und hereintrat der Bräutigam, Dekan Gerhard, ein stattlicher Mann, nahe den fünfzigen; er war in seiner Jugend Hofmeister gewesen und hatte nichts von der Unbeholfenheit, die hie und da dem Landgeistlichen anhängt, er nahm sich sehr respektabel und würdig aus in der neuen feinen schwarzen Kleidung, hinter ihm sein ältester Sohn Ernst, der angehende Seminarist, ein netter, klug und bescheiden aussehender Junge, mit glatt gekämmtem blondem Haar, der halbversteckt ein Karmen in der Hand trug, mit dem er die neue Mutter begrüßen wollte; dann kamen die sechs andern, zwei Knaben und vier Mädchen, gutmüthig aussehende Kinder, noch etwas unkultivirt und kindisch, wie es schien, obwohl ihnen Marie nicht mehr fremd war. Nathanael, der jüngste, ein dreijähriger Knabe, schien schwach auf den

Füßen und wurde von den Schwesterlein geführt, plauderte aber vergnügt davon, daß er habe Kutschen fahren dürfen.

„Da bring ich Dir die kleine Heerde, Marie," sprach Gerhard mit bewegter Stimme. Marie reichte ihm schweigend die Hand, sie sahen sich tief und innig in die Augen; Beide verstanden wohl, daß es sich hier mehr um einen ernsten und heiligen Entschluß für die Zukunft handle, als um ein seliges Ja, das auf glühende Herzenswünsche das Siegel drückt; das lag auch in dem leisen Kuß, den er in keuscher Scheu vor den Kindern, auf ihre Stirn drückte. Er trat in tiefer Bewegung an's Fenster, während Marie mit inniger Liebe sich zu den Kindern niederbeugte, denen die ungewohnte Erscheinung der neuen Mutter in dem langen schwarzen Gewand und Schleier einige Scheu einflößte, bis sie freundliche, herzliche Worte zu ihnen sprach und sie so liebevoll ansah mit den guten treuen Augen, bis alle Furcht vergangen war, und sie wieder zutraulich mit ihr plauderten.

Elisabeth war beim Eintritt des Bräutigams heimlich zur Seitenthür hinausgeschlüpft, nicht ohne daß der naseweise kleine Heinrich zuvor dem Schwesterlein zugeflüstert hätte: „Du, die wär' aber schöner gewesen! wenn die der Vater genommen hätte!" worauf Fränzchen ihm sachverständig entgegnete: „Dummer G'sell, das ist ja ein Stadtfräulein, keine Mutter!"

Das Stadtfräulein flog zur Mutter hinüber, die eben befriedigt das gelungene Arrangement übersah. „Ach, Mütterchen," sagte sie, halb lachend, halb weinend, „drüben ist nun die ganze Schaar, unser Stübchen läuft fast über, o lieber Gott, was hat doch die Marie einen guten Muth! sieben auf einmal, wenn's nur auch drei wären oder vier! Aber ich glaube, die Wittwer haben immer sieben Kinder," fuhr sie

nachdenklich fort, „es liegt ein gewisser Rhythmus darin: ein Wittwer mit sieben Kindern!“ „Dein Vater hatte nur eins,“ sagte lachend die Mutter. — „Das ist wahr, und noch so ein gutes wie die Marie! da muß es ein Spaß sein, wenn man so ein Püppchen schon fertig antrifft, aber sieben!“ „Es sind aber im Ganzen nette Kinder,“ sagte begütigend die Mutter, die nicht leiden konnte, daß man die Heirath ihrer Stieftochter so gar verwunderlich fand. „Gewiß recht ordentlich, besonders weil Marie sich ihrer Toilette annahm, der himmelblaue Thibet kleidet die Mädchen ganz niedlich.“ „Ja, den schauderhaft rothen Zitz, den die Jungfer Tante zum Festschmuck gekauft hatte, haben wir glücklicher Weise zu Bettüberzügen genommen,“ sagte lachend die Mutter.

Inzwischen fuhren die Wagen vor, die Braut trat ein an der Hand des Bräutigams, um vor dem feierlichen Gang von der Mutter Abschied zu nehmen. Mutter und Tochter hatten sich vielleicht nie mit so tiefer Bewegung umarmt; wo ist ein Scheiden auf Erden, dem sich nicht ein leises Gefühl der Reue beimischt? Man hatte das gute Einvernehmen der Frau Gruber und ihrer Tochter stets als ein Muster für dies schwierige Verhältniß angeführt und sie als Beispiel einer guten Stiefmutter gerühmt, auch war sie sich selbst jederzeit als ein solches erschienen. — Erst in diesem Augenblick sagte ihr ihr eigen Herz, daß es nicht ihr Verdienst war, wenn das Kind, das sie während der ersten Jahre ihres Ehstands, die sie in rauschendem Gesellschaftsleben zugebracht, meist sich selbst, der Schule und den Dienstboten überlassen, das sie später fast zur Dienerin ihres eigeneu Lieblings, der reizenden Elisabeth, gemacht hatte, nun als gereiftes, innerlich klares Wesen vor ihr stand, ihre Stütze und Hilfe, die liebevolle, geliebte Leiterin der jungen Schwester.

Marie war eine demüthige, selbstlose Seele, die mehr an ihre eigenen Versäumnisse dachte als an die Anderer, sie fühlte in aufrichtigem Herzen den Dank, den sie an der Schwelle ihres neuen Lebens der Mutter darbrachte.

Mariens Entschluß schien der Regierungsräthin nicht zu schwer, hatte sie selbst doch auch einst als ziemlich junges, hübsches und verwöhntes Mädchen einen Wittwer geheirathet. Freilich hatte sie ihn aus dem einfachen Grunde genommen, weil er ihr gefiel und ihr eine behagliche angesehene Lage bot und das Eine, stille Kind, das nun in die Schuljahre kam, eben keine schwere Zugabe war.

Mariens Gefühle, mit denen sie sieben Kinder an's Herz nahm, die sie nicht unter dem Herzen getragen hatte, waren freilich andere. Diese mütterliche Aufgabe vor allem, so schwer, so hoch und schön wie sie vor ihr stand, hatte sie erwogen, als sie ihren Entschluß faßte. Es war nicht eben schmeichelhaft für den Dekan, daß sie mehr den Vater den Kindern zu lieb, als die Kinder dem Vater zu lieb nahm, aber eine gute Bürgschaft für das Glück und den Frieden seiner Zukunft war es jedenfalls.

Endlich wurde das geduldige Harren der Neugierigen vor der Hausthüre belohnt, die Brautjungfern waren schon von ihren Wohnungen aus nach der Kirche spedirt worden, in drei Wagen stieg jetzt der Kern der Hochzeitgesellschaft ein. Die Regierungsräthin hätte sich wohl kaum den Luxus von drei Wagen erlaubt, wenn nicht die elegante Equipage eines Hochzeitgasts, Herrn Gérards, eines Vetters des Bräutigams, der sich als Kaufmann im Auslande eine halbe Million und einen französischen Namen erworben, ausgeholfen hätte.

Mit vielem Selbstgefühl ließ sich die Brautmama von

Herrn Gérard in den prächtigen Wagen heben, den sie mit einer Base von Distinktion und Minchen, der ältesten Tochter des Dekans, einnahm. Sie athmete leicht, daß die alte Jungfer Tante, die indeß die Haushaltung des Dekans geführt, die Einladung abgelehnt hatte, da ihr eine große Wäsche und der eigne nahe Abzug so viel zu thun machte. Sie wußte, daß ihr rettungslos abgeschmackter Aufzug die ganze Gesellschaft blamirt hätte, da sie sicher die eleganteste Haube, die man ihr verehrt, noch verkehrt aufgesetzt, oder durch irgend ein altes Ranunkelröschen verunziert hätte.

Nun wurden unter dem Fittich einer Frau Tante Kontrolleurin die fünf Jüngsten in einen Wagen gepackt, nach einem kleinen Aufenthalt, den die schauderhafte Entdeckung veranlaßte, daß die Jungfer Tante dem Fränzchen blaue Strümpfe angezogen hatte, und die Noth, bis man von einem Nachbarskind weiße herbeischaffte. Sie fuhren aber glückselig ab, streckten mit dem Gefühl großer Wichtigkeit ihre blumengeschmückten Häupter aus den Wagenfenstern, um die Inschriften der Kaufläden zu studiren, und hatten leider wenig Zeit zu beten und an die selige Mutter zu denken, wie sie Marie ermahnt hatte.

Die spöttischen Bemerkungen, mit denen man die fünf Unmündigen begleitet hatte, verstummten vor dem würdigen Eindruck, den das Brautpaar machte, vor der blühenden Erscheinung der schönen Elisabeth, die nebst dem Seminaristen mit ihnen einstieg. Der junge Ernst machte sich so schmal wie ein Lineal, damit Elisabeth gehörig ihre luftigen weißen Gewänder ausbreiten konnte. Obwohl sie nur zwei Jahre älter war als er, so wagte er doch kaum, sie von der Seite anzusehen, und mußte sich in der Stille besinnen, ob so schön wohl die griechische Helena gewesen sei. Daneben

war sein Geschmack so unklassisch, daß ihm die schlanke, blühende bewegliche Gestalt in dem modischen Kleid doch besser gefiel, als die lange gerade Helena auf Bildern, in den faltigen Gewändern, bei denen man fürchtete, sie müsse bei jedem Schritt darüber fallen. Die junge Elisabeth dachte wenig an ihren stummen Verehrer, sie hielt die schönen, unschuldigen Kinderaugen immer auf die liebe Schwester gerichtet, wie in mitleidiger Frage: ob sie's denn gewiß nicht bereue? Marie nickte ihr zu mit freundlich beruhigendem Lächeln und Elisabeth ahnte, wenn sie es auch noch nicht wissen konnte, daß das stille Licht, das in diesen Augen aufgegangen war, vielleicht den häuslichen Herd sicherer warm und hell halte, als das auflodernde Freudenfeuer eines liebeseligen, jungen Herzens. — Die Brautfräulein harrten bereits in der Kirche und machten Raum für die Braut und Elisabeth. Es waren Mariens Jugendfreundinnen. „Herbstflora!" flüsterte Herr Gérard ironisch seinem Nachbar zu; und in der That, Elisabeths junge Schönheit hob sich aus den Andern wie eine frischerblühte Rose aus einem Asterbeet, während Minchen, als bescheidenes Maßliebchen auch noch der Reihe der Brautjungfern eingefügt wurde.

Ein Amtsbruder und Jugendfreund des Bräutigams traute das Paar; es schien den Anwesenden seltsam, zu einem Hochzeittext die Worte zu nehmen: ‚wir heben unsre Augen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt', daß er aber damit den Sinn der Braut wohl verstanden hatte, das zeigte ihm der verklärte Ausdruck ihrer Züge, wie sie nach oben schaute. Es kamen in der Hochzeitrede wenig von den rührenden Stellen und beweglichen Schlagworten vor, bei denen alle Thränenquellen flüssig werden; die Braut weinte auch nicht, ihre ganze Seele, alle Kraft ihres tiefen Herzens faßte

sie zusammen in dem Gebet, mit dem sie Gott um Segen bat und Kraft für ihre Aufgabe.

Die junge Elisabeth aber, die weinte zum Herzbrechen; der Vetter Kaufmann sah ganz mitleidig zu ihr hinüber und die Mutter, die in der Reihe hinter ihr stand, suchte ihr durch leise Berührungen mehrmals zu bedeuten, daß das über den erforderlichen Anstand gehe; auch faßte sie sich wieder, als die Schwester zum Stuhl zurückkehrte und sie, ehe sie sich neigte zum stillen Gebet, mit dem sanften Lächeln ansah, das so oft schon die Wellen ihrer jungen Seele gelegt hatte.

Die Wagen fuhren mit der Hochzeitgesellschaft nach Hause und das weibliche Publikum, das in großer Anzahl der Feier beigewohnt hatte, ließ nun auf dem Heimweg seinen Bemerkungen freien Lauf: „Eine ganz passende Parthie," meinte Eine, „nur ist sie beinahe größer als er." „Aber ahnd wird's ihr thun," sagte die Andere, „so gut wie die's daheim hatte; die hochschließenden Kleider stehen doch nicht recht gut." „War eben auch kein Pläsir," warf die Dritte ein, „so einen Backfisch neben sich aufwachsen sehen!" „Wenn's nur nicht sieben wären!" tönte eine andere theilnehmende Stimme, „und vier Mädchen darunter! es wollte ja gar kein Ende nehmen mit Kindern; und ein's ist noch dazu kontrakt oder so!" „Sie ist aber ein gescheidtes Mädchen, sie wird schon mit ihnen fertig, und ist doch eine Versorgung!" „Was Versorgung? wenn der Mann wegstirbt, so liegen ihr die sieben Würmer auf dem Hals, mit hundert und zwanzig Gulden Pension!" „Sie haben Mütterliches und erben eine ledige Tante," tröstete wieder Eine. „So, meinetwegen, dann ist's was andres; eigner Nachwuchs wäre nicht mehr wünschenswerth."

„Nicht gescheidt ist sie doch," hub wieder die Frau Häusler an, „sie hätte das Heirathen nicht nöthig gehabt, sind ja vermöglich." „Aber das Herz, Frau Häusler," warf schüchtern Fräulein Heinerike Merzler ein, „das Herz will auch seine Gefühle!" „Ach was Herz!" entgegnete die energische Frau Häusler, „nehmen Sie mir nicht übel, aber bei einem Spezial mit sieben lebendigen Kindern, da ist nicht mehr viel Gefühl vorhanden." „Gerade!" meinte Fräulein Eberhardine Strubel, die von minder empfindsamer Natur war als Jungfer Heinerike, „die Wittwer sind eben die ärgsten Narren. Gesegnete Mahlzeit! wird allemal spät mit so einer Hochzeit."

‚Soll man sagen leider oder zum Glück', wie einmal der alte Fouqué selig anhebt, daß eine ernste, feierliche Stimmung doch oft wie ein gewisser Druck auf den Menschen lastet, auch wenn ihr Ernst noch so ungeheuchelt war, und daß sie mit einem gewissen Gefühl der Befreiung zu der Stimmung und Unterhaltung des Alltaglebens zurückkehren, leicht aufathmend mit dem unausgesprochenen Gedanken: So, das wäre abgemacht! So ging es auch der Hochzeit-Gesellschaft im Hause der Frau Regierungsräthin, nachdem die Umarmungen und Glückwünsche vorüber waren und sich Alles um die schön arrangirte Tafel geordnet hatte; auch Elisabeth hatte sich die hellen Augen trocknen lassen von der sanft liebkosenden Hand der Schwester und sie glänzten wieder freundlich in lebhafter Unterhaltung mit dem Vetter von Antwerpen, dem als weitgereistem und gebildetem Kaufmann der Stoff zum Gespräch nicht ausging. Die Kinder amüsirten sich vortrefflich an einem eignen Tischchen im Nebenzimmer, und der Seminarist, den man als konfirmirte Standesperson zu den Erwachsenen gesetzt hatte, blickte manchmal

sehnsüchtig nach ihrer ungezwungenen Heiterkeit hinüber; er saß freilich der jungen Tante gegenüber, deren Schönheit er wohl zu würdigen wußte, aber was half's ihm? so oft er seine schüchternen Blicke zu ihr erhob, begegnete er einem ironischen Lächeln des Kaufmanns, das ihn glühend roth machte, bis ihn seine Nachbarin, eine der Brautjungfern, ein gutmüthiges verständiges Mädchen, in ein Gespräch über sein Seminarleben, seine kleinen Ferienreisen und über die Eigenschaften seiner Geschwister brachte.

Und nun entlud sich das Gebirge der Hochzeitsträuße auf die Tafel, die allerdings Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen, aber jede gemüthliche Unterhaltung unmöglich machen.

Hochzeitsträuße nämlich (zur Notiz für Solche, die diese glückliche Sitte nicht kennen), sind kleinere oder größere Gaben, die meist anonym, weniger dem Brautpaar als den Hochzeitgästen, zumal den Brautjungfern, von anwesenden und abwesenden Bekannten zugesandt werden; das ist denn eine Spannung und Ueberraschung, eine hübsche Gelegenheit, einen neckischen Scherz oder eine sonst verborgene Huldigung darzubringen, und — eine weitere Illustration zu dem schwäbischen Sprüchwort:

G'vatterstehn und Hochzeitgehn
Ist'ne Ehr und macht den Beutel leer.

Auch hier thürmten sich Berge von großen und kleinen Paketen zumeist vor den Damen auf, sie erhielten allerlei scherzhafte Zusendungen, Figuren in Wachs und Dragant, unter denen Pfarrer en miniature eine große Rolle spielten, mit neckischen Gedichten begleitet, die sie mit einigem Geräusch zu verstecken suchten, bis sie erbeutet und unter

großem Protest zu allgemeinem Ergötzen vorgelesen wurden. Auch ließen sich, da es für Ehrensachen gilt, recht viele Hochzeitsträuße zu erhalten, jüngere und ältere Damen von Haus aus werthvolle Gegenstände schicken: Uhren, Schmuck, Kleiderstoffe, welche die übrige Gesellschaft mehr in Erstaunen setzen als sie selbst, sintemal sie diese Geschenke längst besessen und sich nur wieder hatten schicken lassen, um neue Kosten zu ersparen.

Der Seminarist war glückselig über eine silberne Cylinderuhr, dem Geschenk seiner neuen Mutter, am Kindertisch brach vollends lauter Jubel aus über neue Puppen der Mädchen und ein wunderschönes Bilderbuch des kleinen Nathanael, der aber bald herausschlich und sich unversehens auf Mariens Schooß einnistete. Er fühlte ihren liebevollen warmen Blick wie ein krankes Pflänzchen den Sonnenschein, sie wehrte lächelnd dem Vater, der sie von der Last befreien wollte und hielt das Kind weich und warm an ihrem Herzen, bis es, müde von der ungewohnten Aufregung, eingeschlafen war, sie trug es leise in ihr Mädchenstübchen hinüber, legte es sanft auf ihr Bett und kam mit klaren Augen zurück, um sich am Anblick der eigenen und fremden Herrlichkeiten zu ergötzen.

Dem Kaufmann, der sehr lange schon von der Heimath abwesend war, war die Sitte der Hochzeitsträuße, die auch erst in neuern Zeiten eine fabelhafte Ausdehnung gewonnen hat, fremd gewesen, er selbst wurde als Fremder auch nicht besonders reichlich bedacht, die umsichtige Brautmutter sogar hatte ihn vergessen, und improvisirte nur noch eine Sendung, bestehend in einem geschliffenen Trinkglas des seligen Herrn Regierungsraths, von der Sorte, wie sie nie gebraucht und nur jezuweilen zerbrochen werden. Unversehens

verschwand er für einige Zeit und kurz nach seinem Wiedererscheinen wurde der verlaufene Strom der Hochzeitsträuße auf's Neue flüssig und zu großer wirklicher Ueberraschung erhielten die Brautfräulein allerliebste Kleinigkeiten von Gold, die ihnen in der That noch gänzlich neu waren. An Elisabeth kam ein besonders elegantes Etui, das schien nun wirklich ein ernsthafter Scherz! das Brillantschlößchen eines wundervoll gearbeiteten Armbandes blitzte ihr entgegen, als sie es öffnete, sie erschrak fast, und doch ließ sie geschehen, daß Herr Gérard es ihr anlegte, um zu beweisen, daß es viel zu eng für diesen vollen Arm sein müsse, es schloß aber doch um das feine Gelenk, der schöne weiße Arm und das goldene Band sahen aus wie zusammengewachsen, — es wäre Sünde gewesen, es wieder zu lösen; doch hatte Elisabeth ihr Bedenken dabei,

.... und Ringe sind's die eine Kette bilden,

kam ihr als unwillkürliche Reminiszenz zu Sinn. Aber selbst die geschmackvollen Geschenke des Kaufmanns traten in Hintergrund gegen die Hochzeitgabe des Barons von Ellershausen, des ehemaligen Zöglings des Dekan, dem seine leidende Gesundheit nicht gestattet hatte, an dem Feste Theil zu nehmen: ein silberner Pokal mit Sinnbildern aus der Bibel in erhabener Arbeit und der Inschrift: Wohl dem, dem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen.

„Fast zu kostbar für einen geistlichen Haushalt," sagte der Dekan mit unverhehltem Wohlgefallen an dem edlen Geräth, „und doch bescheert uns Gott wohl hie und da ein Familienfest, das ein Ehrentrunk aus diesem Pokal verherrlichen soll." —

Vor sechzehn Jahren, an seinem ersten Hochzeitfest, hatte die Mutter des Barons, eine praktische Dame, die bescheidene Einrichtung des jungen Pfarrers mit einem Hochzeitgeschenk von soliden silbernen Löffeln ergänzt, er dachte dankbar, wie mit den sieben Kindern doch auch der Segen eingekehrt sei, so daß er jetzt gerne das Schöne zum Nützlichen hinnehmen dürfe, den edlen Festtrunk nach dem täglichen Brod.

Es wäre nun der Zeitpunkt gewesen für die Hochzeitgesellschaft, sich zu zerstreuen, in zwanglose Gruppen zu theilen, dazu aber war der Raum etwas beschränkt, das Gärtchen unten allzu sehr der Oeffentlichkeit ausgesetzt. — Eine der Brautfräulein ließ sich endlich bewegen, an's Klavier zu sitzen, das man in's Nebenzimmer placirt hatte, und die Variationen, die sie spielte, halfen der stockenden Konversation wieder auf, so daß das Brautpaar Gelegenheit fand, sich wegzustehlen. Elisabeth, die in fieberhafter Angst war, Marie möchte ohne Abschied von ihr gehen, ließ sich nicht mehr halten durch die brillante Konversation des Kaufmanns und schlich hinüber in's alte Stübchen.

Mariens Reisekleid war schon bereit gelegt, — eine Hochzeitreise war bei dem Amt und Hausstand des Dekans kaum statthaft, sie wollten nur einen Ausflug von einigen Tagen an den Rhein und auf das Gut der Baronin von Ellershausen machen, da ohnehin die Jungfer Tante darauf bestand, noch eine große Wäsche zu Ende zu bringen, die Kinder sollten einstweilen unter der Obhut einer alten Magd nach Hause reisen.

„Komm, Kind, hilf mir," sagte Marie lächelnd und setzte sich, um Kranz und Schleier lösen zu lassen. Elisabeths Hand zitterte und als sie sich vor sie stellte, um die

Nadeln auszuziehen, da umfaßte sie die Schwester, legte ihr Haupt an Elisabeths Herz, und sie, die allezeit Ruhige und Gelassene, weinte bitterlich, wie ein Kind. Ja, wie ein Kind; wenn das auch sonst nicht stets ein treffender Vergleich ist, so paßt er doch auf die Thränen einer Braut, — sie fließen so heiß, so reichlich und doch sind sie bald getrocknet wie Kinderthränen. Ob Mariens Thränen nur dem Abschied von den Mädchentagen und der Schwester galten, ob lange begrabenen Jugendträumen, die sich einst ein anderes Loos gemalt, als das resignirte Glück einer zweiten Gattin, einer Mutter fremder Kinder? — Niemand weiß es, und Niemand hat ein Recht darnach zu fragen. Die Thränen einer Braut sind heilige Thränen, wenn ihre Augen nachher so innig und andächtig zum Himmel blicken können, so liebevoll und klar in das Auge des Gatten wie die Mariens. Auch vergaß Marie bald die eigenen Thränen in zärtlichem Trösten der Schwester, die ganz aufgelöst war in Abschiedsleid. — Der Abschied von der Mutter war ein ruhigerer und der Dekan, der seine erste Gattin einem zahlreichen Familienkreis hatte entreißen müssen, unter so herzbrechendem Jammer, als ob sie, eine zweite Andromeda, einem Drachen geopfert werden sollte, war noch recht dankbar, so leichten Kaufs davon zu kommen und eilte, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei der Gesellschaft oben wollte die Unterhaltung nicht mehr recht gehen, obgleich man ein Gesellschaftsspiel: Suchen nach der Musik, in Gang gebracht hatte. Elisabeth konnte sich mit ihren verweinten Augen kaum mehr sehen lassen und war unempfänglich für die Tröstungen Herrn Gérard's, die Kinder waren ohnehin übersättigt müde und langweilig, froh, daß die Frau Base Kontrolleurin sie nach

Hause nahm, bis auf Minchen, die älteste, die Mariens Stelle im Jungfernstübchen einnahm, und den Seminaristen, der bei einem Freund ein Unterkommen gefunden hatte.

Auch die übrige Gesellschaft fand bald, daß es spät sei, zu unendlicher Erleichterung der ermatteten Regierungsräthin, Herr Gérard mußte früh am andern Morgen wieder abreisen, erbat sich aber die Erlaubniß bei den neuen Verwandten wieder einsprechen zu dürfen, wenn ihn seine Geschäfte später in die Residenz führten, — er hielt recht bedeutsam einen Augenblick die schöne kleine Hand Elisabeths in der seinen, aber die erhöhte Feststimmung war verflogen, — um weiter zu dringen, mußte man günstigere Zeiten abwarten; die übrigen Hochzeitgäste machten sich inzwischen ihre Gedanken, die Brautfräulein fuhren nach Hause, um ihre Geschenke und ihre Mittheilungen auszulegen, — die Mama leerte das Dessert zusammen, es brachen Mägde ein, um Stühle und Geräthe fortzuschaffen, und der Festsaal nahm einen höchst unerquicklichen Charakter an.

Es war Nacht, Elisabeth verweilte noch ein wenig bei der Mutter, eh' sie in ihr verwaistes Stübchen ging, wo Minchen bereits steinfest schlief. „Ach, glaubst du gewiß, daß Marie glücklich wird?" fragte sie, wohl zum zehntenmal. „Gewiß," tröstete sie die Mutter, die ungeduldig geworden wäre, wenn ihr nicht diese Liebe ihres schönen Kindes zu der viel ältern Stiefschwester eben gar zu liebenswürdig und bewundernswerth erschienen wäre; — „der Dekan gefällt mir immer besser, er ist ein würdiger Mann und ein Mann von Welt dazu, und dann denke, daß man mit neunund-

zwanzig Jahren andere Ansprüche an Glück macht als mit siebenzehn.“ „O Mütterchen, ich sage dir, mir ist ganz bang geworden unter der Hochzeitrede, wie der Pfarrer die Hingebung und Aufopferung eines ganzen Lebens so herrlich und segenbringend darstellte, es kam mir am Ende selbst ganz schön und als das einzig Wahre und Rechte vor, so daß ich fürchtete, ich werde nun auch unversehens ganz freiwillig wie die Marie einen Wittwer mit sieben oder gar mit neun Kindern heirathen müssen. Ach, Mutter, liegt denn wirklich Glück und Segen allein in der Aufopferung? weißt, ich wäre doch auch selbst glücklich geworden!“ „Sei nur ruhig,“ lächelte die Mutter, die selbst wenig Erfahrung im Gebiet der Aufopferung hatte, denn der Regierungsrath selig war, wie die Welt meinte, ein guter Hammel gewesen, — und streichelte ihr tröstend die glühenden sammtweichen Wangen, „du siehst mir noch nicht darnach aus, und es gibt verwöhnte Lieblinge der Natur, Sonntagskinder, die es auf ihr eigen Köpfchen hinausführen dürfen.“ Elisabeth hatte wie ein Kind den Kopf auf den Arm der Mutter gelegt, die ihr den Rosenkranz aus den schönen Haaren gelöst hatte, — wer, wenn er in diese leuchtenden Sonnenaugen, in dies blühende helle Angesicht sah, konnte der Mutter verdenken, wenn sie dachte, jetzt eben ein solches Sonntagskind vor sich zu haben. „Gut Nacht, Mütterchen! Du machst den Anfang mit Verwöhnen!“ rief sie heiter und suchte ihr Lager, auf dem sie bald so süß schlief als ihre neue Nichte. Doch nicht so fest, denn sie träumte, sie sei die Braut eines dicken alten Herrn mit einer rothen Schnupftabaksnase und wußte doch gar nicht, wie das zugegangen sei. Sie mußte bitterlich weinen und hatte noch nasse Augen, als sie morgens erwachte und die klare Sonne in ihr Fenster schien und

Minchen bereits mit verschlafenem Gesichtchen nach ihr herüber sah, aber sie war ganz seelenfroh, daß es ein Traum gewesen. „Ach Gott Lob und Dank, daß ich noch keine Braut bin! Guten Morgen, Minchen, schlaf nur noch ein wenig, bis ich angekleidet bin, ich helfe dir nachher.“

Es ist ein Segen um die leise Macht der Gewohnheit, um das augenblickliche Vergessen selbst, das wie weiches Moos einen zerklüfteten Stamm, die Wunden der Trennung überzieht und wie milder Frühlingswind die Thränen des Leides trocknet, — (ein Segen und eine Wohlthat, denn wer vermöchte seinen Lebensweg zu gehen, wenn all die Last von Weh und Herzeleid auf der Seele liegen bliebe, die von jungen Jahren an darüber geht. Und doch empfinden wir dies Vergessen wieder mit leiser Reue, dies Entwöhnen als Schwäche, ja als Schuld, als ein Unrecht gegen die, von denen wir mit Schmerzen geschieden sind.) Es lebt das unverlöschliche Gefühl in der Seele, daß sie für ewiges Festhalten an dem, was ihr eigen, geschaffen ist, für ewige Liebe und Treue.

Die Regierungsräthin fand es nicht so schwer, ohne Marie fortzuleben, obgleich sie die Stieftochter aufrichtig lieb gehabt und wahrhaft hoch geschätzt hatte. Eben diese Hochschätzung, die sie Mariens ächten Tugenden nicht versagen konnte, war ihr je und je etwas lästig geworden, sie war eine Frau der Gesellschaft, sie liebte ihr Kaffeekränzchen am Nachmittag, ihren Theeabend mit einem ruhigen anständigen Kartenspielchen, ihre Sonntagsparthie in den Lustgarten eines umliegenden Ortes, und das Gefühl, daß der ernstere Sinn ihrer Tochter an all diesem wenig Geschmack finde, es für überflüssig, am Ende gar für Unrecht halte, bedrückte sie, obwohl sich Marie nie darüber aussprach; sie konnte das ruhige Lächeln nicht ertragen, mit dem Marie

ihren endlosen Berathungen über einen Kleiderstoff, über eine Haubenfaçon zuhörte, und die Kürze und Einfachheit, mit der sie ihre eignen Toilettenangelegenheiten behandelte, schien ihr übertrieben und unnatürlich für ein Mädchen. Und Elisabeth war ihr Abgott! sie war eifersüchtig auf die Liebe und Verehrung gewesen, mit der sie zu der Stiefschwester aufsah, und dann hatte wieder die Furcht, zu partheiisch zu scheinen, ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind Zwang aufgelegt. Nun wollte sie ihrem Liebling erst goldene Tage machen! „Marie hat gewiß den besten Einfluß auf meine Kleine gehabt,“ gab sie zu, „aber sie hätte mir das Kind zur Nonne gemacht. Die gute Marie, die selbst wenig Aeußeres hat, that freilich wohl, sich mehr auf ernsterem Gebiet zu halten, sie hat ja nun auch auf diesem Wege ihre Versorgung gefunden, aber meine Elisabeth ist doch wohl für eine andere Zukunft berufen!“ Elisabeths Leid um die Schwester war ein ungemischtes, Mutter und Schwester hatten ihr unbewußt bei ihr die Rollen gewechselt: während sie bei der Mutter Gewährung jedes Wunsches, Sympathie für jedes kindische Vergnügen, Nachsicht für jeden Fehler fand, blickte sie zu der Schwester auf, mit unbedingtem Glauben, mit vollstem Vertrauen, sie war ein verwöhntes Kind, aber kein eigenwilliges, es war ihr süß, sich leiten zu lassen. Mit dem Instinkt eines liebewarmen, großmüthigen Herzens hatte sie früh gesucht, durch reiche Liebe die Partheilichkeit der Mutter zu vergüten, und Marie hatte ihr diese Liebe so innig, so dankbar erwiedert. Immer noch war sie wohl zehnmal des Tages im Begriffe zu fragen: was meinst Du, Marie? oder nicht wahr, Marie? Sie ermüdete die Mutter mit ihren endlosen Fragen und Gesprächen über Marie; wo sie jetzt wohl sei, und was sie jetzt wohl thue? und sie trug ihren ersten

Brief bei sich wie einen Brautbrief, um ihn immer wieder zu lesen.

Aber die Mutter that ihr Bestes, das Kind zu zerstreuen, ihm Vergnügen zu machen, und das war bei Elisabeth nicht schwer. Sie trat in ein französisches Lesekränzchen zur weitern Ausbildung in der Sprache, wo man viel Thee trank, eine Weile aus der bibliothèque pour la jeunesse vorlas, ziemlich schlecht französisch plauderte, bis es immer holpriger ging, man sich gegenseitig auslachte und dann mit unendlichem Vergnügen zur lieben Muttersprache zurückkehrte und nach Herzenslust deutsch schwatzte. Sie wurde in diesem Winter zum erstenmal in die Welt eingeführt, in die musikalischen Abende der Madame Scheeler, zu den geistvollen Cirkeln mit Tableaux und Jeux d'esprit der Frau Comerzienrath Schneemüller, und wenn sie sich auch da noch etwas schüchtern und nicht ganz zu Hause fühlte, so übte doch die ganze Atmosphäre von Blumen und Düften, von Sang und Klang, die die geschmückten teppichbelegten Räume durchwehte, einen bezaubernden Einfluß auf ihr junges poesiereiches Gemüth und sie meinte jeden Abend: heut sei es doch am Schönsten gewesen. Der Frühling kam, aus den Soirees beim Lampenlicht wurden Abende im Freien, die jungen Mädchen machten Frühspaziergänge in das nahe Wäldchen und hielten fröhliche Pikenicks in der Gartenlaube einer ländlichen Schenke, Elisabeth war überall die Heiterste. Doch vergaß sie der Schwester nicht und das Heimweh nach ihr wachte oft lebendiger als je auf, wenn sie Abends in ihr Stübchen kam.

Sie hatte zu Anfang Marien lange Briefe, halbe Tagebücher geschrieben, aber die gute Marie hatte bei dem besten

Willen nicht viel Zeit zum Antworten, so wurden auch Elisabeths Briefchen immer kürzer und schlossen stets ‚in Eile.‘

Vor Schlafengehen hatten die Schwestern stets ein Kapitel der Bibel zusammen gelesen, eh sie ihr stilles Nachtgebet gesprochen; Marie hatte gern noch mit der Schwester darüber geredet, nicht im Lehrton, sondern als eine Suchende, aber eben ihre bescheidenen Fragen und Bemerkungen hatten Elisabeths Sinn tiefer in das Verständniß der heiligen Blätter geführt. „Wer liest nun die Bibel mit mir?“ hatte sie vor dem Scheiden in klagendem Ton Marien gefragt. „Die Mutter vielleicht,“ beruhigte sie Marie. „Ach nein, Du weißt, die Mutter hat ‚Etwas für's Herz auf dem Weg zur Ewigkeit,‘ daraus liest sie hie und da Abends, oder aus dem Witschel, aber sie sagt, die Bibel verstehe unser eins doch nicht recht, da lasse man's lieber gehen.“ „Lies für Dich,“ bat sie Marie, „und wenn Du willst, so schreib Dir hie und da Deine Gedanken darüber auf und theile sie mir mit, willst Du?“ „Herzlich gern, aber ich ich werde nicht können.“ „Versuchs!“

Es kam nicht oft zum Versuch; die Mutter hatte sich bald nach Mariens Abzug bei einer Leihbibliothek abonnirt; da kamen gar zu interessante schöne Geschichten, Elisabeth las der Mutter vor, bis sie eingenickt war, dann las sie noch für sich oft tief in die Nacht hinein, bis auch ihr die Augen zufielen. Pflichtmäßig öffnete sie noch vor dem Einschlafen ihr kleines Testament, die müden Augen konnten kaum mehr die Worte unterscheiden, viel weniger drang der tiefe Sinn in das zerstreute Köpfchen, und sie entschlummerte, eh sie nur gesucht, ihn zu erfassen. Manchmal freilich faßte sie wenigstens die großgedruckten Stellen auf und sie konnten ihr zu Zeiten Nachdenken verursachen. „Ach, Mütter-

chen," sagte sie einmal Abends, als sie mit ihr allein war, „weißt Du, daß ich heut' immer an die Stelle denken muß: ‚wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein.' Mutter, ich habe ja gar kein Kreuz zu tragen." „Einfältiges Kind, Du wirst doch das Kreuz nicht gewaltsam herbeirufen wollen! das ist nicht so gemeint. Warte nur, das Kreuz kommt früher oder später von selbst und dann, wenn es einmal kommt und wir nicht ausweichen können, dann sollen wir mit religiöser Ergebung uns darein schicken, wie Du siehst, daß ich mich jetzt in meinen Wittwenstand schicke; es gibt auch Frauen, die ihr Lebenlang darüber seufzen, daß sie Wittwen geworden sind, siehst Du, die wollen dann ihr Kreuz nicht auf sich nehmen; das ist der Unterschied."

So ganz überzeugt fühlte sich Elisabeth noch nicht; das mußte man allerdings der Frau Regierungsräthin nachsagen, daß sie ihr Kreuz mit Leichtigkeit und Anstand trug, sie hatte sich wohl die scharfen Kanten weich ausgefüttert, um es desto länger tragen zu können.

„Aber heute, Mutter, muß ich zu der alten Braun," sagte Elisabeth an einem andern Morgen, „Marie hat mich nun schon zweimal gefragt, ob ich sie nicht vergessen habe." „Heut ist es unmöglich, wir müssen in die Blumenausstellung und nachher habe ich der Frau Präsident versprochen, mit Dir in ihren Garten zu kommen; Ricke kann der Braun übriges Essen und etwas Geld bringen."

„Aber sie hat sich so gefreut, als ich einmal nach Mariens Hochzeit selbst bei ihr war, und gesagt, es habe ihr indeß Niemand vorgelesen." „Dazu gibt es andre alte Weiber, die besser Zeit haben als Du," entschied die Mutter. „Ueberhaupt muß ich Dir sagen," fuhr sie fort, „daß mir

das Wesen mit Besuchen bei Bettelleuten und in Spitälern und Kleinkinderschulen etwas affectirt vorkommt. Das war zu meiner Zeit gar nicht der Brauch, und man ist damals auch fromm gewesen und wohlthätig. Die Bettelleute sind so frei und kommen zu uns, die brauchen wir nicht aufzusuchen, und die verschämten Armen werden nur unverschämt, wenn man so expreß zu ihnen geht; glaub' mir, das ist eine Modesache."

„Aber Marie hat es nicht Mals odesache gethan," sagte Elisabeth, in der Schwester Seele gekränkt, mit nassen Augen. „Gewiß nicht," sagte die Mutter begütigend, „nur weißt Du, Marie war doch so allmählig auf dem Weg zur alten Jungfer, da sucht man allerlei, um das Herz auszufüllen, und es ist ja jetzt gut, daß sie mit solchen Sachen umgehen kann, nun sie eine geistliche Frau ist, aber bei Dir, Kleine, hat's immerhin noch Zeit." „Es ist wahr, ich verstehe mich nicht so recht darauf, und bin bei den Leuten immer in Verlegenheit," sagte Elisabeth erleichtert, und legte beruhigt dies Stückchen Kreuz wieder bei Seite.

Der Sommer kam und mit ihm in dem Bekanntenkreise der Regierungsräthin die große Frage: „wohin?" das heißt, „in welches Bad werden sie diesmal gehen?" „Ich bin noch nicht entschieden," meinte Frau Geheimerath, „Baden ist mir zu geräuschvoll und Niedernau zu still, Wildbad echauffirt mich zu sehr und wird immer theurer, und ein Seebad greift mich an." „Kreuznach, meint mein Doktor, würde mir vielleicht gut thun," sagte Frau Hofrath Willing, „aber die Einrichtung sei dort etwas mangelhaft." „Homburg ist meinem Mann verordnet," sagte Frau Oberfinanzrath Andres, „und der Medizinalrath meint, es könnte mir auch gut thun, aber es gehen gar keine von meinen Bekannten hin, da wäre

mir's doch langweilig." „Mein Sohn soll nach Helgoland," sagte Frau Commerzienrath Kurz, „und er schlägt mir vor, das auch zu versuchen, da mir Ems im vorigen Jahr so gut wie gar nichts geholfen, aber denken Sie sich die abscheulichen Hüte, die man dort trägt! Nein, ich bin mein Lebtag nie eitel gewesen, und werde jetzt nicht erst anfangen, aber wenn ich mich in einer solchen Vogelscheuche sehen müßte! lieber nach Weißbad in der Schweiz, das der Madame Ulrich voriges Jahr so gut that." „Das sei aber für Brustübel, und Sie leiden ja im Kopf." „Ach, der Doktor meint, der Unterschied sei nicht so groß, man muß eben alles versuchen, was haben denn Sie im Sinn, Frau Regierungsräthin?" „Ich gehe eben in Gottes Namen wieder nach Baden," seufzte diese ergeben, „ich habe diesmal gar einen ordentlichen Winter gehabt, und ich denke, das ist noch die Nachwirkung vom vorigen Jahr. Warme Bäder kann ich zwar nicht gut ertragen, aber die Ruhe und die Luftveränderung ist doch die Hauptsache, und eine Erholung thut mir so Noth nach der großen Anstrengung mit der Aussteuer und Hochzeit meiner Marie." „Ach, freilich," stimmte Frau Hofrath Berzenberg andächtig bei, „ja wohl, die Luft ist die Hauptsache und die Nachkur." „Allerdings die Nachkur," fiel die Frau Hofräthin ein, „mir wird's jedesmal schlechter im Bad, man hat doch seine gewohnte Ordnung nicht, aber den Winter bringe ich dann doch immer wieder erträglich zu." „Sie nehmen natürlich ihre Elisabeth mit, Frau Regierungsräthin?" „Glaube kaum," sagte diese, „zwei Personen kommen doch sehr hoch, und Sie wissen wohl, eine Wittfrau muß sich nach der Decke strecken. Meine Kleine plagt mich so, sie zu der Marie zu lassen, die wir ja noch

nicht besucht haben, da will ich sie auf der Reise nach Baden hinbringen und sehen, ob sie lange dort bleiben mag."

Die Regierungsräthin hatte in der That Grund, auf einige Ersparnisse zu denken, sie war nicht eben reich und durch Mariens Verheirathung fiel noch ein Theil ihrer Einkünfte weg, aber sie hielt es für Elisabeths Zukunft viel besser, bei sparsamer Eintheilung des innern Haushalts, nach außen durch geselligen Aufwand sich in den Ruf großer Wohlhabenheit zu setzen. Deshalb hatte sie auch nie zugegeben, daß Marie früher ihrem Herzensdrang folgte und als Lehrerin oder Erzieherin einen eigenen Beruf wählte. „Sagte ich nicht, Du würdest mir's noch danken?" sagte sie bei dem Antrag des Dekans, „als Gouvernante hättest Du noch lange warten können, bis Du Braut geworden wärest; da trifft's unter Hunderten kaum Eine, nun kannst Du ja doch noch erziehen nach Herzenslust."

Doch war es nicht, als ob die Regierungsräthin Tag und Nacht auf nichts gesonnen hätte, als ihre Tochter mit Glanz an den Mann zu bringen, wie es unsere modernen Schriftsteller als Typus einer Mutter aufstellen; o nein, sie träumte sich freilich eine glänzende Zukunft für ihr schönes Kind, aber sie freute sich von Herzen ihres Besitzes und war ihrer Jugend froh, bei der eine Trennung noch in der Ferne lag. Sie war viel zu fest überzeugt, daß der Besitz ihrer Elisabeth dereinst der Gipfel menschlicher Glückseligkeit sei und daß kein Sterblicher ungefährdet in diese Sonnenaugen blicken könne, als daß sie daran gedacht hätte, Pläne zu machen. Elisabeth besann sich darüber gar nicht, sie wußte, oder fühlte doch wenigstens unbewußt, daß sie liebenswürdig war und geliebt, aber ihr glückseliger Uebermuth hatte nichts Verletzendes, sie war so bereit, jede ihrer Schwächen einzu-

gestehen, jeden Vorzug Anderer anzuerkennen; so warmen Herzens, und allezeit fröhlich!

Sie war im vorigen Jahr königlich vergnügt im Bade gewesen in ihrer neuen reizenden Toilette, auf den Promenaden, unter den mannigfaltigen bunten Gestalten, in der märchenhaften Pracht der Säle, auf den schönen einsamen Waldwegen, aber sie freute sich nun auch wie ein Kind, als sie hörte, daß sie diesmal wenigstens die ersten Wochen während der Mutter Badeaufenthalt bei Marie zubringen sollte. So brachte sie denn die Mutter hin, ohne sich länger als einen Tag bei Dekans aufzuhalten; Elisabeth aber versprach ihr genaue Berichte über all' ihre Erlebnisse bei Marien.

Elisabeth an die Mutter.

Ja, liebe Mutter, da wäre ich nun bei der Marie, aber ich muß sagen, trotz allem, was Ihr allemal von dem schönen Wirkungskreis zusammen gesagt habt, gelüstet mich's doch gar nicht nach so einem; du liebe Zeit, was ist die Marie für ein geplagtes Geschöpf vom frühen Morgen bis in den späten Abend! Da sollen um sieben Uhr schon die Buben zur Schule und vorher noch überhört werden, den Mädchen muß man die Zöpfe flechten, und der Kleine ist skrophulös und soll Dreifaltigkeitsthee trinken, und die Pauline hat Anlage zum Schiefwerden, mit der soll man gymnastische Uebungen vornehmen, dem Minchen Liebe und Geschmack zu Haushaltungsgeschäften beibringen und sie mag doch nicht. Daneben haben sie Aecker, da soll man nach den Taglöhnern schauen und für alle Wöchnerinnen des Städtchens kochen!

Und der Herr Dekan, ja der thut nichts zur Sache, als daß er hie und da eine neue Ordre erläßt, was alles noch geschehen und nicht geschehen sollte und wenn er einmal einen losen Knopf an seinem Rock hat, so kommt er mit der Miene einer gekränkten Unschuld, daß seine Frau diesen schweren Unfall nicht schon lange vorhergesehen und beseitigt hat.

Ja die Männer! behüt' mich Gott, daß ich heirathen sollte, nein, wenn ich denke, was wir daheim ein nettes behagliches Leben zusammen führen!

Marie ist übrigens nicht unglücklich, oder gesteht sie's mir nur nicht, weil sie wohl weiß, daß ich diese Heirath nicht zugeben wollte. Sie ist sehr selten übler Laune, hat mit den Kindern eine merkwürdige Geduld und sie und ihr Mann scheinen sich ganz gut zusammen zu verstehen, was mir unbegreiflich ist. Du glaubst nicht, was er für Prätensionen an sie macht! „Liebe Frau, könntest Du nicht heute selbst auf dem Acker nachsehen und einen Versuch mit der neuen Maisgattung machen?“ und „Marie, nicht wahr, Du bist so gut, und siegelst und überschreibst mir die drei Päckchen oben an die Pfarrämter Schnekenthal und Ladenburg und ein's an's Consistorium? aber verwechsle sie nicht und besorge alle noch vor zehn Uhr! Minchens Aufsatz solltest Du noch lesen, und halt! sieh mal, die Gartenmauer vor dem Haus sieht so kahl aus, sorge doch für Gefäße zu Topfpflanzen, aber von hübschen etrurischen Formen, nur ganz wohlfeile von gewöhnlichem Thon ...“ „Ja, Schatz, solche hat der Töpfer nicht.“ „Ach was, er muß schon haben, aber was ich will, findet allemal Schwierigkeiten.“ Wenn ich dann denke, Marie sei ganz außer sich über solch' unsinnige Zumuthungen, so lacht sie nur und sagt: „Nur gemach, verehrte Regierung, die getreuen Stände haben auch

eine Stimme!“ Ich weiß nicht, was er für Vorstellungen von den Fähigkeiten einer Frau haben muß, — nein, in Ewigkeit nehme ich keinen Mann!

Er hält freilich viel auf Marie und nimmt vorweg an, daß sie alles verstehe und alles aufs Beste mache, aber das ist ein kostbares Zutrauen, wenn man Einem aufladet, was für Drei zu schwer wäre!

Du sagtest wohl, ich solle mich in mein Stübchen setzen, oder in den Garten, wenn die Unruhe im Hause so groß sei; aber weißt Du, Mütterchen, da habe ich denn doch ein böses Gewissen dabei, wenn ich sehe, wie viel Marie thut und wie man dem Minchen ein gutes Beispiel geben soll. Das gerade ist das Fatale bei so einem Getreibe, daß sich kein Mensch ruhig seines Lebens freuen kann.

Es ist mir schon leid, daß ich nur so lang bei dem Brief an Dich sitze, ich meine jetzt gleich, ich sollte mich des kleinen Nathanaels annehmen, der im Gärtchen unten allein auf dem Boden herumkrabbelt, während Marie die Waschkiste des Seminaristen auspackt. Lebe wohl für heute, liebe Mutter, schreib mir auch, wie Dir's im Bade geht, sie haben mir alle Grüße an Dich aufgetragen. Von Herzen

Deine gehorsame Tochter
Elisabeth.

2.

Ich muß gleich wieder schreiben, daß Du nicht der armen Marie und ihrem Mann Unrecht thust.

So schlimm wie Du meinst, ist es wahrhaftig nicht hier; weißt Du, ich bin eben verwöhnt von unserm gemüthlichen, angenehmen Leben daheim.

Es ist oft wirklich auch nett hier, wenn man einmal die Kinder im Frieden beisammen hat und das Völklein so um den Tisch sitzt und man nicht gerade zanken darf: „Paul wie ißt Du so garstig; Karoline, verschütte nicht immer Wasser! Eduard, bleib sitzen!“ Auch die gemeinsamen Spaziergänge sind hübsch, nur geht meist eins der Kinder verloren, oder patscht eins in's Wasser, oder werfen sie das Wägelchen mit Nathanael um, sonst aber sind sie vergnügt. Der Schwager ist gewiß ein braver Mann, und ich sehe wohl, daß ihn Marie von Herzen lieb hat und er sie, nur meine ich, er sollte viel mehr erkennen, was er an ihr hat, er nimmt es nur so hin. Marie lacht, wenn ich das zu ihr sage, und meint, ich solle mir nur einmal vorstellen, ob ich verlangen wollte, daß mein Mann alle Tag und Stunden bewundernde und anerkennende Reden an mich hielte; — nun das ist wohl wahr, ich kann mir aber überhaupt nicht vorstellen, wie's wäre, wenn ich einen Mann hätte; es müßte doch noch ein ganz Anderer sein, als der Marie ihrer, wenn ich mich entschließen sollte!

Mit den Kindern steht sie ganz nett, freilich gibt's aber auch Schwierigkeiten, an die eine rechte Mutter nicht denkt. Der Seminarist ist, glaube ich, das Beste von allen; wenn der gute Mensch nicht den Fehler hätte, daß er seine Waschkiste jedesmal zur Unzeit schickte und beständig das Unglück gehabt hätte, daß ihm seine Lampe umgefallen ist und Oelflecke auf Bücher, Betten und Kleider gemacht hat, ich glaube, Marie hätte gar nichts an ihm auszusetzen. Er verehrt seine Mutter sehr, und erstreckt seine Verehrung auch auf mich; seiner letzten unglückseligen Waschsendung hat er ein Sträuschen mit Genzianen und allerlei seltenen Waldblümchen für mich beigelegt. Mit dem Minchen ist's schwieriger, die

ist jetzt vierzehn und fühlt sich, da will sie bald ein neues Kleid, das der Vater unnöthig findet, bald wird sie zu einer Tanzparthie eingeladen, was der Vater nicht zugibt, und Marie soll dann der Popanz sein und alles abschlagen und verbieten. Es freut mich, daß sie darüber doch ein Wort mit ihrem Mann gesprochen hat, dessen Aussprache sie sonst verehrt, als ob er ihr Papst wäre. „Liebes Herz," sagte sie freundlich, „Du mußt mir die Liebe der Kinder gewinnen und erhalten helfen, Du mußt hie und da den Ernst und die Strenge über Dich nehmen und mir erlauben zu gewähren und zu mildern. Stiefmütterchen sind ein Gartengewächs und brauchen Pflege, wenn sie gut anwachsen sollen," setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu.

Als sie den Kleinen gestern zu Bett legte, fing er plözlich an zu weinen; „ist's wahr, Mutter, daß Du nicht unsre rechte Mutter bist, nur eine Stiefmutter? und Stiefmütter sind doch bös!" „Wer sagt Dir das?" „Pauline." Die Pauline, die ich immer am wenigsten von den Kindern mag, sah flammroth aus, wie das böse Gewissen. Ich war so bös über sie, es war natürlich, daß man bisher das Kind noch nicht mit dem Begriff von zwei Müttern verwirrt hatte, was brauchte sie es zu sagen! „Gelt, Mutter, es ist nicht wahr?" fragte das Kind ängstlich. „Du hast noch eine Mutter im Himmel, lieber Nathanel," sagte Marie liebevoll. „Ich brauche keine Mutter im Himmel, ich will Dich!" rief das Kind fast heftig. „Deine Mutter hat Dich sehr lieb gehabt," fuhr Marie fort, „und hat geweint, daß sie Dich und die Geschwister allein lassen mußte. Wie sie nun im Himmel war, beim lieben Gott, hat sie ihn gebeten, er solle ihren Kindern wieder eine treue, gute Mutter schicken, die sie hütet und für sie sorgt. Da hat mich der liebe Gott

zu Euch geschickt, wollt ihr mich lieb haben?“ Der Kleine antwortete mit Küssen, Fränzchen aber fragte bedenklich: „wenn wir dann Alle einmal in den Himmel kommen zu der rechten Mutter, wo thut man Dich denn hin?“ „Dann sind wir alle daheim,“ sagte Marie, indem sie das Kind zu sich zog, „in dem schönen, schönen Paradiesgarten und Eure selige Mutter und ich sind beisammen und haben einander lieb wie Schwestern, dann erzähle ich ihr, wie ihr gut gewesen seid, und wie ihr mich lieb gehabt habt!“ Die andern Kinder waren im Zimmer, und ich sah wohl, wie ihre Herzchen auch weich geworden waren von der Mutter Worten, nur die Pauline sah noch stöckisch aus; Marie sagte nichts zu ihr, aber später, als sie zu Bett waren, ging sie leise zu ihr hinauf und blieb lange oben. Was sie mit ihr gesprochen, weiß ich nicht, aber seitdem ist das Mädchen viel freundlicher und williger. Ich meinte, durch so viel Entgegenkommen vergebe sie sich den Respekt gegen die Stiefkinder, aber sie sagte: „Laß mich nur, Liebe, ein Propfreis muß sorgsamer gehütet werden, bis es angewachsen ist, als der natürliche Zweig.“ Sie mag Recht haben, aber ich muß sagen, mir käme es sauer an, noch um Liebe zu betteln, wenn ich solche Opfer gebracht! Wie ich denn immer ein unbesonnenes Ding bin, so habe ich auch Marie Deinen letzten Brief lesen lassen, worin Du mich so bedauerst wegen all der Unruhe. Ich gestand ihr natürlich, daß ich in meinem Brief an Dich ihr Schicksal beklagt habe; sie wurde aber nicht böse, sie küßte mich und sagte lachend: „tröste Dich, Elisabethchen, mein Loos ist nicht so schlimm.“ „Aber sag' mir, Marie, bist Du wirklich glücklich, im Ernst so recht glücklich?“ „Liebes Herz,“ sagte sie, „ich habe in Wahrheit kaum Zeit, mich nur darüber zu besinnen, aber ich glaube, ich bin an dem rechten

Platz, für den Gott mich bestimmt hat, und das zu wissen, ist schon viel.“ Sie sah mir wohl an, daß mir das wie ein mageres Glück vorkam, und sagte recht herzlich: „glaub' mir, Elisabeth, das glücklichste Loos ist das, das uns lehrt, am meisten und unmittelbarsten in Gottes Augen zu schauen, und das ist das meine. Dann weißt Du, daß ich einen Gatten habe, der mich liebt und mir vertraut und den ich achten und lieben kann von Herzen, — gräme Dich ja nicht um mich, liebes Herz; wenn Dir ein poesiereicheres Loos fällt, als das meine, so wünsche ich Dir von Herzen, daß es dabei auf so sicherem Grunde ruhe.“ „Mutter, ein neues Heft!“ „Mutter, die Spinnfrau ist draußen! „Frau Speziälin, welches Salatland soll geleert werden?“ tönte schon wieder ein dreistimmiger Ruf von außen, — das war die erste ruhige Unterredung, die ich mit Marie hatte, seit ich hier bin.

Also schreib nichts Bedauerliches mehr, liebe Mutter, ich freue mich, daß Du Dich gut unterhältst, aber ich freue mich noch mehr, bis ich Dich abholen darf, obgleich ich gegewiß gern hier bin und viel bei der Marie lernen kann. Leb wohl und vergnügt und vergiß nicht

Deine

verwöhnte Elisabeth.

3.

Diesmal, Mütterchen, komme ich nur auf einen Sprung zu Dir; Marie bittet mich, Dir die süßen Brödchen zu einem Abendbrod in's Bad zu schicken. Es ist mir rührend, wie die Marie an Alles denkt und zu allem doch noch Zeit findet. Wenn ich zu Dir komme, müssen wir für all die

Kinder etwas Hübsches kaufen. Ich wäre immer lieber hier, wenn man nur auch einmal in Ruhe bleiben könnte, aber das ärgert mich, daß ich bei jedem Vergnügen, das ich mir gönne, dann doch ein böses Gewissen habe, da sich Marie so abmüht. Wenn sie doch nur zwei Mägde hielte, oder eine Hausjungfer, so könnte man doch seines Lebens auch froh werden; da hat sie nun neben der Köchin nur so ein junges, verwahrlostes Waisenkind, von dem man mehr Mühe als Hilfe hat; sie ist aber jederzeit ruhig und zufrieden.

Nun kommt wieder eine neue Geschäftsvermehrung: der kranke Baron von Ellershausen, weißt Du, der Zögling des Dekans, hat sich als Gast angemeldet. Er soll wieder eine Luftveränderung versuchen und sich erheitern, da diesen Frühling seine Mutter gestorben ist. Man richtet ihm im Gartenhaus eine Wohnung ein. Er bringt freilich seinen Bedienten mit, aber man muß ihn unterhalten, zerstreuen, ihm vorlesen, und das, meint Marie, könnte ich hie und da thun, bis Ernst in die Ferien kommt. Ich will ihr's gerne zu lieb thun, aber langweilig finde ich's doch, wenn ein so junger Mann gar nichts als krank ist: — es sei ein Herzleiden, sagen sie.

Mich wundert, daß er nicht lieber in ein Bad geht, wo er alles bequemer fände und weniger Mühe machte, doch ist er, so viel ich weiß, nicht sehr reich und wird sich auch einsam fühlen unter Fremden. Ich will mich gern seiner annehmen, so viel ich kann, nur das thäte mir leid, wenn man in einem fort betrübt sein müßte; ich habe ja auch die selige Frau Baronin gar nicht gekannt.

Du bist gut, liebe Mutter, daß Du mich jetzt schon zu Dir nach Baden berufen willst und ich würde mich sehr freuen, aber ich kann's doch fast nicht über's Herz bringen,

Marie gerade jetzt zu verlassen, wo es besonders viel zu thun gibt. Sollte ich freilich gute Reisegelegenheit finden, so stehe ich nicht dafür, ob ich doch nicht komme, aber hier geht Niemand in Bäder; hier fragt man sich nur: Baden Sie im Neckar oder im Zuber?

Nun Adieu für heute, lieb Mütterlein!

Die junge Elisabeth that wirklich ihr Bestes, nicht zu sehr hinter der emsigen Schwester zurückzubleiben, aber doch kam ihr hie und da der Aufenthalt in dem geschäftigen Hause wie eine Art Exil vor, und sie dachte mit geduldiger Sehnsucht an die Herrlichkeiten Badens, an ihr heiteres, genußreiches Leben in der Residenz.

Bei Marie erreichten die Geschäfte den Kulminationspunkt, als die Vorbereitungen für den längern Aufenthalt des Barons getroffen wurden: Handwerksleute aller Art gingen ab und zu, die Zimmer alle sollten in komfortablen Stand gesetzt und die Kinder hübsch gekleidet werden, der Dekan kam nur hie und da aus seinem Studirzimmer, um zu Elisabeths großer Empörung neue Anordnungen zu treffen, und an dem Geschehenen Ausstellungen zu machen; Marie besorgte alles nach bestem Wissen in guter Laune und ließ sich den Tadel nicht zu schwer kümmern; Elisabeth griff gutwillig allenthalben an, aber das Wetter war eben wunderschön, es kamen Aufforderungen zu Landpartieen von befreundeten Familien des Städtchens, die sie oft schweren Herzens abschlug, — es war denn doch verdrießlich, gerade jetzt an's häusliche Joch gespannt zu sein.

Im Hause war große Bewegung, als endlich der Wagen des Barons anfuhr und der Bediente dem bleichen jungen Mann sorgfältig heraushalf. Lehrer und Zögling begrüßten sich mit einer Innigkeit, die Elisabeth erst Respekt vor dem Schwager einflößte, auch Marien grüßte der Baron herzlich mit der Bitte: „Wollen Sie meine Freundin sein? ich habe keine Mutter mehr.“ Er bat, gleich in den Garten gehen zu dürfen. „Der Herr Baron können im Augenblick keine Treppe steigen,“ versicherte der Bediente, „sie haben kürzlich einen neuen Anfall gehabt.“ Elisabeths Augen hingen mit innigem Mitleid an dem Kranken, doch seufzte sie in der Stille: „mein Gott, welch ein trauriger Gast!“ Marie schien in dem Augenblick keine Pflicht mehr zu haben, als die der mütterlichen Fürsorge für ihren reisemüden Pflegling, und bald war er zu behaglicher Ruhe im Gartenhaus eingerichtet.

Der Baron war durch den Tod seiner Mutter besonders geschwächt und bedurfte der äußersten Ruhe; so führte er denn seinen eigenen kleinen Haushalt im Gartenhaus, ohne zu ahnen, wie sehr das die Mühen der Hausfrau vermehre, nur ein oder zwei Mitglieder der Familie lud er abwechselnd sich zu Gaste. Für die Kinder war der vornehme Gast, mit dessen Erwartung sie sich schon wochenlang zuvor in der Schule gerühmt hatten, von unendlicher Wichtigkeit, selbst unabhängig von den niedlichen Geschenken, die er ihnen mitgebracht hatte. Vom frühen Morgen an schlichen sie um das Gartenhaus, und freuten sich, ihn zu sehen oder einen Gruß von ihm zu erhalten und erzählten sich dann, was er mit ihnen gesprochen. Wer vollends mit dem Baron speisen durfte, wo es immer einige Extrabissen gab, war der Glückliche und Beneidete. In einem unruhigen,

betriebsamen Hause ist es wohlthätig, wenn ein fester Ruhepunkt da ist, um den sich die Andern zu Zeiten sammeln können, eine behagliche Großmama, ein Großvater im Lehnstuhl, — ein Krankenbett selbst, wenn es nicht zu leidensvoll ist, kann zu einem solchen Ruhepunkt werden. So brachte auch die Anwesenheit des Barons, nachdem er einmal im Gartenhause eingerichtet war, müde und krank, wie er war, doch ein wohlthuendes Element, einen Hauch von Ruhe und Poesie in das Altagsleben des kinderreichen Dekanhauses, er hatte nicht umsonst die schwere, lange Schule des Leidens durchgemacht, er war selten ungeduldig und hatte gelernt, seine peinliche Reizbarkeit zu unterdrücken, dankbar für jede freundliche Aufmerksamkeit, die man ihm widmete; seine Schwäche hatte nichts Weichliches, seine Sanftmuth nichts Weibisches, sein tiefer Blick zeigte, daß in dem kranken Körper die Seele gesund und lebensvoll geblieben war.

Er fühlte sich bald daheim in der bürgerlichen Umgebung bei der unbedingten Liebe und Verehrung, die er für seine Wirthe hatte, und wenn er Abends auf der Terrasse saß, von blühenden Rosenhecken umgeben, freute er sich herzlich, wenn sich die muntere Jugend im Garten tummelte. Elisabeth hatte meist das Amt der Vorleserin, überhaupt entfaltete sie alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens in der freundlichen Bemühung um den Kranken. „Weißt du, Marie,“ meinte sie, „so ein Kranker ist nicht wie sonst ein junger Mann, man fühlt sich so gar nicht genirt, das finde ich angenehm.“ Ob der Baron sie ebenso ungefährlich fand, wie sie ihn, ob er immer hörte, was sie las, ließ sich wohl nicht bestimmen, so klar und wohlklingend auch die Stimme der schönen Vorleserin war; er saß oft so tief in ihren Anblick versunken, sein Blick sog ihre junge Schönheit ein wie eine

schwache Pflanze das Sonnenlicht. Aber es lag kein glühendes Verlangen, nur ein inniges wehmuthvolles Entsagen darin; obwohl noch jung, fühlte er sich doch so außerhalb des frischen, hellen Lebens, dem diese süße Knospe erst entgegenblühte, daß sein Ton im Verkehr mit ihr fast der eines ältern Bruders war.

Elisabeth fühlte sich auch mehr befriedigt von der Häuslichkeit der Schwester und lernte den Schwager lieber gewinnen und besser verstehen im Umgang mit dem Baron und nur selten noch seufzte sie bei sich, daß dies Leben eigentlich doch schrecklich einförmig sei. Der reichgebildete Geist und die tief poetische Seele des Barons, der hohe Ernst, mit dem er den wahren Grund des Lebens erfaßte, regten ganz neue Saiten in ihr an, denn so sehr gebildet auch die Kreise der Hauptstadt waren, in denen sie sich bewegte, die musikalischen Abende, die Lesekränzchen, die französischen Cirkel und Gesellschaftsspiele — im Ganzen war es doch leichte Münze, die da kursirte, und alles Nachdenken über sich selbst, über die ernste und tiefe Bedeutung des Lebens wurde darin mehr eingeschläfert als aufgeweckt. Im Verkehr mit einem Geiste, der Aug in Aug mit dem Tode sich entfaltet hatte, mußte sich freilich die Anschauung des Lebens anders gestalten, und die Mutter bemerkte mit einiger Sorge den nachdenklichen Ton in Elisabeths letzten Briefen: „Du weißt, Kind, wie viel ich auf Religion halte,“ schrieb sie ihr, „aber das viele Reden davon oder gar ein übertriebenes, ernstes Wesen, wie es sich in deinem letzten Brief ausspricht, habe ich nie mögen; freuet euch mit den Fröhlichen, steht in der Bibel. Darum wird es Zeit sein, daß Du nun hieher kommst, ich bleibe ohnehin nicht lange mehr, und vermisse Dich sehr, da meine Gesellschafterin, die

Frau Hofräthin, heute schon abreist; auf Gelegenheit kannst Du nicht mehr warten, reise eben von der nächsten Station aus mit dem Eilwagen."

Es ging einmal wieder sehr werktäglich im Dekanathause zu, — Marie hatte große Wäsche und der Baron, der das wußte, hatte sich die zwei Kleinsten zur Gesellschaft ausgebeten, um niemand von den brauchbaren Mitgliedern des Hauses in Anspruch zu nehmen. Elisabeth hatte das Küchenamt und befand sich eben in einigem Gedräng zwischen dem überkochenden Fleischtopf und der heißen Butter, als die Kinder mit schmetterndem Geschrei ankündigten: eine Chaise, eine Chaise! Frau Marie trat aus der Waschküche mit lobenswerther Seelengröße dem eleganten Wagen entgegen, aus dem sich ein ebenso eleganter Herr und eine noch elegantere Dame erhoben, während ein zierliches Kammerfräulein vom Bock hüpfte; sie wurde noch gefaßter, als sie in ersterem Vetter Gérard, den Kaufmann aus Antwerpen, erkannte. „Keine junge Braut!" war ihr erster Gedanke beim Blick unter den feinen Spitzenhut der Dame, es war aber gar keine Braut, sondern Madame Buisson, die Frau seines Associe, die er, da er ohnehin auf Reisen war, nach Baden begleiten wollte, wo sie einige Zeit verweilen sollte.

Er hatte einen kleinen Umweg nicht gescheut, um den Vetter in seinem neuen Eheglück zu begrüßen und fühlte sich mehr als belohnt, als er seine schöne Tischnachbarin von der Hochzeit her wieder fand, die in anmuthiger Verlegenheit in dem Hauskleidchen, das ihrer jungen Schönheit wenig Eintrag that, unter der Küchenthüre stand. Auch

Elisabeth erröthete freudig und ließ in der Ueberraschung das Fleisch überkochen und die Butter verbrennen. Die erste entschiedene Aufmerksamkeit, die ein junges Mädchen von einem Manne erfahren, wird selten von ihr vergessen.

Mit der Geistesgegenwart einer ächten Frau hatte Marie indeß die Gäste in's Zimmer geführt und für Erfrischungen gesorgt. Den weitern Hausfrauensorgen bei einem so plötzlichen Ueberfall war der praktische Vetter zuvorgekommen, indem er, gleich einem wohlthätigen Hausgeist, allerlei Delikatessen: Pasteten, kaltes Geflügel und Confekt aus seinen Wagentaschen herbeizauberte, die der frugalen Familientafel auf's Glänzendste aufhalfen.

Auf Elisabeth war nicht viel zu rechnen, sie mußte doch Toilette machen, das sah die Schwester selbst ein, und in dem himmelblauen Mousselinkleid, das ihr freilich am Besten stand, konnte sie in der Küche nicht mehr verwendet werden; Minchen dagegen, die sonst oft auf die junge Tante eifersüchtig war, fühlte sich geschmeichelt von ihrer eigenen Brauchbarkeit und that ihr Bestes, während Elisabeth sich, bis der Herr des Hauses kam, der Unterhaltung der Gäste widmete, was ja auch eine nützliche Leistung war und keine zu schwere, da diese, zumal die Dame, die Kosten derselben allein trugen. Madame Buisson, die Reisegefährtin Herrn Gérards, fand die Freude und das Interesse sehr natürlich, mit dem dieser eine so schöne Bekanntschaft erneuerte; mit aller Lebhaftigkeit ihres beweglichen Wesens beschloß sie alsbald, das liebliche Kind zu protegiren und war in kurzer Zeit auf dem intimsten Fuße mit ihr. Bald erfuhr sie, daß eben jetzt Elisabeths Mutter in Baden sei. „Das ist ja allerliebst, liebes Fräulein, da gehen sie morgen mit uns, sie zu besuchen." „Die Mutter wünscht das selbst," sagte Elisabeth etwas

verlegen, da ihr die Reisegelegenheit nun doch zu schnell kam, „aber ich kann gerade jetzt meine Schwester nicht verlassen.“ „O Kind, Sie sind gar zu gewissenhaft! wo würden Sie wieder so gute Gelegenheit finden? Das sieht Ihre Schwester selbst ein.“ — „Und dann, — ich könnte noch gar nicht all' meine Sachen richten.“ „Das glaub' ich gerne,“ rief die muntere Französin, „in Baden sind die Ansprüche fabelhaft, aber eine Gestalt und ein Gesicht wie das Ihrige, mein Kind, das dispensirt von vielem. Ich kann Ihnen so leicht mit allem aushelfen, mein guter Mann hat mich mit einem lächerlichen Ueberfluß von Toiletteartikeln auf die Reise versehen, der mir wahrhaft lästig wurde und manches darunter, das entschieden zu jugendlich für mich ist. Ce cher Henri, er möchte mich immer jünger machen und versteht nicht, daß das nicht mit Rosabändern und hellen Sommerstoffen zu machen ist, sondern daß eben dunklere oder mattere Farben den Teint später mehr heben, aber der klügste Mann bleibt immer un peu bête, das werden Sie auch noch erfahren, liebes Kind. Was nun von dem Kram für eine so junge Schönheit taugt, da thun Sie mir den Liebesdienst mich davon zu befreien. Kommen Sie einmal, lassen Sie uns Ihre Garderobe ein wenig mustern, ich lasse dann meine Koffer und Schachteln auch in Ihr Zimmerchen bringen, wir werden schon miteinander zu Stande kommen!“ Die lebhafte Dame, die nun ganz in ihrem Element war, nahm Elisabeth am Arm, die kaum wußte wie ihr geschah und hüpfte mit ihr die Treppe hinauf. Gérard war hoch erfreut, durch die unverhoffte Aussicht auf die reizende Reisegefährtin, und ergab sich gern darein, daß sie vor der Hand von Madame Buisson so ganz in Beschlag genommen war.

Um seiner Frau die drangvolle Viertelstunde der letzten Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu erleichtern, führte der Dekan den Vetter in den Garten und stellte ihn dem Baron vor. So artig ihre gegenseitige Begrüßung war, so lebhaft die Unterhaltung, namentlich von Seiten des weltgewandten Kaufmanns geführt wurde, so war doch eine gewisse Zurückhaltung, ein leises Unbehagen von Seiten des Barons fühlbar; er war lange geübt in der Schule der Entsagung und hatte gelernt, ohne Bitterkeit und Klage auf die Jungen und Fröhlichen zu sehen, — aber ein junger Mann seines Alters, strotzend vor Gesundheit und Lebensfülle inmitten voller rüstiger Thätigkeit, erregte ihm immer ein peinliches Gefühl; er empfand da seine eigne Unthätigkeit als einen Vorwurf, und Gérard, in unbewußtem Gefühl der Ueberlegenheit dem kränklichen Manne im Lehnstuhl gegenüber, hatte nicht Feinheit genug, ihm darüber weg zu helfen. „Du weißt, daß wir auf dem Wege nach Baden sind," sagte er beiläufig zum Dekan, „und daß wir Fräulein Elisabeth entführen." „Das trifft sich ja ganz geschickt, da die Reise von hier aus umständlich ist und ihre Mutter sie lange schon dort zu haben wünscht," sagte dieser; er bemerkte nicht, wie die bleiche Wange des Barons noch bleicher wurde und sein Blick sich traurig senkte, — wieder ein Sonnenstrahl weniger in seinem freudearmen Leben!

Marien, die sich überall gern Zeit zu Ueberlegen nahm, kam der Plan zu Elisabeths morgender Abreise gar zu plötzlich und die Freundschaft der Madame Buisson für eine zweistündige Bekanntschaft gar zu vertraut vor, aber sie wurde überstimmt, da die Gelegenheit so günstig war, und mußte sich fügen.

Madame Buisson war sehr glücklich in ihrer großmüthigen Sorge für Elisabeths Garderobe, die, obgleich sie aus der Residenz kam und die Mutter nicht daran gespart hatte, doch für Baden nicht zulänglich gefunden wurde. Ihr Kammermädchen mußte in aller Eile noch arrangiren und verändern; sie putzte den schnell gewonnenen Liebling so schön und eifrig heraus, wie ein Kind seine Weihnachtspuppe. Elisabeth war es wie ein Traum, es gemahnte sie wie Aschenbrödel im Feenmährchen, daneben war ihr unheimlich, daß das fremde Mädchen so unter ihren Sachen wirthschaftete, und sie glaubte durch doppelte Dienstfertigkeit Marien vergüten zu müssen, daß sie sie so schnell verließ.

Marie, obgleich ihr nur halb wohl bei dem raschen Entschluß und bei dem rastlosen Treiben der neuen Freundin war, beruhigte und tröstete sie. „Nun sei nur noch ganz in Ruhe bei uns," bat sie, „wir wollen den Thee auf der Terrasse bei dem Baron trinken."

Der Abend war kühl und angenehm, — die Kinder, die in der grünen Laube ihre Seitentafel hatten, schielten verstohlen nach dem Theetisch, der heute besonders reich besetzt war; Minchen servirte bei den Erwachsenen. Der Baron war schweigsam und sein Schweigen bedrückte auch die sonst so heitre Elisabeth, die, ohne sich zu überschätzen, mit dem Irrthum der Jugend sich da für unentbehrlich hielt, wo sie einmal ein Plätzchen ausgefüllt hatte, und daher ihr Weggehen fast als eine Schuld empfand. Desto lebhafter führten die neuen Gäste die Unterhaltung: Gérard war überall gewesen, hatte alles gesehen, die Jungfrau war ‚superbe,' der Kölner Dom ‚in der That interessant,' die Terrasse von Konstantinopel ‚magnifique;' viel gründlichere Kunde als von den Gegenden bekam man

aber durch ihn von den Gasthöfen, und er wurde am ergötzlichsten, als er auf die Drangsale schlechter Wirthshäuser zu sprechen kam. Der Baron wurde immer stiller, Madame Buisson hatte vergeblich ihre ganze Unterhaltungsgabe an ihn verschwendet und wandte sich endlich mitleidig zum Dekan mit der leisen Frage: „nicht wahr, er ist auch geistesschwach, der arme Mann?“ was dieser lächelnd verneinte.

Es wurde kühl, der Bediente des Barons trat hinter seinen Stuhl, um ihn zum Aufbruch zu mahnen. „Singen Sie uns noch etwas!“ bat er Elisabeth, aus seiner Apathie erwachend, „ich habe die Guitarre hier.“ Er selbst hatte Elisabeth auf dem nun bald veralteten Instrument Unterricht gegeben. Elisabeth nahm sie, ohne sich lange bitten zu lassen; es schien, ihre Gedanken waren mehr bei den seinen, als bei der Unterhaltung des Vetters gewesen, denn sie stimmte sein Lieblingslied an:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl im ganzen Lauf der Welt
Dem Herzen nichts so sauer fällt
Als Scheiden, — ja Scheiden.

Sie hörten alle in tiefer Stille der schönen klaren Stimme zu, wie sie in dem dunkelnden Abendhimmel verklang und erhoben sich, um in's Haus zu gehen.

„Ich sehe Sie nicht mehr,“ sagte der Baron zu Elisabeth, „Sie werden früh reisen, leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen recht fröhliche Zeit zum Ersatz für die trübseligen Stunden, die Sie einem Kranken erheitert haben, Gott geleite Sie!“ „Ein seltsamer Wunsch in ein Bad,“ flüsterte die Französin mit unbewußter Ironie, indem sie Elisabeths

Arm nahm, die nur wenig Abschiedsworte mit beklommener Stimme sagen konnte.

Der Baron sah der hellen, leichten Gestalt nach, bis sie im Hause verschwand, dann wandte er sich langsam zum Gehen und sagte leise, leise vor sich hin:

Ich mußte von Dir scheiden
Und wußt' ich stürbe doch bald;
Du warst der scheidende Sommer,
Ich war der sterbende Wald.

Am frühen Morgen fuhr der Wagen Gérards vor. Elisabeth erschien in der zierlichen Reisetoilette, der die Hand der jungen Pariserin jenen letzten Hauch von leichter Eleganz gegeben hatte, der das unerreichbare Talent der westlichen Nachbarn ist, um deswillen wir Frankreich gern den Ruhm zugestehen müssen, die Kammerzofe von ganz Europa zu sein. Marie hatte immer noch an ihr zu beruhigen. „Ach ja," lächelte Elisabeth unter Thränen, „ich weiß wohl, es ist einfältig von mir, zu denken, ich sei Euch nöthig geworden; du wirst mich nicht lang vermissen, o ich hatte wohl Recht, Marie, den Abschied von dir an deiner Hochzeit so schwer zu nehmen, es war ein Scheiden auf immer, du gehörst nicht mehr mir! es ist doch nichts mehr mit den Frauen!" „Das Herz wird immer weiter, je mehr es Kammern vermiethet," sagte Marie heiter, ihr die Thränen von den Augen küssend; „liebes Kind, Du wirst auch einmal so von mir scheiden und deine Abschiedsthränen werden trocknen in einem einzigen strahlenden Blick; aber wenn der Herzenskönig einmal sein Reich eingenommen hat,

dürfen all die alten Freunde auch wieder einziehen und fröhlich daneben wohnen."

Madame Buisson und der Vetter traten ein und mahnten zum Gehen. Elisabeth wurde fast nicht fertig mit Abschiednehmen von den Kindern, sie versprach Jedem etwas recht Schönes von Baden zu bringen; auch von dem Schwager, mit dem sie sich in letzter Zeit erst recht befreundet hatte, schied sie herzlich; Marie, über deren Gleichgültigkeit sie geklagt hatte, küßte sie schweigend, um nicht weinen zu müssen; — sie war eine glückliche Frau und eine gute Mutter, aber ein Stück Frühling und Sonnenschein schied ihr doch wieder mit der blühenden Schwester.

Die Jalousien am Gartenhaus waren noch fest geschlossen als der leichte Wagen vorüberrollte; Elisabeth blickte wehmüthig hinauf ohne das Witzwort zu hören, das Madame Buisson Herrn Gérard zuflüsterte über die junge soeur grise; aber es ging hinaus in die weite freie bunte Welt, im goldnen Sonnenschein zwischen grünen Bäumen; all der fröhliche sorglose Reiseleichtsinn, der sogar oft kühle nüchterne Naturen ergreift, kam über sie, und sie gab sich dem ganzen süßen Gefühle jungen frischen Lebens hin.

Der Dekan und seine Familie waren derweile von der Begleitung in's Haus zurückgekehrt in der etwas öden langweiligen Stimmung, die nach jeder Abreise die Zurückbleibenden beschleicht; „das hat sich ja ganz prächtig gefügt," meinte der Dekan, „die Frau Mama wird erfreut sein, die schon lang fürchtete, ihr Töchterlein gehe bei uns zu Grunde in häuslicher Drangsal!" „Ich weiß nicht recht," meinte Marie bedenklich, „es gefällt mir nicht so ganz, das junge Mädchen mit dem jungen Mann, . . ." „Nun, die Jugend schadet dem Vetter George nichts mehr, er muß vorn in

dreißig sein, auch ist ja die Frau Associe nebst Kammerjungfer als Ehrenwache da, und dann — wäre es auch kein Unglück, wenn aus dem Reisegefährten ein Associe für unsere Elisabeth würde, gesteh' nur, das hast du auch schon gedacht!" „Gedacht vielleicht, aber nicht gewünscht," sagte Marie, „ich weiß nicht, ob es gut wäre für Elisabeth." „Je nun, George ist ein guter Bursche, ziemlich solid, wie ich glaube, die Frau Mama würde sich nimmer kennen vor Freude, und Elisabeth gäbe eine prächtige Dame in so glänzende Verhältnisse; war ihr's doch oft viel zu werktäglich bei uns, da könnte sie immer Sonntag haben!" „Vielleicht nie," sagte Marie ernst, „glaubst du nicht, daß wir mehr Sonntag haben und wäre unsre Arbeit doppelt so viel, als ein solches Leben voll äußerlichen Glanzes?" „Du hast recht," sagte der Dekan, dem sich, wie das auch ernsten und guten Menschen zu gehen pflegt, die tiefere Ansicht der Dinge unter der Oberfläche versteckt hatte und gab der sanften Mahnerin die Hand. „Dem Baron wirds fehlen um seine Vorleserin und Sängerin," fing er wieder an. „Seinetwegen ist mir Elisabeths Abreise eigentlich lieb," sagte Marie, „der Verkehr hätte am Ende doch gefährlich werden können." „O wohin denkst du?" sagte lachend der Dekan, „ein Siecher, wie er, so einfältig ist der Baron selbst nicht, der arme Mann, dem von der Wiege auf der Sarg neben dem Bette stand; und vollends Elisabeth, ein so junges, schönes, lebenslustiges Geschöpf."

„Mitleid ist ein gefährliches Ding," meinte Marie. „Nicht wahr," lächelte der Dekan, „sonst hättest Du mich auch nicht genommen?" „Die Ehre ist meinerseits," scherzte Marie, „hast Du mir nicht neulich aus der Bevölkerungsliste nachgewiesen, daß allein in unserem kleinen Vaterland

zehntausend unverheirathete Frauen übrig bleiben." „Dreizehntausend achthundert und neunundvierzig sogar," berichtete der Dekan. „Da muß ich mich ja noch schön bedanken," lachte Frau Marie und ging getrosten Muthes wieder an das werktägliche Tagewerk, wegen dessen sie Elisabeth so beklagt hatte, um in emsiger Arbeit das Heimweh nach ihrem Sonntagskind zu verarbeiten.

Das Sonnenkind hätte wahrhaftig kein Recht gehabt, der Schwester Kühle und Gleichgültigkeit vorzuwerfen, sie selbst dachte nicht gar zu oft an Marie und ihre sieben Unversorgten, an ihre großen Wäschen und die vielen zerrissenen Strümpfchen, ja nicht einmal sehr oft an den armen Baron, der im Stillen um seinen geschiedenen Sommer trauerte; sie lebte inmitten aller Herrlichkeiten Badens, in Concerten und Bällen, Eselsparthien und Pikeniks, bewundert und gehätschelt von allen Seiten. „Es ist doch eine schöne Sache um den Reichthum!" dachte die Mama, nicht zum erstenmal in ihrem Leben, als sie sah, wie selbst die Perle der Schönheit in reicher Fassung schöner glänzt; — es war doch ein ganz anderes Leben, nun ihnen die elegante Equipage Herrn Gérards zu Gebot stand, in der Gesellschaft der gewandten Dame, die es verstand, überall Bekanntschaften anzuknüpfen, als zuvor, wie sie und die Frau Hofräthin miteinander zwei Zimmer bewohnten, sich aus einer Privatmenage speisen ließen und allein auf der Promenade herumspazierten. Das Bad mußte schon recht wohlthätig gewirkt haben, denn es war in der That merkwürdig, wie viel sie an Vergnügungen und Parthien aushalten konnte; Elisabeths heitere Laune und blühende Gesundheit

war vollends unverwüstlich und jeden Abend, wenn die Mutter ernstlich anhub vom Heimgehen zu reden, bat sie schmeichelnd: „o Mütterchen, noch ein paar Tage! weißt, morgen ist die Parthie auf's alte Schloß, und übermorgen die Fahrt nach Schloß Eberstein, dann kommt auch noch die Prinzessin, die möcht' ich doch gerne noch sehen!"

An Marie hatte sie nur einmal geschrieben; „es ist zu schön hier, liebe Marie," schrieb sie, „und wie ich eben immer ein verwöhntes Kind bin, so geht mir's auch hier wieder viel zu gut, Du glaubst nicht wie freundlich jedermann gegen mich ist, besonders die gute Madame Buisson, wir müssen auch hier mit ihr zusammen wohnen in sehr schönen Zimmern, und ich glaube sie bezahlt sie allein. Auch Euer Herr Vetter ist sehr artig, er will durchaus, ich soll ihn Cousin nennen; gestern hatte er bei der Tafel ein Vielliebchen an mich verloren, da schickt er mir diesen Morgen eine allerliebste kleine Cylinderuhr, ich erschrak darüber, und Mutter und ich sind sehr in Verlegenheit, ob wir es annehmen sollen. Madame Buisson sagt, wir dürfen nicht an's Zurückschicken denken, er sei ja unser Vetter, und er kaufe solche Sachen in der Schweiz ganz wohlfeil.

Ich habe unmöglich Zeit, lange zu schreiben, ich soll noch mit ausfahren; wenn wir wieder daheim sind, schreibe ich Dir alles recht ausführlich, — es wird mir ein wenig ahnd thun, nach all der hiesigen Herrlichkeit, aber ich freue mich auch wieder, bis ich alles meinen Freundinnen erzähle. Wenn Du nur eine Weile statt meiner hier sein könntest, Dir wäre eine Erholung so wohlthätig! Empfiehl mich dem Herrn Baron, wenn er noch da ist, und grüße all die Kinder, auch Deinen Mann."

Sie hatte freilich keine Zeit zum Schreiben, auch nicht zum Lesen; das kleine Testament, aus dem sie vor Zeiten mit Marie gelesen, blieb unausgepackt im Koffer; sie hatte auch keine Zeit zu denken und zu beten, aber sie war nicht bekümmert dabei; sie meinte es ja mit keiner Seele bös, that niemand was zu leide und jedermann hatte sie lieb, — der liebe Gott nahm ihr's gewiß nicht übel, daß sie so vergnügt war! dachte sie. Freilich fiel ihr zuweilen der arme Baron ein; es waren doch auch schöne Abende gewesen, wo sie ihm gelesen oder vorgesungen hatte; sie wußte, er würde jetzt in der kühlen Jahreszeit auf sein Gut zurückkehren, da Marie nicht Raum hatte, ihn über den Winter zu beherbergen, da mußte er wohl sehr allein sein. „Er soll sich eben einen Vorleser halten," tröstete sie sich, „oder wird ein ordentlicher Pfarrer da sein, der sich seiner annimmt; er ist ja so gebildet und so fromm, da wird ihm die Einsamkeit nicht zu drückend vorkommen."

Cousin George blieb nicht immer in Baden, er machte ab und zu kleine Geschäftsreisen, immer aber brachte er eine kleine Ueberraschung, ein neues Vergnügen für Elisabeth mit und sie amüsirten sich stets vortrefflich mit einander. Schon daß er ein so aufrichtiger Bewunderer ihrer Schwester war, empfahl ihn bei ihr. „Mein Vetter, der Dekan, hat wirklich mehr Glück als Verstand," meinte er, „eine so gescheidte und gebildete Frau, und so häuslich daneben; in keinem Gasthof habe ich so delikate Krebssuppe gegessen. Aber er ästimirt sie wirklich nicht gehörig: keine Frau von Bildung dürfte so angestrengt sein, sie sollte eine perfekte Köchin, eine Bonne für die Kinder und ein Zimmermädchen haben; aber freilich eine Dekanatsbesoldung! Ich würde, wenn ich mich verheirathete, den Reichthum nur schätzen,

weil er mir erlaubte, meiner Frau das Leben so süß als möglich zu machen. Ich wäre nicht einmal an Antwerpen gebunden, — wir könnten den Winteraufenthalt in jede beliebige Stadt verlegen, — im Frühling schöne Reisen, Sommers ein Bad, zum Ausruhen einen hübschen Landsitz, so einen Feengarten nach Ihrer Phantasie, Fräulein Elisabeth!" Elisabeth wurde glühend roth und rief schnell der Madame Buisson, um ihr eine Blume zu zeigen, die am Weg blühte, obgleich sie wissen konnte, daß Madame Buisson keine Blumen bewunderte als gemachte. So gern sie sich mit dem Vetter unterhielt, so bange wurde ihr, wenn er einmal sentimental werden wollte; mehr instinktmäßig als absichtlich vermied sie jede ernstere Annäherung, und als endlich die Mutter auf der Heimkehr bestand und auch der Vetter seine Reise weiter ausdehnen mußte, trennten sie sich, ohne daß es zu einer bestimmten Erklärung von seiner Seite gekommen wäre, die in aller Stille die Mutter erwartet, Elisabeth fast gefürchtet hatte. Daß er sie bewunderte, vielleicht liebte, daran konnte kein Zweifel sein, möglich war aber doch, daß ihn außer Elisabeths Zurückhaltung auch noch eigne Bedenken abhielten, sein Glück und Geld einer Schönheit zu Füßen zu legen, deren materieller Besitz jedenfalls für einen Kaufmann nicht der Rede werth war.

Madame Buisson konnte kaum ertragen, daß der Badeaufenthalt nicht mit einer solennen Verlobung enden sollte; ihre Zärtlichkeit für Elisabeth war sich gleich geblieben, mehr noch um der Bewunderung willen, die ihre Schönheit erregte, als wegen ihrer eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit. „Es ist hohe Zeit," meinte die Mutter wohlgefällig, „daß ich die Kleine heimnehme, sie würde mir verdorben hier;" und sie hatte recht, vielleicht dankte sie es nur dem träumerischen

Sinn, dem glücklichen Selbstgenügen der ersten Jugend, die in eignen Idealen versunken, achtlos auf ihre Umgebung ist, daß Elisabeth kindlich und unbefangen blieb unter den vielen Huldigungen, die zart und unzart ihrer Schönheit gebracht wurden.

So war denn die Kleine wieder daheim, und trotz ihrer glücklichen Heiterkeit brauchte es eine Weile, bis sie sich an den Uebergang zum Werktagstreiben aus dem vielbewegten Badeleben gewöhnte. Ohne es zu wollen und zu glauben, war sie denn doch verwöhnt worden; die Verhältnisse schienen ihr jetzt etwas klein, regelmäßige Arbeit langweilig und doch war eben dieser Herbst und Winter vorher schon zu praktischen Studien und Handarbeiten bestimmt gewesen, die indeß über Stickereien, Musik-, Sprach- und Zeichenstunden etwas versäumt worden waren.

Aber die Zumuthung, jetzt noch Kleidernähen zu lernen, erschien ihr als reine Unmöglichkeit; mit dem Arbeitskörbchen über die Straße gehen, sich wie ein Kind bestimmte Stunden in eine Nähstube sperren lassen, — es ging wahrhaftig nicht! „Siehst du, Mütterchen, mit achtzehn ist man dazu wirklich zu alt, auch macht sich nicht Eine der Mädchen, die Schneidern gelernt, ihre Kleider selbst, und die Schmekenbächerin wäre ja ganz gekränkt, wenn wir sie nicht mehr nehmen wollten." „Nun meinetwegen, du verwöhntes Kind," meinte die nachsichtige Mutter scherzend, „du mußt eben einmal einen Millionär heirathen, damit du nicht nöthig hast, deine Kleider selbst zu machen."

Die Anspielung der Mutter war unschwer zu errathen,

und obwohl sich Elisabeth vor einem Antrag Gérards gefürchtet hatte, obwohl er keine besondere Rolle in ihren Gedanken und Träumen spielte, so gewöhnte sie sich doch allmählig daran, sich ihre Zukunft unter glänzenden, sorglosen Verhältnissen zu denken, und gestattete sich, durch die Schwäche der Mutter begünstigt, manchen Luxus, der über ihre Verhältnisse ging.

Es kam ihr wirklich schon bescheiden vor, daß man zum Arrangiren der Wintergarderobe die Schmekenbächerin in's Haus nahm, da manche ihrer Freundinnen ihre Kleider beim Schneider machen ließen. Frau Schmekenbächerin, die alte Hausfreundin, war eine sehr gesuchte Schneidermamsell oder vielmehr Madame, zumeist in vornehmen Familien, wo man durch häusliche Beschränkung à tout prix ein anständiges Auftreten nach außen ermöglichen will. Ihre Lebensweise erschien erstaunlich einförmig. Tag für Tag sah man sie früh Morgens mit einer ungeheuren Tasche am Arm, in einen sehr bunten altmodischen Shawl gehüllt, zur Arbeit ausziehen; diese Tasche war eine wahre Arche Noah an mannigfaltigem Inhalt: sie enthielt ihre Muster, eine gewaltige Scheere und hölzerne Nadelbüchse, nebst eisernem Fingerhut, eine Schürze zum Arbeiten, ein Paar weiche Pantoffeln, die sie ihrer Größe wegen fast als kleine Boote hätte vermiethen können; die neuesten Hefte des Modejournals, und je nachdem die vornehme Familie, in der sie arbeitete, frugale Sitten hatte, auch einige Semmeln und Würste, um der Mahlzeit nachzuhelfen.

Nachdem sie zugeschnitten hatte, thronte sie in unverrückter Majestät am Nähtisch, kommandirte die Töchter des Hauses oder die untergeordneten Nähterinnen, die ihr zur Hülfe beigegeben waren, aß erstaunlich viel für ihre sitzende

Lebensart und gern etwas Gutes, wurde auch stets besonders berücksichtigt und selbst in den sparsamsten Familien mit einem Hefenring zum Kaffee und einem Biskuittörtchen zum Vesper regalirt, während die Hülfsnähterin nur mit einem Wecken und einer Laugenbrezel abgespeist wurde.

So flink ihre Zunge war, so flink war auch ihre Nadel, und gewöhnlich war Abends um neun Uhr der rohe Zeug in ein vollendetes Kunstwerk umgeschaffen, wo sie dann zum Lohn der Tugend ein anständig gekleidetes Individuum unter der Hausthüre erwartete, an dessen Arm sie nach kurzer Promenade durch die Hauptstraße nach Haus zog. Dies Individuum fand sich getreulich auch unter allen Unbilden der Witterung ein, und die Mägde der jeweiligen Familie, in der sie arbeitete, waren schon von ihr angewiesen, ihm bei schlimmem Wetter die Hausthüre zu öffnen.

Die Schmekenbächerin, obschon in gesetzten Jahren, hielt etwas darauf, in allen Ehren eine solche Freundschaft zu unterhalten. „Sehen Sie, Madame," erklärte sie der Regierungsräthin, „es muß das Herz an etwas hangen, ich habe früher Katzen und Hunde gehalten, aber Hunde werden nicht gern gesehen in den Kundenhäusern, die Katze hat mir daheim Hunger gelitten und den Hausleuten gestohlen: es war der helle Verdruß. Nachher wissen Sie wohl, habe ich mich einmal verheirathet mit dem Silhuettirer, das war aber ein schlechter Mensch, ich darf nicht daran denken, wie viel er mich gekostet, bis ich ihn nach Amerika spedirt; sehen Sie, die Mannsleut können's nicht ertragen, wenn so ein schöner Verdienst von der Frau kommt, wenn's der Gais z'wohl ist, so scharrt sie, sagt das Sprüchwort. Da halt ich's denn für besser, einen rechtschaffenen Menschen zu begünstigen, dem ich sein ordentlich Taschengeld in den

Sack gebe, ohne daß er zu übermüthig wird; so hab ich denn doch jemand, der mich abholt und mit dem ich Sonntags spazieren gehen kann, auf's Heirathen laß ich mich nicht mehr ein, das ist viel kostspieliger."

Sonntags hätte man die Schmekenbächerin nicht wieder erkannt, da zog sie im allermodernsten Putz, erforderlichen Falls mit sechs Volants am Kleide, in Atlaßhut und Sammtmantille, mit dem elegantesten Sonnenschirmchen bewaffnet, sogar mit einer Uhr am Gürtel, Morgens in die Kirche und Nachmittags im Schloßgarten spazieren am Arm des Individuums, dem sie zu diesem Zweck einen feinen Tuchrock und seidenen Regenschirm in ihrem eigenen Kasten verwahrte, auch bekam er zu weitern Promenaden mit Einkehr außer seinem gewöhnlichen Taschengeld noch einen rothseidenen Geldbeutel mit etlichen Thalern und kleiner Münze, aus dem er die Zeche bezahlen durfte, den er ihr aber nach der Heimkehr wieder zustellen mußte.

So schien das Leben der Schneiderin sich sehr einförmig abzuhaspeln, aber im Grunde war es äußerst mannigfaltig, und wenn das jeweilige Individuum zufällig ein Literat gewesen wäre, so hätte sie ihm den schönsten Stoff zu Memoiren liefern können.

Hinter ihrem Nähtisch hatte sie die beste Gelegenheit, allmählig nicht nur das Thun und Treiben, die geselligen und pekuniären Verhältnisse, sondern auch das Sein und Wesen ihrer Kunden zu studiren, und die Schmekenbächerin war weder taub noch blind. Kein glänzender Anstrich nach außen, kein liebenswürdiges Benehmen vor den Augen der Welt konnte ihren Blick täuschen, der auf den Grund geschaut hatte.

In aller Stille, wie ein Schwamm die Flüssigkeit, saugte

sie in einem Hause die Notizen ein, und es bedurfte im nächsten eines geringen Druckes, um den Strom der Neuigkeiten in Fluß zu bringen. Verschwiegen war sie nur über die Geheimnisse ihres Berufs: wo sie die Kleider besonders auspolstern und wattiren mußte, um einem mangelhaften Wuchs, einer schiefen Seite nachzuhelfen, das konnte keine Seele von ihr erfahren, das waren Amtsgeheimnisse; aber über das, was sie selbst bemerkte, hatte sie keine Pflicht der Bewahrung.

Um die Resultate ihrer Beobachtung zu erfahren, durfte man nur mit dem Gegentheil von dem anfangen, was man zu hören wünschte; „da führt der Commerzienrath Riegel wieder seine Frau am Arm, was das ein galanter Ehmann ist! so sind nicht mehr alle nach zwanzigjährigem Ehstand!" „Just 's konträre, Frau Oberamtsrichter, wenn Sie wüßten, was der für Spektakel verführt und der Frau den Kreuzer schwer macht, da haben Sie nicht Ursach, einen Vergleich zu machen; wenn er ihr einen Kronenthaler gibt in die Haushaltung, so soll sie elf Gulden für Rechnungen davon bezahlen, und wenn ich da arbeite, so muß ich in's Hinterstübchen sitzen und die Frau bringt mir das Essen ganz heimlich, als ob ich ein Verbrechen beginge; ja wohl da, ‚das Amarmführen kostet nichts'! Da wär' mir der Herr Oberamtsrichter am kleinen Finger lieber." „Nein, wie hübsch die Emilie Felter gestern Abend war in dem neuen Barége, die müssen reicher sein, als man weiß! Sie hat immer das Neueste," bemerkte eine junge Dame. „Im Gegentheil, Fräulein Fanny, so ist's keine Kunst; fragen Sie einmal, was sie daheim im Kasten hängen hat? Ein Kleidchen am Leib und eins in der Garderobe (so nennen sie ihren Kleiderkasten, an dem sie zu drei haben), das andere kommt an die

Vorkäuferin, — nicht ein einziges solides Kleid mit neuem Futter, wie Sie haben; zu der Emilie Winterkleid mußte ich das Futter aus ihres Vaters Schlafrock nehmen, der ist dann doch noch warm genug, weil er siebenzig Flecke hat, und ein Hauskleid hat sie ohne Aermel, weil sie eine Jacke dazu trägt aus ihres Vaters Frackschwänzen; nein, mit dem Reichthum ist's da nicht gefährlich; das Kapital, was die haben, will ich noch nach dem Nachtessen auf dem Butterbrod essen."

„Hat Fräulein Klein bald Hochzeit?" fragte eine besorgte Mutter in einem andern Hause. „Glaub's nicht, im Gegentheil," sagte Schmekenbächerin, bedeutsam den Kopf schüttelnd, „'s scheint mir, der Bräutigam wolle rückwärts; kein Wunder, wenn er das hungrige Leben im Haus mit ansieht! Stellen Sie sich vor, Frau Assessor, wie ich kürzlich dort war, hatten sie Kohl gekocht und nichts als die hellen lieben Kartoffel dazu; kommt noch um Mittag der Bräutigam! je, was ist zu thun? ‚Katharine, hol' Sie noch zwei Bratwürste!' Am Tisch will Sophie, die Kleine, die Würste zerschneiden, ‚schneid nicht so viel zusammen, es ist nachher so unnützlich,' flüsterte ihr Julie, die Braut, zu; schneiden sie wahrhaftig die eine Wurst in Rädlein und lassen die andre ganz! sollte wohl noch ein Nachtessen für den Bräutigam geben. Der guckt die Sache etwas wunderbarlich an und nimmt sich Ein Rädlein; ich aber, nicht faul, nahm die ganze Wurst; nein, die Augen hätten Sie sehen sollen! Den Bräutigam lächerte es ganz, der hat sein Theil gedacht! mich wundert's nicht, wenn er nicht mehr will, eine Frau aus so einem geizigen Haus! wenn ich da an Ihre anständigen Braten denke, Frau Assessor, ich glaube, wenn die Kleinin ihre Leute nur an so einem riechen ließe, sie kochte acht Tage

lang kein Fleisch mehr; im Gegentheil!" Und die geschmeichelten Frauen hörten wohlgefällig auf solche Mittheilungen, nicht bedenkend, daß sie jetzt die Schleuse für's nächste Haus füllten und daß die Schmekenbächerin vielleicht morgen bei Fräulein Klein sagte: „kein Wunder, daß Assessors Töchter keinen Mann bekommen, sie lernen nicht sparen! Die Frau braucht dritthalb Pfund Butter die Woche, da bleibt nichts mehr übrig." Da Frau Schmekenbächerin wohl wußte, daß sie bei den Herrn des Hauses höchstens ein geduldetes Subjekt sei, so zog sie Wittwenhäuser als Kundschaft vor, vorausgesetzt, daß es nicht allzuschmal darin hergehe; die Frau Regierungsräthin, bei der sie seit langen Jahren ganz einheimisch war, war aber gewiß, daß sie zu ihr jedesmal kam, auch wenn sie sonst mit Bestellungen überhäuft war. Elisabeth war allezeit ihr Liebling gewesen, „es war der Kleinen so gut Kleider machen, sie hatte ihr Lebtag so einen geschickten Wuchs gehabt!" Sie mußte ihr bewundernd nachsehen, wo sie ging und stand, „nein, wie dem Kinde alles paßt, der schottische Leib wieder wie angegossen auf's erste Probiren!" Sie witterte sogleich die Aenderungen, die sich die Pariser Kammerjungfer mit Elisabeths Garderobe erlaubt, da sie aber selbst manches daran absehen konnte, ließ sie es in Gnaden passiren, und that ihr Bestes, dem luxuriösen Geschmack der Kleinen noch mehr Vorschub zu thun. Es konnte gar nichts zu schön sein für ihre Elisabeth, und sie wußte eine Menge Exempel von Eltern, die es viel weniger aufwenden können, und die doch viel mehr an Töchter wenden, bei denen es nicht halb so der Mühe werth sei. Sie verstand schon die Richtung des Windes; wäre die Mutter entschieden für größere Einfachheit gewesen, so hätte sie bemerkt: „Da haben wieder Sie recht, Frau Regierungsrath,

unsre Elisabeth ist in allem schön, das Einfache ist wieder das Nobelste, die Moriz'schen drüben sehen in all dem Staat nicht halb so vornehm aus, wie unsre Elisabeth, im Gegentheil." So wurde denn Elisabeth wie eine junge Fürstin geputzt, und um ihre Nachgiebigkeit zu entschuldigen, ließ die Mutter gegen Schmekenbächerin einige Andeutungen über die wahrscheinliche Zukunft ihres Töchterleins fallen, die nicht verloren waren, und bald flüsterte man sich zu, die junge Gruber sei heimlich verlobt mit einem Millionär aus England oder sonst wo.

Ob es diese Neuigkeit allein war, die den Leuten erst recht die Augen öffnete über Elisabeths Schönheit, oder ob neue Bekannte von Baden her auf sie aufmerksam gemacht hatten, genug, sie kam diesen Winter förmlich in die Mode; ihre Schönheit, ihre liebliche Singstimme, die kindliche unbefangene Fröhlichkeit ihres Benehmens machten sie in viel weitern Kreisen als im vergangenen Winter gesucht und bewundert. Die Regierungsräthin bekam neue Bekannte, sie wußte kaum wie, und ihr Spiegel steckte stets voll Einladungskarten.

So wurde denn die Gefahr des Verwöhnens daheim noch größer und anhaltender für die Kleine, die Mutter selbst wurde besorgt bei dem andauernden Taumel von Festen und Genüssen, zunächst freilich nur für Elisabeths Gesundheit, obgleich diese frisch und elastisch, wie immer, durch all diese Herrlichkeiten ging, beglückt von den gelungenen, und belustigt von den mißlungenen Parthieen. Ihrer eignen Schwäche sich bewußt, getröstete sich die Mutter auf einen lang versprochenen Besuch Mariens, der dem Strudel ein wenig Einhalt thun würde. Auch Elisabeth freute sich kindlich darauf, wenn auch nicht mehr so, wie sie sich vor einem halben Jahr

gefreut hätte. Die Mutter glaubte, es schicke sich, für die Frau Tochter die Gaststube zu räumen, die gewöhnlich zum Abstellquartier für allerlei heimathlose Effekten diente, ja, sie legte sogar die gestickten Ueberzüge bereit; Elisabeth aber bestand darauf, daß man Mariens Bett wieder in dem alten Mädchenstübchen aufmache, das die Schwestern so lange getheilt. Der Streit erledigte sich von selbst, Marie schrieb, daß sie unwohl sei und sich nicht getraue, zu reisen, schrieb überhaupt sehr wehmüthig, — sie wisse nicht, ob sie Mutter und Schwester nur wieder sehen würde, — es war ein Ton, dessen man gar nicht an ihr gewöhnt war, und der Elisabeth aufs Höchste beunruhigte.

Die Mutter lächelte dazu und machte allerlei Einkäufe in weißer Waare, die sie zu verschiedenen kleinen Gegenständen zuschnitt, auch fieng sie an, feine Jäckchen und Häubchen zu stricken, und hörte gern, wenn man sie im Kränzchen darum berief und sagte: „ja, ja, das ist eine gute Stiefmama; wird freilich angelegt sein bei der Frau Dekanin, die nicht viel übrige Zeit hat.“ Für Elisabeth war dieser neue Zweig der Thätigkeit eine höchst wohlthätige Ableitung von den endlosen Sorgen für ihr Vergnügen und ihre Toilette, Trägheit war nie ihr Fehler gewesen, aber es wurde ihr schwer, bei einer geordneten Arbeit fest zu bleiben. „Aber heut, Mama, muß der Kragen festonirt werden,“ konnte sie am Morgen sagen, dann setzte sie sich am Arbeitstischchen fest und stichelte so emsig und flink, wie Frau Schmekenbächerin. „Aber, Mama,“ fiel ihr plötzlich ein, „meine Blumen! es könnte sicherlich heut noch regnen, ich muß mein Myrthenbäumchen in die Sonne tragen!“ Nun, das geschah und sie setzte sich wieder. „Aber, Mama, was ich gestern für ein einziges Dessin von Julien mitgebracht habe! Das müßte

die netteste Morgenhaube für Dich geben, ich muß es nur geschwind durchzeichnen, Julie könnte es wieder verlangen;" nun gings an ein Suchen nach dem Dessin, das in höchstem Eifer durchgezeichnet wurde; der Kragen wurde wieder vorgenommen, aber da fiel ihr ein, daß der Kanarienvogel nothwendig frisches Vogelkraut haben sollte, — so gings mit Unterbrechungen fort und der Kragen, dessen Vollendung so große Eile hatte, war in drei Tagen fast noch auf demselben Standpunkt zu finden, — es waren so gar viel nothwendige Geschäfte dazwischen gekommen!

Wo sie aber eine Arbeit zu bestimmtem Zweck und Ziel vor sich sah, eine Arbeit, die sie Jemand zu liebe thun konnte, da wurde die fröhliche Ballkönigin zum emsigen Bienchen und die Liedchen, die sie bei der Arbeit sang, klangen noch so heiter und lieblich, als die Weisen, die sie zu ihren Ball- und Festvorbereitungen trillerte. Sie war glückselig mit dem Schatzkämmerlein, das sie nun in tiefem Geheimniß für ihre liebe Marie anlegte.

Auf Schloß Ellershausen, dem bescheidnen Erbgut des Barons, war der Winter dem kranken Gebieter viel stiller und langsamer hingeschlichen, als der fröhlichen Elisabeth in der Residenz. Mit seiner Mutter hatte er früher auch einigemal den Winter dort zugebracht, aber diesmal hatte er bald den Gedanken daran aufgegeben. Obwohl ein Mann von feiner Sitte und hoher Bildung, hatte er doch zu viel allein gelebt, um nicht etwas menschenscheu zu sein; die Geschäftigen wie die Fröhlichen brachten ihm seine gezwungene Thatlosigkeit immer schmerzlich zum Bewußtsein und seit der

Mutter Tod wurde seine Neigung zur Stille fast unbesiegbar.

Und doch fühlte er sich so allein, so unendlich allein, seit die Mutter nicht mehr war, deren starke Liebe vom Keime an mit dem Tod um sein Leben gerungen, und die nur für ihn allein gesorgt und gelebt hatte. Sein einziger Gang, wenn er das Haus verlassen konnte, war auf den Friedhof, wo seine Mutter ruhte, die alte Familiengruft war lange nicht mehr zugänglich gewesen; neben dem schön gearbeiteten Marmordenkmal der Mutter war ein Kindergrab mit einem kleinen steinernen Kreuz, vor dem er oft und lange in tiefem Sinnen stand, hier ruhte seine kleine Zwillingsschwester, die bald nach der Geburt gestorben war, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß das Grab, das die Hälfte seines Lebens aufgenommen, ein besonderes Recht auf ihn habe. Die Mutter hatte ihm so oft erzählt, welch zartes und schwächliches Kind er stets gewesen, wie von seiner Geburt an alle ihre Freunde jahrelang nicht geglaubt, daß das Kind den nächsten Tag überlebe, wie sie mit unerhörter Mühe und allerlei wunderbaren Versuchen doch sein Leben von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erhalten habe, daß ihm oft dünken wollte, dies Leben sei gewaltsam dem Tode abgerungen und er habe kein Recht zum Dasein. Er konnte sich keiner Zeit erinnern, wo er frisch und gesund, wie andere Kinder, sich seines Lebens hätte freuen können.

„Gustav, ich bitte Dich, nimm Dich in Acht!" war der Refrain aller Reden seiner Mutter, so lang er zurückdenken konnte. Selbst die glückliche rasche Entwicklung seines Geistes, sein rastloser Eifer für Studien, war ihr nur ein weiterer Gegenstand der Sorge, sie hätte, wie seine geistige Entfaltung, so auch gerne das Wachsthum seines Körpers

zurückgehalten, nur damit sich seine Kraft nicht daran erschöpfe.

Aerzte und Badekuren, Tannenwälder und Bergluft, wollten nicht hinreichen, dem geliebten Leben Kraft und Gesundheit, den bleichen Wangen Blüthe zu geben; jedem Aufschwung jugendlicher Lebenslust folgte eine um so größere Erschöpfung. „Danken Sie Gott, daß der Junge überhaupt noch lebt," war der leidige Trost des Arztes, „mir ist jedes Lebensjahr bei ihm ein Wunder," und die Mutter lernte endlich sich damit begnügen, das theuer erkaufte Leben, so wie es war, mit Dank hinzunehmen. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten war ein ziemlich kühles gewesen, er stand in friedlichem Kriegsdienst bei einem auswärtigen Fürsten und lebte viel an dem dortigen Hofe. Sein Tod brachte wenig Aenderung in ihre Lebensweise, nur daß sie jetzt ihre Kraft und Zeit noch viel ungetheilter ihrem Sohne widmen konnte.

Für den Sohn selbst war freilich die Leidensschule schwerer noch als für die Mutter. In dem schwachen Körper lebte ein starker Geist, eine feurige Seele, der die kraftlose Hülle oft zur schmerzlichen Pein, zum unerträglichen Hemmschuh wurde. Alles, was groß und schön war, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, begeisterte ihn, riß ihn zur Bewunderung und Nachahmung hin. Er wollte Alles werden: Seemann, Kriegsheld, Staatsmann, Künstler, Gelehrter, je nachdem eben ein Ideal vor seiner Seele stand; neben der reinen Liebe für das Edle und Hohe lebte ein glühender Ehrgeiz im Grund seiner Seele: ein Name, der noch Jahrhunderte überdaure! das war das Ziel seines sehnsüchtigen Verlangens. — Und nichts, nichts von alle dem; überall stand seine körperliche Schwäche als unübersteigbare Schranke vor jeder Laufbahn, die er stürmischen Muthes betreten wollte;

— kein Heroenbild der Vorzeit sollte er mehr anschauen, nur Tantalus und Prometheus schienen ihm Vorbilder seines Daseins, und Prometheus hatte doch etwas vollbracht! Ihm dünkte, er wolle sich gerne an den Felsen schmieden, gerne den Geier am Herzen nagen lassen, wenn er nur Eine Menschenseele mit unsterblichem Feuer belebt hätte. So war er ein reizbarer, verschloßner, unzufriedner Knabe, nur sein feiner und edler Sinn ließ ihn die hingebende Liebe seiner Mutter nicht mißbrauchen. Der warme Odem dieser selbstlosen Liebe bewahrte ihn vor Selbstsucht und Verbitterung. Nach vielen verunglückten Versuchen mit Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern gelang es dem jungen Theologen Gerhard am dauerndsten, die Liebe und das Vertrauen seines Zöglings zu gewinnen. Der Lehrer war dem Schüler wohl kaum gleich an geistiger Begabung, an feurigem Schwung der Phantasie, aber ein ruhiger steter Sinn, der es verstand, sich im Gegebnen wohnlich anzubauen, statt machtlos stets nach dem Geträumten zu streben, wirkte beruhigend auf den rastlosen Geist des jungen Gustav; er verstand es, ihn anzuregen für kleine Liebhabereien, harmlose Beschäftigungen, die wohlthuend den Geist losspannen und die Zeit kürzen, und die Mutter sah mit Entzücken, wie unter seiner Leitung mehr Heiterkeit und Leben bei ihrem Liebling einkehrte.

Die tiefste und höchste Lehre, die in der Schule des Leidens zu lernen ist, das Eine Wort, das dem Schmerz die Bitterkeit nimmt und dem Tode den Stachel, — das freilich kann der Lehrer mit dem besten Willen seinen Schüler nicht l e h r e n, eben weil es nicht nur ein W o r t ist, sondern eine Lebenskraft, die kein Mensch dem Menschen verleihen kann.

Gerhard wünschte aufrichtig und mit vollem Herzen, seinem Zögling mit dem Glauben an eine allweise gütige

Vorsehung Ergebung in sein Geschick beizubringen. Aber es ist schwer für den Glücklichen und Gesunden, dem Kranken und Unglücklichen von Geduld und Ergebung zu predigen. „Du hast gut reden,“ ist die leise, bittre Gegenrede des Leidenden, und selbst die seligsten Trostworte der Schrift aus Menschenmunde sind kranken Herzen oft nur wie flüchtiges Begießen der ausgebrannten Au, — vom Himmel allein muß der Segensstrom quellen, der den harten Grund erweicht und die welke Pflanze belebt und aufrichtet, sei es nun im milden, leisen Regen, oder in mächtigem Gewitterschauer. Nur Einer ist, der alles Leid empfunden und aus dessen tiefster Tiefe den unsterblichen Lebensquell gegraben hat der Heilung gibt für jede müde Seele; und wenn er seinen Weg unmittelbar zu einem Herzen findet, so ist es gewiß zumeist in der Nacht des Leidens. „Der Herr will im Dunkeln wohnen, Sein Pfad geht in tiefen Wassern.“

In den langen, langen, schlaflosen Nächten, in denen er nur das Pochen seines kranken Herzens hörte, ging auch für Gustav endlich die rechte Lösung für sein dunkles Geschick auf, und er fand es nicht mehr zu schwer, mit Geduld durch den Kampf zu laufen, der ihm verordnet war.

Seine ganze Umgebung, die Mutter zumeist, fühlte sich innig wohlthätig berührt von dem neuen Leben, von dem innern Friedenshauch, der sich ohne Worte in seinem Benehmen kund gab; sie schob alles auf Rechnung des guten Herrn Gerhard, der selbst erstaunt war über die Wirkungen des Religionsunterrichts, den er, fast mit einiger Schüchternheit, dem geistvollen, tiefdenkenden Knaben ertheilt hatte. Er hatte, besser als er wußte, seine Pflicht erfüllt, indem er ihn ohne viel eigne Zusätze in die Schrift einführte; lautet doch die tröstliche Weisung des Herrn an Petrus

nur: ‚weide meine Lämmer‘, und nicht: ‚speise Du sie selbst!‘

Die erste selige Freudigkeit, mit der der Pilger von der Höhe das ferne Ziel erblickt, bleibt freilich nicht immer dieselbe, wenn es gilt, den Weg Schritt um Schritt zum Ziele zu gehen. Und auch dem Baron dünkte doch oft noch sein Pfad viel schwerer und mühsamer, als zu ertragen sei. Das hatte er nie so empfunden wie in diesem Winter, dem ersten, den er seit der Mutter Tod auf dem einsamen Gut zubrachte; er liebte die Stille, aber es kann doch auch zu still sein, wenn so ein Tag um den andern heraufsteigt und keiner ein anderes Gesicht trägt als der vorige.

Als die Mutter noch gelebt, da hatte er noch einen Lebenszweck außer sich gehabt, ein Wesen, an das er denken, für das er sorgen, das er lieben und erfreuen konnte, erfreuen selbst in der Mühe und Sorge, die sie durch ihn hatte. Er konnte wenig thun für die Mutter, aber er dachte für sie. Er suchte beim Lesen alles zu bezeichnen, was für ihre gemeinsame Abendlektüre taugte, er übersetzte aus fremden Sprachen, was sie ansprechen könnte; er hatte sich erfreut an ihrer Freude, wenn ihm ein neues Gericht zusagte, und wenn er sich auf ihren Wunsch nach Tisch auf den Sopha legte, hatte er in unschuldiger Heuchelei sich tief schlafend gestellt, nur um sie zu beglücken durch seinen ruhigen Schlummer. Er hatte unermüdet den alten Hofgeschichten aus der glänzenden Zeit ihrer Jugend gelauscht und sich immer wieder die Reliquien jener vergangenen Herrlichkeit zeigen lassen und sie bewundert, und sich im Stillen an der adeligen Grazie ergötzt, mit der Mama die Frau Pfarrerin protegirte, die sich ihrerseits durchaus nicht protegiren lassen wollte.

Ihre Liebe und ihre beständige Sorge für ihn hatte freilich oft etwas Bedrückendes, Einengendes gehabt, ein beständiges Hofmeistern und Hüten, er blieb ihr fortwährend das Kind ihrer Pflege; aber es war doch Liebe gewesen, und nun war das alles vorüber. Sein Bedienter und die Köchin, aus denen derzeit seine Dienerschaft bestand, wären für ihren jungen Herrn durch's Feuer gegangen; Madline, die Köchin, setzte ihre Ehre darein, ihn, wie sie der seligen Mama versprochen, so gut zu versorgen als diese selbst; so ging ihm an Pflege und Aufmerksamkeit nicht viel ab. Aber all sein Leben und Lesen und Studiren kam ihm so zwecklos vor! er fürchtete sich fast vor dem Ton des Pianos, wenn er einmal wieder spielen wollte, seinen Zeichenapparat mochte er nicht ansehen. Er ging an sonnigen Tagen im Garten auf und ab, an trüben im großen Salon; er schrieb Briefe, aber seine wenigen Korrespondenten hatten alle einen Beruf und waren nicht rasch im Antworten; er war glücklich, wenn er über einer Lektüre einmal den Schlag einer Viertelstunde überhört hatte — sie schlichen so langsam.

Der einzige Wechsel seines Daseins, und auch dieser war wechsellos, war ein Besuch des Pfarrers, der allabendlich zu einer Schachparthie kam. Schach war des Pfarrers Liebhaberei, besonders weil dies Spiel das Schweigen so sehr begünstigt, denn im Schweigen hatte er's zu einer wahren Virtuosität gebracht. Er reichte mit einem Satz für die ganze Abendkonversation aus. Wenn er vor dem Beginn des Spiels anhub: „A—h—ber, Herr Baron," so schloß er vielleicht, wenn es nach zwei Stunden beendigt wurde: „wir haben heuer einen merkwürdig gelinden Winter," und bemerkte nachher daheim gegen seine Frau: „man unterhält sich immer gut mit dem Baron." Der Baron ver-

suchte, sich um die Angelegenheiten der Dorfbewohner, — seine Unterthanen waren sie nicht, — zu bekümmern, sie theilnehmend anzuhören, ihnen aufzuhelfen, fast mehr als in seinen Mitteln lag; hatte er aber einmal Einem geholfen, so kam gewiß am nächsten Tag ein Anderer: „Aber, Herr Baron, Sie dauern mich, daß Sie sich von dem Kerle anführen lassen, da ist keine Hoffnung und kein Schmalz (Hopfen und Malz verloren), da wär's bei mir zum Beispiel besser angelegt, so ein redlicher Mann, wie ich bin, und mein Weib so sparsam, daß sie ihrer eignen Mutter den Bissen nicht gönnt!" Er wurde in Wahrheit von redlichen Leuten aller Art mißbraucht, belogen und betrogen; und durch seine körperliche Schwäche verhindert, in eigner Anschauung ihre Verhältnisse und ihr Treiben näher kennen zu lernen, wandte er sich fast mit Widerwillen von dem Volk ab; er that ihnen noch Gutes aus bloßem Pflichtgefühl, ohne rechte Liebe und Freude.

Alle Tage ging er nach Tisch in das Zimmer seiner Mutter, das unverändert bleiben mußte, er legte sich auf ihr Sopha und versuchte zu schlafen, nur um einen Augenblick träumen zu können, daß noch ein paar liebevolle Augen seinen Schlummer bewachen. Und doch sah er so oft im Wachen und Träumen ein andres Bild, als das ehrwürdige Gesicht seiner Mutter, ein Bild, das er nie in diesen Räumen gesehen hatte, jung, blühend und strahlend vor Lebensfreude, und ob er sich tausendmal sagte: es ist Wahnsinn, wolltest du die frische Blüthe an dein welkes Leben binden? tausendmal mußte er wieder denken: es wäre doch schön! und ich wollte sie lieben und im Herzen tragen mit einer unendlichen Liebe, die ihr Alles, Alles ersetzen sollte! Und er träumte sich die liebliche Gestalt an seine Seite; wo er ging und

stand, ihre leuchtenden Augen auf sein Buch geheftet, ihre süße Stimme am Klavier, ihren leichten elastischen Schritt im Garten, — bis er zuletzt wehmüthig den Kopf schüttelte und sagte: ‚es wird ja doch in Ewigkeit nichts.‘

Er wollte sich nicht verzehren in fruchtlosem Sehnen und müßigem Klagen, er kämpfte ritterlich, den Frieden wieder zu finden, der vorher sein innres Leben so hell gemacht, aber es ging schwer, — wieder und wieder kam ihm die tiefe Sehnsucht, einschlafen zu dürfen, um nimmer zu erwachen, und fast mit Bedauern fühlte er sich mit dem Beginn des Frühlings etwas kräftiger als im vorigen Jahr. Einmal, nur ein einzigmal wünschte er Elisabeth noch zu sehen, um, wenn auch ohne Worte, doch in seiner Seele noch Abschied zu nehmen von dem einzigen Traum von Erdenglück, den er je gehegt. Wie er dies möglich machen sollte, wußte er freilich nicht recht. Da kam im Mai, im wunderschönen Monat Mai, ein Brief seines alten Freundes, des Dekans, mit der Kunde, daß ihm ein Söhnlein geboren sei, das achte Kind, aber mit demselben Jubel aufgenommen, als ob es das Erste wäre, — und eine Einladung zur Gevatterschaft. Da mußte auch Elisabeth kommen, hoffte er, und seine Hand zitterte wie die eines Mädchens beim ersten Liebesbrief, als er mit geflügelten Worten seine bereitwillige Annahme der Einladung schrieb. Er fügte die dringende Bitte bei, ihm für einige Wochen eine Wohnung in der Stadt zu miethen, damit er im Hause nicht Mühe und Störung mache, was selbst Frau Marie, deren großer Liebling der Baron war, bereitwillig und dankbar einging.

Das Dekanathaus füllte sich mit Gästen. Elisabeth hatte fast nicht erwarten können, bis sie das Kind ihrer Marie sehen durfte; sie saß lachend und weinend an der Wiege und studirte in dem geweihten Halbdunkel des Wochenzimmers die Züge des schlummernden Kindleins; dann reichte sie wieder Marien leise die Hand, vor der sie eine eigenthümliche Ehrfurcht empfand, so daß sie gar nicht dazu kommen konnte, mit ihr von dem zu reden, was sie im Augenblick so gewaltig bewegte. Sie hätte sich gerne nützlich gemacht, konnte aber neben der ingrimmigen Thätigkeit der Wartefrau nicht beikommen und hatte auch etwas besonders Träumerisches und Gedankenabwesendes, das sogar Marien auffiel. Die Mama begnügte sich mit vielen weisen Rathschlägen; auch sie hatte große Freude an dem Kindlein und hörte sich gern Großmama nennen, wobei sie beiläufig in den Spiegel schaute und fand, daß sie für diesen ehrwürdigen Titel noch merkwürdig jung aussehe. Ein Glück war's, daß die Kinder des Dekans herzgute Geschöpfe waren und selbst die größte Freude an dem Brüderlein hatten, sonst hätten sie billig eifersüchtig werden können, da der Papa sich in Wahrheit geberdete, als ob dies das erste Kindlein sei, das er erlebe, und noch dazu von einer ganz besonders ausgezeichneten Species. Aber sie wußten nichts von Neid, und als die Mutter sie zum erstenmal um die Wiege versammelte und ihnen das Kindlein zeigte und sie dabei mit ihrer schwachen Stimme liebevoll fragte: das ist nun euer Brüderlein, das euch der liebe Gott geschickt, wollt ihr es recht lieb haben? Da fanden sie fast verwunderlich, wie man das nur noch fragen könne. Ernst, der Seminarist, der besonders innig an der Mutter hing, der hätte sein Herzblut für das Kind gegeben; sie hatte es selbst auf seine Arme

gelegt und ihm gesagt: „ich weiß nicht, lieber Ernst, wie lange dein Vater und ich bei dem Kinde sein dürfen; ich lege es dir an's Herz, ich glaube, du wirst einst sein treuster Freund, sein Schutz und Leiter sein.“ Seitdem war ihm das kleine Wesen lieb und heilig als ein anvertrautes Kleinod, und in tiefster Seele that er ein stilles, ernstes Gelübde, des Vertrauens der Mutter werth zu werden.

Minchen, die die Mutter zuvor noch möglichst in die Geheimnisse der Haushaltung eingeweiht hatte, waltete im glücklichen Gefühl ihrer Wichtigkeit allzeit mit dem Schlüsselbund klirrend, in Küche und Keller, und es war merkwürdig, wie sie manches, was die Mutter mit vielfachem Predigen nie hatte von ihr erreichen können, nun auf's Beste vollbrachte im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit.

Am Tage vor der Taufe trafen von verschiedenen Seiten Vetter Gérard und der Baron ein. Ersterer hatte sich im Gasthof einquartirt, dem Baron hatte man ein paar hübsche Zimmer in einem freistehenden Hause der Nachbarschaft gemiethet; die Wöchnerin war so wohl auf, daß sie Beide auf dem Sopha empfangen konnte. Der Baron sah zum erstenmal ein kleines Kind in der Nähe, und das kleine Wesen mit den winzigen Fingerchen erschien ihm fast so wunderbar, als es den Kindern vorgekommen war; Vetter Gérard fand es nicht so erstaunlich, er sah nur flüchtig darüber hin und sagte: „ja, ja, es kann wahrscheinlich noch einmal ein ganz netter Junge werden, kanns schon sehen? die Dinger kommen, glaub' ich, blind auf die Welt? und garstig sind sie so zum Anfang, das müssen wir gestehen.“ Er bemerkte die Indignation der Mutter gar nicht, da eben Elisabeth eintrat; so tief sich auch der Baron in dem Augenblick auf das Kindlein neigte, um das mädchenhafte Erröthen zu ver-

bergen, das seine bleichen Wangen überzog, es entging ihm doch nicht die ganz besondere Befangenheit, mit der Elisabeth den Kaufmann begrüßte, der seinerseits auch nicht mit der fließenden Sicherheit sprach, die ihm sonst eigen war. Er vergaß darüber ganz, sie zu grüßen, und schrak fast zusammen, als sie selbst ihn freundlich anredete: „guten Abend, Herr Baron, wie geht es Ihnen?“ So wohl ihm diese Freundlichkeit that, so durchzuckte ihn doch wieder schmerzlich der Gedanke: „nur einen ganz ungefährlichen Mann grüßt ein Mädchen zuerst,“ und Elisabeth betrübte sich fast über seinen kurzen Gruß. — Der Baron bemerkte, daß sie ein Beisammensein mit dem Kaufmann zu vermeiden schien, „auch das ist ein Zeichen eines befangenen Herzens!“ seufzte er bei sich, „sie ist gar nicht mehr dieselbe, all' ihre unbefangene Fröhlichkeit ist weg! In Gottes Namen! aber ich hätte sie lieber einem Andern gegönnt.“

O, er hatte freilich recht gesehen, das leichte Herzchen der fröhlichen Elisabeth war ein recht schweres, trug sie sich doch mit dem gewichtigsten Entschluß, den ein junges Mädchen fassen kann. Vor wenigen Wochen hatte Vetter Gérard bei der Mutter und ihr förmlich um ihre Hand geworben.

Der Mutter war diese Werbung nicht unerwartet und nicht unerwünscht gekommen. Freilich hätte sie gern die Trennung von ihrem einzigen Liebling länger verschoben, aber es war denn doch auch hübsch, in diesen bedrängten Zeiten eine Tochter so jung und so brillant versorgt zu wissen. Daß Elisabeth der Antrag willkommen sein werde, bezweifelte sie keinen Augenblick; sie legte mit recht vielsagendem Lächeln den bedeutsamen Brief in ihre Hand und war hoch erstaunt, als das Kind todtbleich wurde und die

Hände zusammenlegte mit dem Ausruf: „ach um Gotteswillen!“ „Nun, nun,“ sagte die Mutter beruhigend, „stell dich nicht so närrisch, Kleine, das ist noch lang nicht das Schlimmste, das einem begegnen kann, wenn ein Mann von einer halben Million um einen wirbt, es kann dir unmöglich so ganz unvermuthet kommen, hast du in der That nie gemerkt, daß du ihm gefällst?“

„Ach das natürlich!“ entgegnete Elisabeth unschuldig, „aber weiter habe ich eigentlich nie gedacht, es kommt mir so plötzlich.“ „Nun, so nimm dir Zeit, dich an den Gedanken zu gewöhnen,“ tröstete die Mutter, „es muß ja nicht im Augenblick sein, ich schreibe indeß dem Gérard; oder soll ich Nein schreiben, ganz entschieden?“ „Ach nein, das doch nicht!“ sagte Elisabeth wieder ängstlich, „aber warum kommt er denn gerade an mich? ich dachte, er werde drinnen eine Reiche wählen.“ „Drum bist du ein Sommerkind,“ sagte liebkosend die Mutter und küßte die schöne Stirne der Tochter; „ich sagte dir's ja, es gibt Lieblinge der Natur, die's auf ihr eigen Köpfchen hinaustreiben.“ „Aber ich weiß nicht, ob das mein eigen Köpfchen ist!“ sagte Elisabeth weinerlich. „Nun so besinn dich noch darüber und gib dich indessen ganz zur Ruh.“

Aber Elisabeth konnte sich nicht zur Ruhe geben; die Frage: „soll ich, oder soll ich nicht?“ „will ich, oder will ich nicht?“ ging mit ihr zu Bette und stand mit ihr auf und lag wie ein Schatten auf allem, was sie sonst erfreut hatte. Der Mutter war sie unbegreiflich, und zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie ernstlich böse über ihren Liebling. „So ein unnöthiger Jammer!“ meinte sie, wenn sie die schweren Seufzer Elisabeths hörte. „Du weißt ja, daß ich dich nicht zwinge, schreibe ihm ab, wenn du einen

Widerwillen gegen ihn hast.“ „Das nicht, gewiß nicht, liebe Mutter, er hat mir immer gefallen, wir waren ja in Baden oft so vergnügt zusammen.“ „Nun gut, so sagst du ihm zu, so weiß er, woran er ist und du auch.“ „Nein, o nein, ich bitte dich! wenn er nun käme und ich müßte gleich seine Braut sein! Gewiß, Mütterchen, das kann ich noch nicht.“ „Nun, so nimm dir Zeit, aber nicht zu lange, das bist du ihm schuldig; ich fürchte auch, die Sache kommt in der Leute Mund, es scheint mir, die Schmekenbächerin hat etwas gemerkt, und was die weiß, das weiß die Stadt.“ Wie nun die Schmekenbächerin etwas davon sollte erfahren haben, konnte Elisabeth nicht ergründen, besann sich aber auch nicht darüber, sie hatte sich genug zu besinnen über ihr eigenes Herz und kam zu keinem Schluß. Die Mutter hatte Herrn Gérard geschrieben, daß Elisabeth noch so jung und nicht vorbereitet auf einen so entscheidenden Entschluß sei, und darum um Bedenkzeit bitte. Da schon das Tauffest bei Dekans in Aussicht stand, so hoffte sie, er werde bei dieser Gelegenheit am leichtesten die Antwort persönlich holen. Dessen getröstete sich auch der Vetter, obschon ihm dieser Aufschub höchst unerwartet und unbequem kam, da er sich die Ueberraschung und Freude der Kleinen über ein solches Glück gar nicht groß genug hatte denken können. Doch schickte er sich darein: ‚ein bischen Sprödethun muß man ihr immerhin zu Gute halten, es ist ja ein für allemal, ich finde es fast pikanter, als wenn es so ganz von selbst gegangen wäre.‘ Inzwischen holte er sich die Waffen, mit denen er das junge Herz vollends zu erstürmen gedachte, bei Goldschmied und Juwelier, und wartete beruhigt der entscheidenden Stunde.

Die Schmekenbächerin, die den Gevatterstaat fertigen

mußte: neue Fransen an das Penseekleid der Mama und ein schwarzes Satinkleid für Elisabeth, begriff nicht, warum das Fräulein diesmal so gar schweigsam und so gleichgültig über Schnitt und Garnitur des neuen Kleides war. „Na, wollen sehen, ob Sie besser aufwachen, wenn ich Ihnen einmal das Hochzeitkleid mache! weißen Atlaß und Seidentüll darüber, garnirt mit ächten Blonden; habs zwar verschworen, keinen Seidentüll mehr zu verarbeiten, es ist ein infamigtes Nähen, weil man immer nichts in der Hand hat, Ihnen zu lieb thät' ich's aber doch, weil's so einzig steht; Sie müßten die allerschönste Braut sein, wie ein eingeborner Engel." Selbst diese Aussicht erheiterte Elisabeth nicht ganz und doch knüpften sich an die Schilderung der Brauttoilette allerlei Bilder einer glänzenden Zukunft, voll von Festen und Genüssen, wo sie, wie eine Feenkönigin, mit vollen Händen Glück und Freude ausspenden könne; und wenn sie bei einem Ausgang an prachtvollen Kaufmannsgewölben vorüber kam, konnte sie sich mit gewissem Behagen eine Zeit ausdenken, wo nichts von diesen Herrlichkeiten mehr zu kostbar für sie sein würde, und doch fand sie nicht den Muth, das Wörtchen auszusprechen, das der Schlüssel zu dem goldnen Schatz war.

So standen die Sachen, als die kontrahirenden Mächte bei Dekans zusammentrafen, und je näher die Entscheidung rückte, desto banger wurde Elisabeth davor; sie wurde mit einemmal ungeheuer geschäftig und machte sich überall zu thun, wo der Vetter nicht war, nur um einer Erklärung auszuweichen. Der Vetter war sehr unzufrieden darüber, es wollte ihm mit dem Warten zu lange werden, ‚aber

wunderschön ist sie,‘ dachte er wieder, ‚Madam Buisson hat recht, Schönheit imponirt viel mehr als Reichthum, sie muß sich einzig ausnehmen, wenn sie vollends ins rechte Licht gesetzt wird; nein, die werden Augen machen!‘ Und in dieser Hoffnung resignirte er sich, zu warten, bis die Taufgeschichte vorüber sei.

In der Frühe des Tauftages ging Elisabeth in den Garten, um Blumen zum Schmuck der Tafel zu holen; der Vetter war noch nicht erschienen, aber als sie in so tiefen Gedanken, wie sie sie sonst wohl selten gekannt, an der Terrasse vor dem Gartenhaus vorüberging, hörte sie die bekannte, tiefe, wohlklingende Stimme des Barons: „Guten Morgen, Fräulein, sind Sie so eilig?“ „Das nicht,“ entgegnete sie, etwas verlegen über das unerwartete Begegnen, „ich gehöre eigentlich heute zu den entbehrlichen Personen, es sind so viel geschäftige Leute oben!“ „Nun, so könnten Sie wohl eine Weile Ihre alte Mission erfüllen und einem Kranken Gesellschaft leisten.“ Elisabeth setzte sich auf ihr altes Plätzchen, ihm gegenüber auf der Terrasse. Ihre Nähe that ihm so wohl, er hatte nicht vergebens mit sich gerungen, bald hoffte er im Stande zu sein, sie klaglos scheiden zu sehen ins frische, frohe, regsame Leben, dem sie angehörte, und er dachte, sich zuvor noch ohne Gefahr dem süßen Zauber ihres Umgangs hingeben zu können. „Wie haben Sie den Winter verlebt, Herr Baron?“ brach Elisabeth das Schweigen, das sie etwas bedrückte. „Allein, ganz allein,“ sagte er mit tief wehmüthigem Ton, „und Sie, liebes Fräulein?“ fuhr er heiterer fort, sich ermannend, „in Glanz und Freude und Herrlichkeit unter Musik und Tanz, denke ich?“ „Ach ja,“ sagte Elisabeth mit halbem Schuldbewußtsein, „es ist wahr, ich bin vor lauter Vergnü-

gen gar nicht zu mir selbst gekommen. Es war freilich recht schön," setzte sie hinzu und ihre Augen leuchteten mit fröhlicher Erinnerung; „aber nicht wahr?" und sie blickte schüchtern in die dunkeln tiefen Augen, die auf ihr ruhten, „Sie halten das doch nicht für Recht?" „Sie würden mich für den Fuchs mit den sauren Trauben halten, wenn ich die Freuden der Welt verdammen wollte," sagte er lächelnd. „O nein," sagte Elisabeth sehr ernst, „gewiß nicht, ich weiß daß Sie über allen Neid erhaben sind, und ich glaube an Ihre Worte; sehen Sie," fuhr sie mit kindlichem Vertrauen fort, „ich weiß wohl, daß ich ein verwöhntes Kind bin, die Mutter ist zu gut für mich, und . . . und . . . ich weiß nicht, ob ich nicht für mein Leben lang allein meinen Weg zum Himmel suchen muß, da möchte ich gern einen treuen Freund, der mir sagte, was recht ist. Halten Sie die Freuden der Welt, den Tanz zum Beispiel, für Sünde?" Ihre Augen waren feucht von tiefer Bewegung, wie sie ihn ernst, fast ängstlich fragend ansah. „Das ist wohl schwer zu entscheiden;" sagte der Baron ernst auf ihre ernste Frage, „zumal für mich; das Gebiet, das zwischen dem einfachen Recht und Unrecht liegt, ist wohl das schwierigste. Gewiß ließ Gott nicht so viel liebliche Wiesen, so viel schöne Blumen wachsen, wenn sein Wille wäre, daß wir absichtlich nur einen steinigen Pfad suchen sollten, und ich denke, die Blumen, die von selbst am Wege blühen, dürfen wir ohne Gefahr pflücken; wenn wir aber den Weg verlassen, und nach mehr, nach immer neuen Blumen suchen, so ist ist die Gefahr groß, daß wir die rechte Richtung ganz verlieren."

„Das eben ist auch schwer zu sagen, welche Blumen selbst am Wege wachsen! alle diese Freuden wurden mir eigentlich entgegengebracht," sagte Elisabeth, „und doch ist

mir, es könnte mir ein Hinderniß auf dem rechten Wege sein." „Kein Mensch kann für den andern den Himmel finden," sagte der Baron, „ich selbst muß erkennen lernen, was sich zwischen mein Herz und seinen Gott stellt, und das ist mir Sünde und wenn es noch so schuldlos wäre für die ganze Welt.

„Die fünf klugen Jungfrauen durften schlummern ohne Gefahr, denn ihre Lampen waren bereit; ob sie auch hätten tanzen können ohne ihr Oel zu verschütten," fügte er mit seinem ernsten Lächeln hinzu, „das kann ich nicht entscheiden, es ist eine Versuchung, in die ich nie gekommen bin." „Ach ja, Sie haben es gut!" rief Elisabeth in vollkommenem Ernst, erröthete aber im Augenblick tief über die unbedachte Aeußerung. „Sie haben Recht, ich habe es gut," sagte der Baron ruhig, „mein Beruf ist so einfach, ich habe nicht zu wählen, nur zu leiden und — zu entsagen. Das ist kein sanfter Weg, aber ein gerader. Möge Gott Sie, wenn es sein kann, auf weicheren Pfaden zum Ziele führen!" schloß er herzlich. „Elisabeth!" rief es oben, „Elisabeth, wo bleibst Du, es ist Zeit zum Ankleiden!" „Vielleicht sprechen wir uns noch einmal, ich danke Ihnen," sagte flüchtig Elisabeth in der halben Verlegenheit, die meist den Uebergang aus dem höhern Leben in's Alltägliche begleitet.

Der Baron sah ihr lange nach, und was durch seine Seele zog, das war nicht mehr die Klage um ein versagtes Gut, nur ein inniges Gebet für sie, die ihm nicht beschieden war.

An dem Tauffest des Dekans, der bei der Gemeinde sehr beliebt war, nahm das ganze Städtchen Antheil; sinnige

Jungfrauen hatten die Kirche und den Taufstein bekränzt und mit dem tonkundigen Schullehrer schöne Gesänge einstudirt, die Schuljugend sollte gleichfalls das Fest durch Gesang verherrlichen; die Bürgergarde bildete Spalier vom Dekanathaus bis zur Kirche, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß die vordern Glieder immer hinter den letzten durchsprangen und sich vorn wieder aufstellten. Die Oeffentlichkeit der Scene, der Kirchgang zu Fuß brachte Elisabeth, die bei solchen Gelegenheiten an die geschlossenen Wagen der Residenz gewöhnt war, in nicht kleine Verlegenheit, dem Volk aber war das Ergötzen an dem schönen Aufzug wohl zu gönnen.

Voraus der kleine Festkönig, unbewußt seiner Würde, friedlich schlummernd unter dem grünseidenen Tuch, auf den Armen der Schwester Pauline, umringt von den vier jüngsten Geschwistern, die alle strebten, wenigstens einen Zipfel des Tauftuchs zu erfassen; dann die stattliche Großmama in der Blondenhaube und dem penseeseidenen Kleid; Elisabeth, in aller Blüthe ihrer jungfräulichen Schönheit, noch schöner fast in dem schwarzen Kleid, mit dem frommen Ernst auf den lieblichen Zügen, als einst im weißen Kleide und Rosenkranz. Gérard, ihr Mitgevatter, hatte ihr ein prachtvolles Blumenbouquet in Gold und Perlen als Gevatterstrauß überreicht; der Baron hatte in feuchtem Moos die auserlesensten Blumen seines Gewächshauses von daheim mitgebracht; sie hatte die goldenen Blumen bei Seite gelegt und sich mit den duftenden geschmückt. „Wie ein Engel,“ flüsterten die staunenden Zuschauer des Zugs. Wie zu einem Engel blickte Ernst, der mit seiner Schwester Minchen in aller Würde der ersten Gevatterschaft hinter ihr schritt, auf ihre schöne Gestalt.

Ein ungleiches Paar folgte: der Baron und der Kaufmann. „Das ist ein schöner Herr," entschied die Volksstimme über den letztern, „so starklecht und sieht so gut aus und so gar schön angezogen. Sehet! die weiße Weste ist von Atlaß mit Silber gestickt!" Der Baron zog höchstens mitleidige Blicke auf sich und den Ausruf: „das ist ja ein wahres Stilet!" (Scelet). Der Papa in festlichem Amtsornat schloß den Zug, und Elisabeth athmete leicht auf, als sie, der öffentlichen Volksschau entrückt, in die Kirche eingetreten waren. Ihre Gedanken waren so sehr ernst diesen Morgen, die feierliche Luft der Kirche that ihr wohl, die Klänge der Orgel, der schöne Gesang, die heiligen Worte, mit denen das Kindlein geweiht wurde für das Leben, über das Leben hinaus, zu einem unvergänglichen Erbe, drangen in ihre innerste Seele. Alle Wahl und Qual, die sie in den letzten Wochen umgetrieben hatte, lösten sich in dem einen Gebet aus tiefstem Herzen: Herr, zeige Du mir den rechten Weg! Sie hielt das schlummernde Kindlein mit den weichen Zügen voll tiefen Friedens auf den Armen und ihre Seele vereinte sich mit den Worten des Liedes, das eben von der Orgel herab tönte:

Hirte, nimm dies Schäflein an,
Haupt, mach es zu Deinem Gliede,
Himmelsweg, zeig ihm die Bahn,
Friedefürst, sei Du sein Friede,
Weinstock, nimms zu deinen Reben
Laß es ewig an dir schweben.

Die Welt wog ihr so leicht in diesem Augenblick, es dünkte ihr nicht schwer, sie von sich zu werfen, und ihr graute fast, wieder zurückzukehren in ein Leben voll Lust und

Unruhe, von dem sie doch leise fühlte, daß es ihr wieder lieb, ach nur zu lieb werden könnte.

Sie dachte an den Entschluß, der ihr bevorstand. In Gottes Namen! beschloß sie bei sich, wenn es der Mutter Wunsch ist, und ich den Gérard so glücklich mache, so will ich Ja sagen. Der neue Stand bringt ja auch viel ernste Pflichten mit sich, ich habe dann so viel Mittel zum Gutes thun und Gott wird mir helfen, auch durch die Welt den rechten Weg zu finden. Ihre Blicke fielen auf Gérard, der ihr gegenüber stand; ach, es lag so gar nichts in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen, das von einem Eindruck der heiligen Handlung zeugte, er sah nach ihr mit einer ungeduldigen Begehrlichkeit, die ihr bange machte, sie fühlte fast ein Grauen, wenn sie daran dachte, in diese Hand vor dem Altar die ihre zu legen. Sie sah nach dem Taufstein hinüber, wo eben der Baron das Kind über die Taufe hielt, welch tiefer, heiliger Ernst lag auf seinen Zügen, wie innig und liebevoll ruhte sein Blick auf dem Kindlein, als wollte er ihm mit dem Segen des Himmels auch alles Glück der Erde wünschen, das ihm selbst versagt war. Sie konnte Gérard nicht mehr ansehen und all der Muth und die Freudigkeit, das Ja zu sprechen, war ihr wieder entsunken; unschlüssiger als zuvor ging sie den Weg von der Kirche heimwärts und beneidete Alle, die sich nicht quälen durften mit solch einer Entscheidung. Daheim versammelten sich die Kinder mit dem Täufling um die Mutter, die mit Freudenthränen ihr Kindlein auf die Arme nahm; Vetter Gérard lehnte im gedeckten Festsaal am Fenster, gähnte und streckte sich und sagte: „ich habe gar nicht gewußt, daß die Geschichte so lang dauert; auf Ehre, es ist halb vier Uhr, Zeit, daß man sich zu Tische setzt.“ Die Tafel war auf's Schönste geschmückt, eine theil=

nehmende Freundin aus der Stadt hatte die Anordnung übernommen, damit die Familie sich ohne Sorgen der Festfreude widmen konnte. Der Baron saß Elisabeth gegenüber, neben sie setzte sich Gérard, dem es nun hohe Zeit schien, daß die Geschichte mit dem Besinnen zu Ende sei, wie mit der Taufceremonie; er wurde mit jedem Glas des edlen Taufweins zutraulicher, nannte die Regierungsräthin Frau Mama, als er mit ihr anstieß, und geberdete sich so siegessicher, daß dem Baron, der Elisabeths tiefes Erröthen mißverstand, denn doch das Herz zu schwer wurde; er zog sich geräuschlos zurück, was nicht auffiel, da er ja sehr selten in größerer Gesellschaft verweilte. Dem Papa, der sehr fröhlich angeregt war in dem Festgefühl, das auch einmal alle Alltagssorgen zurückdrängte, und ihn im Blick auf sein Kinderhäufchen diesmal nur Hoffnungen und Freuden sehen ließ, wäre es auch hübsch erschienen, das häusliche Fest mit einer Verlobung zu schließen; die Mutter hielt ohnehin Elisabeths Zögern nur für mädchenhafte Schüchternheit, und dachte, es wäre das Beste, sie ein wenig zu überrumpeln; immer behutsamere Reden und Blicke zielten auf die arme Elisabeth, die endlich einen geschickten Vorwand ergriff, in den Garten zu entschlüpfen, um nur noch einen Augenblick Ruhe und Zeit zu gewinnen; ihr war, als möchte sie lieber ans Ende der Welt entfliehen, nur um gewiß allein zu sein.

Aber auch im Garten war sie nicht allein; auf der Terrasse saß der Baron, den Alle in seiner Wohnung geglaubt hatten, und es machte sie etwas befangen, daß es nun fast den Anschein hatte, als sei sie ihm gefolgt. Sie wollte mit flüchtigem Gruß an ihm vorüber gehen, aber seiner freundlichen Bitte: „bleiben Sie nicht ein wenig hier?“ konnte sie doch nicht widerstehen.

„Ich möchte gern Abschied nehmen von Ihnen," fing er an, „ich werde morgen abreisen." „So früh schon?" fragte Elisabeth, „ich dachte, Sie nehmen wieder einen Sommeraufenthalt hier?" „Diesmal nicht, ich muß vielleicht ins Bad und will mich die übrige Zeit in meine Einsamkeit begraben. Da ich bald gehe, so nehmen Sie vielleicht meinen Glückwunsch nicht für voreilig an," setzte er hinzu sich gewaltsam zusammen nehmend; „Gott segne Sie, liebe Elisabeth, und geleite Sie, wohin Sie auch ihr Weg führt! Sie werden wenig Zeit mehr haben, an mich zu denken; aber es kommen doch vielleicht Augenblicke, in denen es Ihnen wohl thut, zu wissen, daß ein Wesen, dem Sie einmal Leben und Sonnenlicht waren, Ihrer denkt und für Sie betet, hier — oder dort." Er nahm in tiefer Bewegung Elisabeths Hand in die seine, sie sah ihn an mit nassen Augen, ihr Herz war zu voll zum Sprechen, kaum brachte sie die Worte hervor: „ich bin noch nicht Braut, ach, ich weiß ja gar nicht . . . "

„Wenn Ihr Herz gewählt hat, liebe Elisabeth," sagte der Baron, dessen mühsam errungene Kraft zu wanken begann, „so lassen Sie es sich durch keine Scrupel schwer machen, Sie können für jeden Kreis ein Segen werden — werden Sie glücklich — leben Sie wohl!" Er wollte sich erheben, Elisabeth aber bat ihn fast ängstlich, seine Hand haltend: „o, bleiben Sie noch, der treue Rath eines ruhigen Freundes ist mir so nöthig." „Ich bin kein ruhiger Freund!" rief der Baron aus, überwältigt von seinem lang verhaltenen Gefühl; „Elisabeth lassen Sie mich gehen, ich kann Sie noch nicht als die Braut eines Andern sehen; o, wäre mir vergönnt gewesen, Sie durchs Leben zu tragen: ich habe nie, nie mit dem Schicksal gehadert, bis zu dieser Stunde!

Gott wird mir helfen, ohne Klage in mein trübes Dasein zurückzukehren; aber jetzt lassen Sie mich gehen! Leben Sie wohl, Elisabeth," sagte er noch einmal mit weicher Stimme, „nehmen Sie meine Worte auf, wie die eines Sterbenden, dem ja auch vergönnt ist, den Schleier von seiner Seele zu nehmen, der sie lebenslang verhüllen mußte, und zürnen Sie mir nicht." Er wollte aufstehen, aber Elisabeth hielt noch immer seine Hand, er wagte sie anzusehen, sie hatte ihre wunderbar schönen Augen zu ihm aufgeschlagen und aus dem Schleier jungfräulicher Scheu brach ihm ein Himmel so inniger, voller, hingebender Liebe entgegen, daß er in einem nie geträumten Entzücken ausrief: „Elisabeth ist's möglich, Elisabeth, o sprich ein einziges Wort, ist's nicht Mitleid, bist du mein?" „Dein," flüsterte sie leise, und der Frühling war aufgegangen, um sie und in ihnen.

Droben hatte Herr Gérard sich indeß mit Elisabeths Mutter verständigt, die durchaus kein Hinderniß für seine Wünsche wußte und ihm rieth, bei Elisabeth gerade aufs Ziel zu gehen. „Sie müssen natürlich zu Anfang noch Geduld haben mit der Kleinen, sie ist schüchterner, als man ihr ansieht, sie wird selbst schon ruhiger und klüger werden, bis sie einmal entschieden hat."

Aber Elisabeth wollte lange nicht wiederkommen, die Mutter und der Bräutigam in Hoffnung, beschloßen, sie im Garten aufzusuchen; Gérard steckte den prächtigen Brillantring in die Westentasche, der nun bald die schöne Hand seiner Braut schmücken sollte.

Es war sehr still im Garten, und sie kamen, ohne einen Laut zu hören, bis zu der Terrasse; da sahen sie denn freilich eine überraschende Gruppe. Der Baron saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl, Elisabeth hatte einen niedrigen Gar-

tenstuhl neben ihn gerückt und ruhte, den Kopf auf seinem Arm, ihre Hand in der seinen, die Augen zu ihm aufgeschlagen, wie ein Kind an ihn geschmiegt; keines von den Beiden sprach, nur ihre Blicke floßen ineinander, so voll inniger Liebe, voll seliger Ruhe, — ein Lied ohne Worte.

Elisabeth sah die Mutter mit Gérard kommen: sie erschrak nicht, sie fuhr nicht betroffen auf, sie fühlte sich so innig wohl und geborgen in der Gewißheit, die ihr nun geworden, wie eine Taube in der Felsenhöhle, sie richtete nur den Kopf auf und sah sie freundlich lächelnd an mit süßem Erröthen und sagte ruhig: „liebe Mutter, es ist doch anders gekommen, als wir glaubten, ich weiß nun gewiß, was ich gewollt; nicht wahr, Mütterchen, du gibst uns deinen Segen?“ Die Mutter war so betroffen, daß sie zuerst nicht Worte finden konnte; auch Herr Gérard war darauf nicht vorbereitet, — dieser Fall war in dem ‚Galanthomme, oder der junge Mann, wie er sein soll‘, so gar nicht vorgesehen, er hub mit glühendrothem Gesicht und unterdrückter Heftigkeit an: „in der That, mein Fräulein . . .“ Aber der Taube war mit Einemmal der Muth gewachsen und mit kindlicher Offenheit, wenn auch zu Anfang mit schüchternem Ton sagte Elisabeth: „es thut mir herzlich leid, Herr Gérard, wenn ich Sie je über meine Gefühle getäuscht habe, meine Absicht war es gewiß nicht; mein Herz habe ich bis jetzt selbst nicht gekannt, sonst hätte ich Ihnen viel früher gewisse Antworten gegeben; halten Sie es meiner Jugend und Unerfahrenheit zu gut,“ und sie bot ihm freundlich die Hand. So rasch aber ging es bei dem schwer gekränkten Liebhaber nicht mit der Versöhnung, er war zu bitter getäuscht und glaubte sich absichtlich gefoppt. Nie war ihm im Traume eingefallen, den siechen Baron für einen gefährlichen Nebenbuhler zu halten,

mit Bitterkeit sagte er: „Wirklich wußte ich bis jetzt nicht, wie schwer der Rang einer Baronesse in den Augen einer jungen Dame wiegt; wenn Sie, Madame Gruber, eine solche Verbindung über Ihr mütterliches Gewissen bringen, so habe ich nichts einzureden.“ „In der That, Herr Baron,“ hub die Mutter an, „kann ich kaum glauben, daß Sie eine so rasche Gefühlsaufwallung eines Kindes, wie Elisabeth, für entscheidend und bindend annehmen; Sie selbst müssen wissen, welche Bedenken . . .“ „Ich weiß sie alle und habe sie lange und wohl erwogen, verehrte Frau,“ sagte ruhig und mit fester Stimme der Baron, „auch war es die Ueberwallung eines lang bekämpften Gefühls und nicht besonnene Ueberlegung, was mir den Muth gab, um ein Gut zu werben, das mir stets ein unerreichbarer Stern schien. Elisabeth ist jung, Sie sind die Mutter, wir Beide haben kein Recht, unsern rasch geschlossnen Bund für fest anzunehmen ohne Ihre Einstimmung, und ich lege Elisabeths Wort wieder in die Hand ihrer Mutter. Ich kann ihr nichts bieten, als eine Lage, die sorgenfrei ist für bescheidne Bedürfnisse, nichts von allem Glanz des Lebens, nichts von Freude und Lust der Jugend, kein frisches freudiges Zusammenwirken von Mann und Weib, — nichts als ein Herz voll unendlicher Liebe, um ein Leben voll Opfer und Entsagung zu lohnen, eine Ehe, die ein Brautstand sein möge für die selige Vereinigung in der Ewigkeit.“

„Gratulire zum ewigen Brautstand,“ sagte mit hämischem Ton der Kaufmann, indem er sich empfahl.

Der Baron küßte Elisabeth leise auf die Stirne und führte sie der Mutter zu. „Elisabeth, wie auch dieser Tag ende, ich werde ihn segnen als einen Stern meines

trüben Lebens, entscheide Dich frei und glaube, wenn Du auch nur diesen Augenblick mein warst, Du bleibst doch mein guter Engel.“ Er schritt langsam dem Hause zu, — nicht mit dem raschen Schritt eines Siegers, langsam, fast überwältigt von der Bewegung der letzten Stunden, — die Mutter sah ihm seufzend nach: „ach es wäre ja alles recht und müßte gerade kein Millionär sein, und eine Baronesse wäre auch nichts Schlechtes, aber das ist doch in Ewigkeit kein Mann für meine blühende Elisabeth!“

Herr Gérard empfahl sich französisch mit Hinterlassung eines reichen Pathengeschenks; auch der Baron reiste in der Frühe des nächsten Tages ab, nach einer langen Unterredung mit dem Dekan; Elisabeth wollte er nicht mehr sehen, ehe ihre Mutter entschieden hatte, um ihre Wahl nicht zu bestechen.

Ach, da konnte von keiner Bestechung mehr die Rede sein! Durch alles Wiegen und Wägen des Familienraths über ihre Zukunft, durch alle Für und Wider, Wenn und Aber, blieb die junge Elisabeth, das sonst so kindische unschlüssige Wesen, fest wie eine Mauer. „Du gibst es gewiß noch zu, Mütterchen,“ sagte sie zuversichtlich, „denn es ist mein Glück.“

Man berieth nach des Barons Wunsch die Aerzte, die ihn so lange behandelt; sie kamen überein: ‚daß der Sitz des Leidens schwer zu ergründen sei, es sei vielleicht das Rückenmark angegriffen, vielleicht liege der Grund des Uebels im Herzen; möglicherweise auch blos in den Nerven; es sei kaum anzunehmen, daß der Baron je zu voller Kraft und

Gesundheit komme; möglicher Weise könne man aber bei solchen Zuständen alt werden, ebensowohl müsse man jedoch auch auf ein plötzliches Ende gefaßt sein.' „Und wenn ich nur Einen Tag die Seine bin," entschied Elisabeth auf diesen Ausspruch, „so ist dieser Eine Tag mehr werth, als ein ganzes Leben voll Weltglück."

Es war verwunderlich, daß die sonst so nüchterne und besonnene Marie die erste Bundesgenossin der Schwester wurde; bedenklicher blieb der Dekan, schon aus Pflichtgefühl, weil er innerlich doch die Parthei seines Freundes nahm, aber auch er ging über, und der Mutter blieb zuletzt keine andre Wahl, als sich überstimmen zu lassen; ob der Gedanke an ‚meine Tochter, die Baronin von Ellershausen', nicht eben so viel dazu beitrug, als der innige Herzenswunsch der Tochter, sei dahingestellt. So ward das Jawort abgesandt und großer Jubel unter der Kinderschaar des Dekans, daß Elisabeth Braut sei und sie Alle zur Hochzeit dürfen; Ernst theilte es Elisabeth selbst mit, er wünschte ihr Glück mit schüchterner Stimme, in der stillen Nacht aber entstand sein erstes Gedicht, das anhub: „So bist Du denn versunken, Du schöner Jugendtraum, Du lichter Himmelsfunken, Ich ahnete Dich kaum!" — das Niemand je zu Gesicht bekam.

Und abermal tagte ein Hochzeitmorgen in der Frühe eines goldnen Herbsttages, und Frau Schmekenbächerin hatte das Glück, ihre schöne Elisabeth wie einen eingebornen Engel herauszuputzen. Marie hatte noch einmal das Mädchenstübchen getheilt und sah mit liebevollem Lächeln in das strahlende Angesicht, aus dem durch allen Ernst des Tages, durch

alle Thränen des Abschieds eine stille selige Gewißheit innern Glückes leuchtete.

„Kind, liebes Kind," bat Marie, „ich danke Gott für Deine Freudigkeit, aber nimm Dirs nicht zu leicht, du weißt doch nicht, ob dich lauter Glück erwartet!" „Nicht lauter Glück aber lauter Segen," sagte die Braut mit inniger Zuversicht und ging dem Bräutigam entgegen.

Die schaulustige Menge jedes Standes vor dem Hause und in der Kirche hatte diesmal noch viel mehr Veranlassung zu Anmerkungen, als vor zwei Jahren bei Mariens Hochzeit. Frau Schmekenbächer zwar versicherte ihre Nachbarn, „der Herr Baron sei gar nicht schwindsüchtig, im Gegentheil, so bleich sei er eben von Natur;" aber es wurden doch verschiedene Vergleichungen angestellt: „Wie der Winter und der Frühling," „wie Tag und Nacht." Die poesiereichste blieb aber die eines jungen Künstlers, den lange schon im Stillen die schöne Elisabeth begeistert hatte: „wie ein Engel des Lichts, der einen Todten nach Wallhalla führt."

Mit der Hochzeit schließt wie billig ein rechter Roman; da aber unsre Geschichte keinen Anspruch auf den Titel eines Romans machen kann, und da viele der theilnehmenden Leser so besorgt als die Zuschauer in der Kirche der Schließung des ungleichen Ehbundes zugesehen haben, so sei uns vergönnt, den Vorhang auch nach dem fünften Akt noch einmal aufzuziehen und zu sehen, welch mächtige Erzieherin eine ächte Liebe für unsere verwöhnte Elisabeth geworden ist.

Die Aerzte haben bis jetzt Recht behalten; auch mit all dem reichen Zuwachs an Glück und Herzensfreude, auch unter all der zarten, liebevollen Pflege, die ihm durch seine junge Frau geworden, ist der Baron nicht zu voller Kraft und Gesundheit erstarkt. Wir finden ihn wieder in einem Bade, das so manchmal schon ihm Stärkung und Erquickung gab, immer noch sind große Gesellschaften für ihn angreifend, immer noch kann er nicht Theil nehmen an den Genüssen der Jungen und Fröhlichen, und sucht Stille und Einsamkeit. Aber es ist eine liebliche Einsamkeit, denn sie ist getheilt durch den blühenden Engel, der ihn noch nicht nach Wallhalla, aber in ein Leben voll Frieden und Segen geführt hat. Sie scheint geschaffen zur Zier fröhlicher Gesellschaften, zum Schmuck des Ballsaales, in ihrer unverwelkten, feengleichen Schönheit, und doch scheint es nicht, als ob sie auch nur mit einer leisen Klage zurückverlange zu den Kreisen, in denen sie sich einst so fröhlich bewegte. Sie hat genug zu thun, bis sie jeden Lichtblick, der in der Macht menschlicher Liebe steht, in das kranke Leben ihres Gatten leitet; sie allein weiß, wenn er gern ihr fröhliches Geplauder, ihre lieblichen Lieder hört, oder wenn es ihm wohl thut, still, ganz still in einem heimlichen Plätzchen des grünen Waldes sein Haupt ruhen zu lassen an ihrer treuen Brust. Sie weiß, wenn sie den kleinen Kreis erwählter Freunde um ihn sammeln darf, die theilnehmen an seinen geistigen Interessen und Bestrebungen; sie versteht es, Besuche fern zu halten, ohne zu kränken, wenn ihm Stille Bedürfniß ist. Sie weiß mit heitrem Scherz seine düstern Grübeleien zu zerstreuen, und in den schwersten Stunden findet er in ihrem Auge die stille Thräne, die dem wunden Herzen wohler thut, als alle Worte des Trostes.

„Eine gefährliche Sache für einen siechen Mann mit einer so schönen jungen Frau in ein Bad zu gehen," meinten einige frivole Stimmen; aber sie kannten nicht den gefeiten Kreis, den die rechte Herzenstreue um eine vermählte Frau zieht, und der selbst die Keckſten und Verdorbensten abhält, ihr auch nur mit einem Blick, mit einem Wunsche nah zu treten. „So sind sie nun nicht mehr Zwei sondern Eins." Die Wahrheit dieses Wortes empfand man nicht leicht bei einem Ehepaar wie bei diesem. Auch Vetter Gérard fühlte dies, als er mit einer glänzenden Braut, der reichen Erbin eines vormals jüdischen Kaufherrn, denselben Badeort besuchte, wo er gehofft hatte, wenigstens einiges Bedauern in der jungen Frau zu wecken, die nun an einen kranken Mann gefesselt war.

Elisabeths neidlose Freude über sein Glück, ihre harmlose Herzensgüte versöhnten ihn, und er versuchte sich darein zu ergeben, daß das thörichte Kind eben ihr Glück mit Füßen getreten habe.

Freilich sah Elisabeth wie ihr Gatte mit einiger Sehnsucht dem Ziel des Badeaufenthalts entgegen, wo sie heim durften; heim! der Baron hatte nie gewußt, welcher Zauber in dem Worte liegt, eh seine Heimath so belebt und verschönt war von dem Hauch eines jungen, warmen Lebens, das alle Schätze, die ihm Gott verliehen hatte, hingab im Dienste der Liebe.

Der Instinkt des Herzens, mehr als Ueberlegung, hatte Elisabeth gelehrt, daß ein bloses Sonntagsleben, getheilt zwischen Musik, Lektüre, leichten Studien und Phantasiearbeiten nicht hinreiche, um ein Dasein befriedigend auszu-

füllen; sie hatte sich einen Beruf geschaffen unter den Bewohnern des Dorfes, an denen die wohlwollende Absicht des Barons früher so oft gescheitert war. An die Alten hatte auch sie sich nicht gewagt, denn sie hatte nicht die Energie, den Leuten die Wahrheit zu sagen und in Verhältnisse einzugreifen, die ihr fremd waren; sie begann mit Kindern, mit den Kleinsten, für die sie einen leeren Saal im Parterre ihres Schlosses eröffnete; der Kreis erweiterte sich allmählig, sie zog sich Gehülfinnen heran unter den größeren Mädchen, und Frau Schmekenbächerin selbst ließ sich herbei, einmal ohne Begleitung eines Individuums einen Ferienaufenthalt in Ellershausen zu nehmen, und mit ihrer aristokratischen Scheere, die schon fürstliche Roben zugeschnitten, zweckmäßige Jacken und Kleidermuster für die Dorfmädchen zu schneiden und die Gewandtesten darunter die nöthigen Handgriffe zu lehren.

Was Elisabeth halb als Spiel begonnen, wurde freilich bald ernstliche Arbeit, und brachte Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten mit sich; aber die Baronin hielt sich tapfer, gestützt und getragen von der herzlichen Theilnahme ihres Gatten, der gerne, wenn sein Kopf zu müde war für tiefe Studien, Lieder und Geschichten auswählte oder schrieb für die verschiedenen Kinderkreise und die Rechnungen für ihre Arbeitsschule führte.

Wie schön und genußreich wurden dadurch die stillen Feierstunden, wo sie als gelehrige Schülerin dem geliebten Lehrer lauschte und seine Strenge so liebenswürdig fand, als seine Güte, wo sie gemeinsam sich ergehen konnten in den Zaubergärten der Poesie, der Musik, wo ihre Seele ruhte im tiefsten innigsten Einklang über die heiligen Wahr-

heiten des Lebens. Die Mama Regierungsräthin durfte ihre Nachsicht nie bereuen und kehrte stets mit neuer Befriedigung von jedem Besuch bei ‚ihrer Tochter, der Baronin,‘ nach Hause zurück, wenn ihr auch die eigentliche Quelle dieses Glücks verborgen blieb.

So ist denn Elisabeths Leben ein Leben von ungetrübtem Sonnenschein, voll edler Beschäftigungen und idealer Genüsse? Ach nein, auch die Sonnentage wurden manchmal unterbrochen von langen trüben Stunden und endlosen Nächten, die Elisabeth an dem Lager ihres Gatten verwachte in verhaltnen Thränen, in tiefer Angst vor dem plötzlichen Tod, den die Aerzte als möglich prophezeit.

Wohl war er ihre geistige Stütze, ihr Leiter und ihr Halt auf dem Weg zum höchsten Ziel; aber es gab auch Zeiten, wo das Leiden, die Schwäche des Körpers, seine Seele verdunkelten: wenn ein Pulsschlag regen Lebens durch die Völker zog, wenn Genossen seiner Jugend in thatkräftigem Wirken in neuen Bahnen auf dem Gebiet des Wissens, die Lorbeeren pflückten, die der Traum seiner Jugend gewesen, und er mußte in thatenloser Stille, als der Pflegling seiner Frau, daheim bleiben; — da konnte selbst ihre sanfte Stimme, ihr lieblicher Gesang nicht immer den Dämon der Schwermuth bannen. Und wenn er sie bat: „o bete du für mich, daß Gott mir auch nur Eine Stunde Gesundheit, volles kräftiges Lebensgefühl schenkt!“ und ihre innigen Gebete blieben unerhört, — da flossen wohl in der Einsamkeit ihres Zimmers heiße Thränen des Mitleids, wie sie sie nie geweint um eignes Leid; und wenn sie aus fröhlichen Familienkreisen kam, wo ein kräftiger Mann mit ge-

sunden Kindern scherzte und spielte, da konnte ihr doch oft die eigene Heimath still dünken und die Zukunft einsam.

Aber die Sonne inniger Liebe, starken Glaubens brach siegreich durch jede Nacht; sie fühlte sich geliebt, wie selten ein Weib geliebt ward, sie wußte, daß in jedem Morgen- und jedem Abendgebet ihr Gatte Gott dankte für sie, als für seinen höchsten Segen.

Und wenn es Stunden gab, die schwersten und bittersten ihres Lebens, wo selbst ihre warme, reiche Liebe dem Gatten nicht alles vergüten konnte, so erhielt sie eben das demüthig und führte Beide immer wieder zur rechten Quelle alles Trostes. Immer tiefer, immer reicher lernten sie hier schöpfen, immer mehr verstand sie Mariens Worte: das schönste Loos ist, das uns lehrt, am unmittelbarsten in Gottes Augen zu schauen, und durch all die leisen Schatten und stillen Thränen, die ihr Erdenglück noch begleiten, tönen ihr wie heiliger Orgelklang die Worte: Ein Brautstand für die Ewigkeit.

Ernst, der Seminarist, hat nun seine Studien beendet; er ist als Pfarrgehülfe im Dorf Ellershausen, und der schönen Burgfrau treuer Gehülfe bei ihren Reformen im Dorfe. Elisabeth ist noch das Ideal seiner Gedanken, die Dame seiner Lieder, ohne daß sie oder sonst eine sterbliche Seele je etwas davon geahnt haben. Aber es ist ein stilles Lieben, ein schmerzloses Entsagen ohne Wunsch und ohne Klage. Er hat ein Märchen gelesen von der weißen Wasserrose, die ein Schwan von fern umzieht mit leisem Gesang. Aber er gedenkt nicht zu vergehen im Singen, wie der Schwan, er gedenkt der weißen Blume, die nie sein eigen wird, werth zu bleiben in frischem kräftigem Leben. Und wenn er dereinst

der Braut, von der er noch nicht weiß, wo sie für ihn erblüht, ein reines und unentweihtes Herz entgegen bringt, eine warme Seele für das Schöne und Edle, nicht verkühlt und nicht befleckt vom Hauch der Welt, so dankt er es der weißen Blume, die es nie geahnt und nie erfahren wird, was sie ihm geworden.

Ein Herbsttag bei Weinsberg.

O, wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß Du so natürlich bist!

Göthe.

Weißt Du, was das Weib am meisten ziere?
Nicht, daß das Haus mit Kraft und Umsicht sie regiere,
Nicht, daß der Großen Art und Haltung sei die ihre,
Auch nicht, daß sie den Mann mit Feinheit führe,
Nein, daß Gemüth und Lieb' in Wort und That man spüre.

A. Scholl.

Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie die
goldnen Säulen auf silbernen Stühlen.

Sir. 26, 24. 25.

Um einen Herbsttag in Schwaben zu schildern, darf man freilich keinen Herbst der letzten sonnenlosen Jahre wählen, keinen erfrornen, verregneten, trübseligen Herbst, wo man die Trauben nach Pfunden kauft und den Herbstsegen im Korbe heimtragen kann. Auch keinen blassen, sentimentalen, hinwelkenden Herbsttag, an dem schwermüthige Dichter beim Geräusch der fallenden Blätter dem Weltschmerz nachhängen und resignirte Fräulein deklamiren und singen:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!
Mir hat er abgeblüht!

Nein, wir müssen um mehr als zwanzig Jahre zurückgreifen und einen reichen, gottgesegneten Herbst wählen, einen lichten, sonnenklaren Tag, wo die schöne Natur vor dem Scheiden noch ihre reichsten Schätze ausgießt und hinter

buntfarbigem Schleier ihr Abschiedsleid verbirgt, wo der Mensch, am Ziele der mühsamen Arbeit des Jahres, sich des kargen Maßes entbunden fühlt und reichlich genießt und reichlich spendet wie die Natur.

Die schöne, gastliche Reichsstadt Heilbronn steht von alten Zeiten her im Rufe, daß sie von allen weingesegneten Gauen Schwabens es am Besten verstehe, die fröhliche Herbstzeit würdig zu begehen. Auch heute lebten und wimmelten all die sonnenbeschienenen Berge vom frühen Morgen an von frohen, geschäftigen Menschen; da und dort tönte der muntre Gesang der Leserinnen, dazwischen der kräftige Baß der Buttenträger, die auf ihrem mühsamen Gang den Berg hinauf mit neckischem Zuruf von den Mädchen aufgehalten wurden. — Der Herbst ist fast die einzige Zeit im Jahre, wo der schwäbische Landmann seine Schwerfälligkeit etwas ablegt, wo Lust und Arbeit nicht zwei streng geschiedne Elemente sind. In der Stadt war wohl kein Haus, wo man nicht in irgend einer Weise sich rüstete zur Theilnahme an den Herbstfreuden; wer selbst nicht so glücklich war, einen Weinberg zu besitzen, war gewiß von guten Freunden eingeladen; die Allerärmsten selbst waren als Hülfe willkommen, wo es so vieler Hände bedurfte.

Auch im Hause des Herrn Archivar Radius, der in seine Vaterstadt Heilbronn gezogen war, um seine alten Tage allda in Ruhe zu beschließen, wurden verschiedene Vorbereitungen getroffen, obgleich sein eigner, kleiner Weinberg längst abgelesen war. Sein Neffe Edmund, ein junger Mediciner, der den Onkel in den Ferien heimsuchte, putzte den ganzen Morgen Flinten und Pistolen und rüstete Vorräthe an Feuerwerk zur Verherrlichung des Herbstfestes, zu dem die Familie heute bei einem reichen Kaufherrn geladen war, wobei

er emsig unterstützt wurde von Arthur Grote, einem jungen reichen Sachsen, der in Tübingen Humaniora und etwas Land- und Forstwirthschaft studirte und sich sehr gern dem Freunde angeschlossen hatte, um die erste Weinlese zu sehen. Mine, die Schwester des Herrn Radius, war emsig beschäftigt, das Haus in Ordnung zu bringen und schon vorläufig Alles wohl zu verschließen, weil auch die Magd den Nachmittag im Weinberg eines befreundeten Mezgers zubringen wollte, und die Leute überhaupt, wie sie meinte, ‚im Herbst rein für gar nichts' waren. Herr Radius selbst ruhte gemächlich in seinem Lehnstuhl und ging in Gedanken den Schatz von Anekdoten durch, die in seinem Gedächtniß aufgespeichert lagen; er liebte bei solchen Gelegenheiten, ‚eine solide Unterhaltung', wie er's nannte, man sollte nicht nur so in den Tag hinein plaudern, meinte er, sondern durch irgend welche Geschichte den Grundton der Unterhaltung anschlagen, so daß man auch wisse, von was man rede, und da er gern und gut, und doch nicht immer erzählte, so war er wirklich ein beliebter Gesellschafter. Manche Hausfrau, die angefochten war, wie sich wohl die Unterhaltung bei einer eingeladnen Gesellschaft machen werde, deren einzelne Mitglieder nicht recht harmonirten, dachte getrost: man ladet Herrn Radius ein, der weiß immer etwas.

Auch Emma, das achtzehnjährige Töchterlein des Hauses, hatte das kornblaue Thibetkleid, das so sehr gut stand zu ihren blonden Haaren und blühenden Wangen, schon angezogen, den Strohhut und das blanke Häpchen bereitgelegt, aber das alles nicht fröhlich trällernd und singend, wie sonst, nur leise, leise summte sie Gretchens Lied vor sich hin:

Meine Ruh ist hin, Mein Herz ist schwer.

Die Sonne schien so golden, die Lüfte wehten so lind, sie

war so jung, — warum doch sah die Welt heute so traurig aus?

Es waren nun acht Tage, seit der junge Sachse mit Vetter Edmund in die Ferien gekommen war, acht fröhliche Tage! Es ist eine alte Schwäche, oder ein freundlich gastlicher Zug der Schwaben, daß das Fremde, eine ausländische Mundart, fremde Sitten, einen gewissen Reiz auf sie üben: der Sachse, obwohl vier Jahre älter als Vetter Edmund, hatte noch einen Ueberschwang jugendlicher Poesie, der heutigen Tages selten wird, und in den Augen eines achtzehnjährigen Mädchens kein Fehler ist. Emma hatte, seit sie Jean Paul gelesen, vergebens in ihrer Umgebung nach einem ächten Jüngling gesucht, der noch in die Mondnacht hinausstürmt, der weich ist wie ein Kind und daneben überströmend von zu jugendlichem Thatendrang. Sie hatte nur junge Herrn getroffen, keine Jünglinge, und mit Vetter Edmund stand sie auf dem schwesterlich neckischen Fuß, der nie ein Verständigen über tiefere und ernstere Dinge zuläßt. Arthur Grote nun war ein ächtes Exemplar eines solchen Jünglings, und daß er daneben ein wirklich gutes, tüchtiges Gemüth sei, rein und unverdorben, das sagte ihr nicht die Erfahrung, wohl aber der Instinkt eines reinen Mädchenherzens.

Sie waren so froh zusammen gewesen in diesen acht Tagen, auf ihren Spaziergängen über Hügel und Thäler, bei der fröhlichen Wasserfahrt den blauen Neckar hinab, bei der Weinlese im eignen kleinen Weinberg, so kindlich glücklich! Es war freilich nicht ‚viel Rechtes und Solides‘ nach des Papa's Geschmack verhandelt worden, aber Grote war eine so warme begeisterungsfähige Natur, daß auch durch das leichte fröhliche Plaudern tiefe, poesiereiche Klänge tönten. Emma war jung und unbefangen, sie war ein ächtes und

stolzes Mädchen, und keineswegs in beständiger Erwartung, daß von irgend einer Seite her ‚der Liebe heil'ger Götterstrahl' auf sie niederfallen müsse, sie hatte sich fröhlich und harmlos dem Eindruck der heitern Gegenwart hingegeben, ohne weiter zu denken, — ein Gespräch, das sie gestern Nacht angehört, hatte ihr mit Einemmale den Schleier von ihrem eigenen Herzen gezogen.

In der vergangenen Nacht war sie noch wach in ihrem Stübchen gewesen, hatte das Licht gelöscht, um sich so recht in den vollen Glanz des Mondes zu versenken, der in wolkenloser Klarheit hinter den Hügeln aufstieg, der alte Freund junger Herzen und süßer Träume.

Sie hörte Edmund und Arthur unten im Hausgärtchen und bedauerte, daß sie schon gute Nacht gesagt hatte, und so nicht mehr wohl mit lustwandeln konnte. Aber sie hörte die Unterhaltung der Beiden, sie mußte sie hören, da sie laut genug geführt wurde.

„Du hast mich betrogen!" hörte sie Arthur, der stürmisch auf und abging, mit seiner gewohnten Leidenschaftlichkeit ausrufen, „du hast mich getäuscht!" „So? mit was?" fragte phlegmatisch Edmund, der nach bekannter studentischer Unsitte in einem kattunenen Schlafrock behaglich auf der Gartenbank ruhte.

„Womit?" fragte noch heftiger Arthur, „hast du mir nicht gesagt, Heilbronn sei gerade so gut, wie Weinsberg?" „Für deine Zwecke allerdings," sagte Edmund höchst gelassen, „du wolltest Schwaben kennen lernen, du wolltest eine Weinlese mitmachen, du wolltest nicht in einem Gasthof, sondern im Schooß einer Familie wohnen, und das alles vorzugsweise in Weinsberg; da du nun aber doch nicht in

den nächsten besten Familienschooß zu Weinsberg hineinplatzen konntest, bot ich dir als sehr günstigen Zufall meines Onkels Haus an. Bei Justin Kerner hätte man dich freilich am Ende auch noch behalten, da aber dort gegenwärtig das ganze Haus nebst Geisterthurm und Gartenhaus vollsteckt von Norddeutschen, verwundeten Polen und sonstigen Besessenen, so wäre dein Zweck, Urschwaben kennen zu lernen, doch verfehlt worden. Was ist dir denn hier widerfahren, daß du mich mit so schnödem Undank überfällst? sind nicht die Dampfnudeln meiner Tante tadellos, ihre Mischung von altem und neuem Sauerkraut nebst geprägelten Spätzlein so ächt schwäbisch, daß sie gar nicht deine norddeutsche Kehle hinunterwollen, ist mein Onkel mit seinem schnupftabaksfarbenen Rock nicht eine Art von Original und mein Bäschen ein ganz nettes Exemplar einer Schwäbin?"

„Das eben ists!" sagte wehmüthig der Sachse, „sieh, ich muß dir alles erklären, aber du darfst mich nicht auslachen".

„Keineswegs," sagte Edmund mit demselben alten Phlegma, „im Gegentheil, blutige Thränen könnte ich weinen über solch ein Ungeheuer von Undankbarkeit, ich glaube nicht, daß der Nero vor Zeiten so undankbar gewesen wäre, wie du."

„Nun höre mich ohne Scherz!" bat Julius. „Ich weiß nicht mehr, wie jung ich war, als die liebliche Geschichte von der Weibertreue mir euer Schwaben lieb und anziehend machte; so unwürdig Bürger den edlen Stoff behandelt hat, so machte doch der Schluß seiner Ballade:

Fällt mir einmal das Freien ein,
So will ich Eins aus Weinsberg frei'n,

besondern Eindruck auf mich, und die Idee, mir einst meine Braut aus Weinsberg in Schwaben heimzuführen, wuchs

allmälig mit mir groß, und machte mich gleichgültig gegen die Reize meiner Landsmänninen."

„Na, das nenn' ich eine reelle Wirkung eines Dichterworts," rief lachend Edmund; „wie oft hab' ich in meiner Kindheit beim Handwerkerspiel auf die Frage: „Wo kommt Ihr her? den Spruch hergeleiert:

Von Sichsen, von Sachsen,
Wo die schönen Jungfern auf den Bäumen wachsen,

und ist mir nie eingefallen, mein Liebchen dereinst aus Sachsen zu holen, was ich jetzt eigentlich zur Revanche deinen Landsmänninen schuldig wäre."

„Ach, ich wußte recht wohl, daß du mich verhöhnen würdest," fuhr Arthur fort, „aber es ist nun so; der Gedanke an die Blume von Weinsberg ist mir ans Herz gewachsen. Mein Vater wünschte, daß ich mich bald verheirathe, um sein Gut zu übernehmen, ich aber erklärte, daß ich zuvor noch die Welt ansehen und mir einen Bildungsfond sammeln müsse, und bezog eure kleine Universität; allein in der stillen Hoffnung, hier eine Verbindung anzuknüpfen, die mich nach Weinsberg führe . . ." „Und warst so glücklich, mich zu finden." „Ja, dich, der du mich hieher locktest mit der Vorspieglung, Heilbronn sei eigentlich ganz dasselbe, wie Weinsberg. — Und ich glaubte sie gefunden!" schwärmte Arthur, „die Rose von Schwaben, das Kind der Natur, unberührt vom Hauche der Welt, frei von jedem Firniß falscher Bildung, das unmittelbare Geschöpf eurer blauen Flüsse und grünen Hügel; o, ich glaubte sie schon mein eigen!"

„Ich auch," sagte Edmund mit unerschütterlicher Ruhe, „und nun?"

„Und nun ist sie wie alle Andern: ein Geschöpf, behängt mit dem Flitterstaat moderner Bildung, mit angelernten Gefühlen, ohne Herz, ohne Natur, ohne häuslichen Sinn!“

„Höre, wenn du von meinem Bäschen sprichst,“ sagte Edmund, indem er aufstand, seines Phlegma vergessend, „so verbitte ich mir eine solche Sprache. Es hat sie dir noch kein Mensch angetragen und steht noch sehr dahin, ob du sie bekämest, wenn du wolltest; so aber brauchst du nicht von ihr zu reden! Wer hat dir denn den Unsinn über Emma in den Kopf gesetzt?“ fragte er etwas milder, da er die wirkliche Betrübniß des Freundes sah.

„Wer? ach, sie selbst! hat sie nicht gestern gestanden, daß sie, — als Kind eine französische Bonne hatte, daß sie früher eine höhere Töchterschule besucht hat, und später noch in einer französischen Pension war? daß sie französisch plaudert und englisch liest, daß sie Physik, Mythologie, Geologie, Astronomie, Zoologie, und wer weiß, was für abscheuliche Dinge noch gelernt hat. Was ist nun mein Schwabenkind? — eine Puppe der Civilisation. Sieh, darum hast du mich betrogen. Euer Heilbronn nimmt nun schon die Miene einer großen Handelsstadt an, wie konnte ich hier noch hoffen, ein Kind der Natur zu finden!“

„Also das ist's!“ sagte lachend Edmund, „ja, darauf wär' ich nicht verfallen, ich muß gestehen, ich hätte dich für keinen solchen Narren gehalten. Weißt du was? laß mein Bäschen examiniren, so wirst du wohl finden, daß ihr von all diesen ungeheuerlichen Wissenschaften nur so viel geblieben ist, um, wie man sagt, ihren Kopf auszuputzen, und ihren Sinn zu wecken. Hat sie eine französische Bonne gehabt, so hatte sie daneben eine gute deutsche Mutter, und ich versichere dich, sie versteht auch einen guten Pfannkuchen

zu backen und ein Hemd zu nähen, und siehst du denn nicht mit eigenen Augen, daß sie ein ganz liebes, natürliches Mädchen ist?" „Wie kann ich wissen, was noch natürlich an ihr ist!" seufzte der Sachse, „es wird alles angebildet in diesen Pensionen, sogar die Natur."

„Bist du denn schon in einer gewesen?" „Ich nicht, aber die erfahrensten Männer sagen das. Ich ein Geschöpf aus Pensionen heimführen! nein, ich muß sie aus dem Herzen reißen und wäre sie mit tausend Banden daran fest gebunden."

„Du bist ein Narr," sagte Edmund verdrießlich, „glaub was du willst, ich werde dir mein Bäschen wahrhaftig nicht antragen. Wenn dich aber nach einem Naturkind verlangt, so kommt morgen Minchen Eichelbeck, ein ganz unverfälschtes Produkt aus Weinsberg selbst, glaub' ich, oder aus der nächsten Umgegend, zu Bernhards, wohin wir geladen sind, da kannst du dein Glück versuchen."

Die beiden jungen Männer gingen in's Haus. Emma machte leise, ganz leise ihr Fenster zu, und legte sich nieder, ach, mit so viel schwererem Herzen, als sie am Morgen aufgestanden war!

Zunächst empörte sich ihr beleidigter jungfräulicher Stolz, sich verschmäht zu wissen, eh' sie gewonnen war. „Mag er sein Naturkind suchen, wo er will," sagte sie sich trotzig, „ich hätte ihn in keinem Fall genommen." Aber andere weichere Gefühle gewannen wieder die Oberhand, liebliche Träume, die in den letzten Nächten ihr Lager besucht und sie wachend umschwebt hatten, Blicke, Worte, die die Ahnung einer Seligkeit in ihr geweckt, von der sie in all den fröhlichen Tagen ihrer ungetrübten Jugend doch noch nicht geträumt hatte, und — sie konnte den Trotz nicht festhalten; er ward zur schmerzlichen Wehmuth. So oft sie auch mit Edmund sagen wollte:

er ist ein Phantast, ein Träumer, eine andre Stimme in ihr sagte doch wieder: er ist ein reines, warmes Herz und hätte dich glücklich machen können, wenn du nicht von ihm verkannt würdest. Das freilich hätte sie nie geträumt, daß ein Uebermaß von Bildung und Gelehrsamkeit sie um ihr Herzensglück bringen würde. Bei der guten Mamsell Suzon, die ihre Mutter aus Mitleid aufgenommen, hatte sie wahrhaftig nicht zu viel gelernt, und daß sie der Vater nach dem frühen Tode der Mutter nach Montmirail gesandt, das war doch auch nicht ihre Schuld. Bis jetzt hatte sie es in ihres Herzens Unschuld für Pflicht gehalten, alle Gelegenheit sich zu unterrichten fleißig zu benützen; hatte doch ihre selige Großmutter selbst, obgleich sie eine schlichte Bürgersfrau war, ihr oft gesagt: „lern', was du kannst, Mädchen, du trägst an nichts schwer; ich wollte, man hätte mir's meiner Zeit auch so kommod gemacht mit dem Lernen.“ Und nun machte ihr der Eine, von dessen Lippen ihr ein Lob süß geklungen hätte, zum Verbrechen, was sie für recht und gut gehalten hatte! „Eine Puppe der Civilisation!“ Das war ein hartes Wort, aber so oft sie sich trotzig abwenden wollte von dem, der ihr so bitter Unrecht that, immer wieder gewann ein milderer Geist die Oberhand; sie fand es süßer, zu vergeben, sie wollte ihm ja allen Segen wünschen zu der Wiesenblume, die er sich irgendwo am Fuß der Weibertreue pflücken würde, und sie war endlich eingeschlafen mit dem Reimlein auf der Lippe:

Daß du den Zorn im Busen stillst
Und deinem Feind vergeben willst,
Nennst du das schwerste Streben;
Weißt du denn auch, wie schwer es fällt,
Dem Allerliebsten auf der Welt
Ein Herzleid zu vergeben?

Daher kams, daß Emma heute nicht fröhlich wie sonst sich zu dem Herbstfeste anschickte; erst als ihr einfiel, daß Edmund und Arthur am Ende auf die Vermuthung kommen könnten, daß sie ihr Gespräch belauscht, raffte sie sich gewaltsam auf und empfing Minchen Eichelbek, die kam, um sich an sie anzuschließen, fast zu freundlich.

Eduard warf Arthur einen schelmischen Seitenblick zu, als er ihm Fräulein Eichelbeck aus Weinsberg vorstellte, die seine Verbeugung mit einem etwas ungeschickten Knicks erwiderte. Sie war in der That eine recht solide Wiesenblume in einem schönen grasgrünen Kleid und einem rosaseidenen Hut, der nicht so recht zu ihren röthlichen Haaren paßte. Fast unwillkürlich mußte Arthur ihre etwas eckigen Bewegungen mit Emma's natürlicher Grazie vergleichen; aber war diese denn auch natürlich? war nicht alles eingelernt in diesen französischen Pensionen?

Endlich war man fertig zum Abzug; ein Nachbarjunge trug den jungen Leuten ein ganzes Arsenal von Flinten, Pistolen, Pulverhörnern und Feuerwerk nach. Tante Mine rannte ganz athemlos durch Küche, Zimmer und Speisekammern, schloß die Thüren mehrmals zu und wieder auf, kehrte einmal auf der Treppe wieder um, weil sie den Schlüssel zum Mehlkasten hatte stecken lassen, das zweitemal unter der Hausthür, weil sie ihre Brille vergessen hatte, das drittemal auf der Straße, weil ihr einfiel, daß am Ende die Katze sich in den Aschenwinkel gelegt habe und durch etwaige glühende Kohlen, die ihr möglicher Weise am Schwanz hängen bleiben möchten, eine furchtbare Feuersbrunst veranlassen könnte, was sich schon mehrmals ereignet haben soll.

Zuletzt aber gesellte sie sich doch zu den ungeduldig

Harrenden. Die beiden Mädchen, zwischen denen die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte, gingen wie zwei Adjutanten zu ihrer Rechten und Linken. Arthur hatte jetzt Gelegenheit, die Natürlichkeit und den praktischen Sinn des Naturkindes zu bewundern in einem Streit, den sie mit Tante Mine über die Vorzüge eines schwarzen Katers und einer grauen Kätzin führte, und einer angehängten Abhandlung, ob die Katzen aus Hunger oder aus Uebermuth Mäuse fangen. Das Thema dünkte ihm doch zu prosaisch, und er wandte sich wieder zu Emma, die ganz stille dahin ging und leise vor sich summte:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

mit der Frage: woher wohl die Sitte des Schießens bei der Weinlese stamme? „Vielleicht von den alten Bacchusfesten," sagte Emma etwas gedankenlos. „Oho, Fräulein Base!" rief Edmund mit schallendem Gelächter; „ist das ein Pröbchen Pensionsgelehrsamkeit? Hatte man denn dazumal schon das Schießpulver erfunden?" „Vielleicht haben sie damals mit Pfeilen geschossen," meinte begütigend der Papa, um der armen, erröthenden Emma aus der Verlegenheit zu helfen. „Na, da siehst du, daß es nicht zu gefährlich ist mit der Weisheit," flüsterte Edmund seinem Freunde zu. „Eben das ist's ja," sagte dieser mißmuthig, „alles oberflächlich, nichts Vernünftiges."

„Aber um Gott!" rief er plötzlich erschrocken, „ist das etwa noch ein Ueberrest altheidnischer Herbstfeier?" „Was denn?" fragte Herr Radius. „Ach, der schmutzige Junge dort, der wie wahnsinnig in einer Kufe mit abscheulicher Brühe herumtanzt." „Der träppelt Trauben," belehrte ihn Minchen lakonisch. „Nicht möglich, ich bitte Sie! da leeren

sie wirklich wieder eine Butte voll Trauben hinein und das kleine Ungethüm zerquetscht und zertritt sie mit seinen schmutzigen Stiefeln." „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" sagte scherzend eine Dame, die eben auch auf der mühsamen Wallfahrt zu der Höhe des Weinsberges begriffen war. „Die gewöhnliche Art, hier die Trauben zu zerquetschen;" erklärte Herr Radius, „nur wenige Weinberg-besitzer, ich zum Beispiel, bedienen sich der rationelleren und reinlicheren Methode des Raspelns. Dies Zertreten schadet aber nichts, der Schmutz setzt sich und man merkt dem Wein nichts mehr an, wenn er einmal geklärt aus dem Fasse rinnt."

Nun war die Höhe erreicht; auf dem geräumigen grünen Platz zeigten die reichgedeckten Tische der offnen Laube lockende Zurüstungen zum solennen Herbstmahl. Alles war unter der Leitung der geschäftigen Hausfrau aufs Zierlichste geordnet, — im Hintergrund brodelte der Kaffeekessel; der klare Wein in weißen Flaschen mochte wohl auch der Tage seiner Jugend gedenken, wo er unter so fröhlichem Lärm seine sonnige Heimathstätte verlassen hatte, um sich im Keller zu einem kühlen besonnenen Herrn zu klären, dem aber der Schalk hinter den Ohren saß.

Bald sammelten sich die Gäste, die, von allen Seiten her kommend, in frischer, erwartungsvoller Stimmung sich mit fröhlichem Zuruf begrüßten. Der große alte Birnbaum vor der Laube sah, mit bunten Shawls, Hüten und Schleiern behängt, bald wie ein wunderlicher Weihnachtsbaum aus.

Wer Raum fand, setzte sich um den Tisch, förmliche Vorstellungen fanden nicht Statt, man überließ den Gästen, sich allmählich selbst kennen zu lernen.

Ein Kanzleirath von Stuttgart, der sich auch wollte

vom frischen Herbstwind den Aktenstaub wegblasen lassen, setzte sich neben Frau Elsinger, einer ächten Heilbronnerin, bei der das rasche, bewegliche Pfälzerblut das bedächtigere schwäbische Element überwog, zu ihrer andern Seite nahm Herr Radius Platz, neben ihm Frau Cäcilie Lehrens, auch ein Heilbronnerkind, aber längst im Ausland verheirathet, die in starkem Verdacht stand, eine Dichterin zu sein, da sie schwarze Locken trug und den Hut auf Spaziergängen meist am Arm hängen hatte; dann kam der ‚gar alte Herr Stadtschreiber,‘ der den letzten Zopf des Jahrhunderts als ganz kleines Zöpflein unter seinem grauen Härlein versteckt trug, die übrige Gesellschaft in buntem Durcheinander. Doktor Halm, ein werdender Hagestolz und bleibender Privatdozent, der in den Ferien war, hatte Emma unter seinen Schutz genommen. Die jungen Herrn nahmen nur flüchtig Platz in der Laube, sie luden Pistolen und boten sie den Damen zum Schießen an, was dem Sachsen als eine höchst verwunderliche Galanterie erschien; auch geberdeten sich die Damen zum Theil sehr scheu und erschrocken dabei, versicherten, daß sie sich entsetzlich vor dem Schießen fürchten, hielten die Pistole mit abgewandtem Gesicht und ließen die Herrn losdrücken; wenn dann der Knall tausendstimmig von den Bergen wiederhallte, fuhren sie mit allerlei schrillenden und nervenschwachen Ausrufen zurück, sahen aber alsbald wieder hin, ob nicht aufs Neue ein aufmerksamer Kavalier ihnen die ritterliche Huldigung einer geladenen Pistole darbringe.

Minchens Scheu vor der Pistole, der Schrei, mit dem sie sie fallen ließ, nachdem sie losgegangen, schien eben so ungeheuchelt als ungraziös, auch ließ sie sich in der That nimmer zum Schießen bewegen und setzte sich in die Laube;

Emma, für einen Augenblick von der allgemeinen Fröhlichkeit belebt, hielt ihre Pistole leicht und frei in eigner Hand und drückte los mit kindischer Lust am hellen Knall; da schien ihr aber, Arthur blicke mißbilligend auf solchen Heroismus, der ihm ein sträflicher Emanzipationsversuch däuchte, wenn er auch gerade nicht eingelernte Ziererei schien. Sie lehnte die nächste Pistole dankend ab und zog sich auch in die Laube zurück, obgleich sie sich wieder über sich selbst ärgerte, daß sie sich um den Sachsen und sein Urtheil überhaupt kümmere.

Arthur, um gewaltsam den Zauber abzuschütteln, den die ‚Puppe der Civilisation' wider sein besseres Wissen noch über ihn ausübte, erging sich in lauter Bewunderung der anmuthigen Gegend, was ihn bei den Heilbronnern sehr empfahl. So ein bewundernder Fremder, der alles, was er bei uns sieht, schön und gut findet, ist für patriotische Gemüther eine rechte Erquickung; man fühlt sich ordentlich gehoben bei jedem Busch oder Bächlein, das er preist, und nimmt das Lob der heimischen Gegend mit bescheidenem Selbstgefühl auf, als ob man sie eigenhändig verfertigt hätte; wie eine junge Heilbronnerin einst einem Fremden den schönen Kirchthurm der Stadt zeigte, mit der rühmenden Bemerkung: „er isch von Stain und isch hier g'macht worden."

Der Kaffee war getrunken, auch die schießende Jugend pausirte, und Aller Blicke schauten mit stiller Lust hinab auf das sonnenhelle, schöne, fröhlich belebte Landschaftsbild.

„Eine liebliche Gegend!" rief Arthur Grote immer wieder von Neuem aus, „ein anmuthiger Schauplatz für die schöne That der Frauentreue . . . ." „welche sich," fiel Herr Radius ein, froh, etwas von seinem gesammelten Ge-

sprächsstoffe an Mann zu bringen, „im Jahr elfhundert und vierzig zugetragen hat.“ „Haben soll,“ warf der Kanzleirath ein. „Die historische Richtigkeit der Geschichte ist bekanntlich keineswegs verbürgt, und der Geschichtsschreiber Kaiser Konrads erwähnt mit keiner Sylbe dieser artigen Anekdote.“

„Fort! werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!“ deklamirte mit komischem Pathos der Hausherr; „unsre Frauen erwürgen dich eigenhändig, wenn du ihnen diese ruhmvolle Tradition raubst.“ „Ich weiß auch in der That nicht,“ begann Frau Cäcilie eifrig, warum man sich so emsig bemüht, jeden poetischen Zug aus der Geschichte zu verwischen, jede Blume auszureißen, auf der das Auge noch gern ausruht in dem Gewühl von Streiten und Kriegen, das sonst die Weltgeschichte bildet. So raubt man uns den heldenkühnen Tell, den interessanten Don Carlos macht man zu einem mißgeschaffenen Blödsinnigen, die gottbegeisterte Johanna zu einer Stallmagd und ...“ sie konnte vor Bewegung gar nicht weiter reden, es standen ihr die hellen Thränen in den Augen.

Der Kanzleirath war ganz überrascht und betroffen über die Alteration, die seine Bemerkung hervorgebracht, die er dazu noch von seinem Freunde, dem Bibliothekar, gespickt hatte und meinte eingeschüchtert: der Wahrheit gebühre eben doch vor allem die Ehre, wenn auch selbige minder poetisch sei als Gedichte und Theaterstücke.

„Was mich betrifft,“ sagte die Frau vom Hause begütigend, „so thäte mir's zwar leid, wenn unsre Weibertreue ihren schönen Namen verlieren sollte, aber die Geschichte selbst scheint mir mehr ein glücklicher Einfall, als eine außerordentliche That der Frauen.“

„Freilich," meinte lachend Frau Karoline, „wenn man auch mit seinen Männern nicht zum Besten dran ist, todtschlagen ließe man sie doch nicht geradezu, wenn man's ändern könnte; ich hätte zuletzt Meinen auch heraus getragen, nur weiß ich nicht, ob ich von selbst drauf verfallen wäre, daß er meine größte Kostbarkeit sei."

„So nahe scheint dieser Gedanke wirklich nicht zu liegen," meinte Dr. Halm schelmisch lächelnd, „sonst hätte der Kaiser doch an die Möglichkeit dieses Auswegs gedacht."

„Nur daß die Frauen so robust waren und es prestirt haben, wundert mich," sagte die Jungfer Tante.

„Sie vergessen, daß die Männer durch die lange Belagerung abgemagert und ausgehungert waren," bemerkte sehr verständig der Kanzleirath.

„So, meinen Sie?" rief entrüstet Frau Karoline, „die Weiber hätten sich allein herausgefüttert?"

„Es ist mir wirklich neu," fiel der Doktor ein, „daß die Damen selbst den Werth der vielgepriesenen That herabsetzen; was sagen Sie dazu Fräulein," wandte er sich an Minchen, „Sie als Weinsbergerin haben die erste Stimme, glauben Sie wirklich, daß die That der Weinsberger Frauen so gering anzuschlagen ist?"

Minchen war eben in eine tiefsinnige Betrachtung des Kleides ihrer Nachbarin versunken, ob selbiges wohl halbseiden oder ganz seiden sei, und mußte sich die Frage wiederholen lassen. „Eine Kleinigkeit war's gewiß nicht," entschied sie, „aber ich finde es ganz gescheidt; was hätten denn die vielen Frauen nachher alle anfangen sollen ohne Männer, besonders im Krieg, wo vorher schon so viele erschossen worden sind."

Das laute Lachen der Herrn über dies naive Zugeständniß brachte Minchen in einige Verlegenheit; um ihr daraus zu helfen, bat Grote die Damen, höhere und schwerere Proben von Frauentreue zu erzählen und forderte Minchen auf, selbst den Anfang zu machen.

Minchen, die noch nie als Erzählerin aufgetreten war, kam in große Verlegenheit und mußte sich schrecklich lang besinnen; obgleich Grotens Erwartungen von dem Kind der Natur etwas herabgestimmt waren, so sah er doch gespannt auf sie, lauschend, in welch schlichtem, lieblichen Beispiel sich die holde, schwäbische Einfalt kund geben werde.

„Ich weiß selber nicht mehr so recht,“ begann Minchen stockend, „aber das ist doch ganz schön von der Mimili, die fast gestorben ist, wie sie geglaubt hat, er wolle nichts mehr von ihr und sie ist ihm doch getreu blieben, bis sie sich zuletzt noch gekriegt haben.“

„Sehr schön, in der That,“ sagte mit möglichster Ernsthaftigkeit der Doktor, während Arthur nicht recht wußte, was für ein Gesicht er dazu machen sollte, „und woher stammt denn dieses rührende, wenn auch mir noch etwas unklare Exempel von Frauentreue?“

„Aus einer schönen Geschichte: ‚Mimili von Lauren‘,“ berichtete Minchen, „die Frau Notarin hat sämmtliche Werke, es ist so unterhaltend.“

„O Natur, o Natur!“ flüsterte Edmund seinem Freunde zu, „armer Arthur! Die Schwabenkinder haben auch gelesen.“

Frau Cäcilie, die gern den komischen Eindruck verwischt, und das Gespräch auf ernsterem Grunde erhalten hätte, erbot sich, ein wahres Beispiel von Frauentreue zu erzählen, das mehr als alle Dichtung sei, eine Geschichte aus dem Mittelalter.

„Und wie benennen Sie diese Wundergeschichte, etwa Treue bis zum Tod, oder sonst einen nagelneuen, nie gehörten Titel?"

„Treue durch mehr als Tod,"

sagte Cäcilie etwas piquirt und begann:

„Eine Gräfin, Mathilde von Felseck, war vermählt an einen Grafen Hugo von ..... ich entsinne mich des Namens nicht mehr genau."

„Der Name thut nichts zur Sache," sagte tröstend der Kanzleirath.

„Die Gräfin war wunderschön, ihr Gemahl aber dunkel und unschön von Angesicht. Er wußte, daß sie ihn nach ihres Vaters Willen gewählt und konnte trotz all ihrer Versicherungen nicht an ihre Liebe glauben; mehr und mehr quälte ihn der Gedanke, daß sie sich an seiner Seite nur unglücklich fühlen könne, und er beschloß zuletzt, von ihr in den Krieg zu ziehen. Im Kriege verlor er aber nicht sein Leben, wie er gehofft und gewünscht hatte, sondern nur sein rechtes Auge.

„Da sandte er der schönen Gräfin Botschaft: nun, da er noch seines Auges beraubt, und viel mehr wie zuvor entstellt sei, achte er sich auf ewig von ihr geschieden; er ziehe in's heilige Land; wenn er daselbst den Mühsalen des Krieges erlegen sei, solle es ihr sein Knappe berichten, damit sie dann frei einen Gatten von schöner Gestalt wählen könne, der ein würdiger Genosse für sie sei.

„Die Gräfin hieß den Knappen, der die Kunde gebracht, einige Tage verweilen; sie schloß sich in ihre Gemächer ein, und Niemand wußte, was sie daselbst that. Nach mehreren Tagen kam sie hervor, dicht in Schleier gehüllt, zur Reise

gerüstet und gebot dem Knappen, sie zu seinem Herrn zu geleiten.

„Der Ritter saß in seinem Zelt finster und allein, als seine holdselige Frau mit verschleiertem Antlitz zu ihm eintrat und ihn grüßte. „Laß ab von mir," rief er düster, „du folgst mir nur aus Pflicht, lieben kannst du mich nimmermehr!" Die Gräfin aber schlug ihren Schleier zurück und beugte sich liebevoll nieder auf den düstern Gemahl, er blickte auf und sah — in Eines ihrer schönen blauen Augen, das andre hatte sie selbst sich ausgestochen. „Nun sind wir einander gleich," sagte sie lächelnd, „und du darfst nicht mehr fürchten, ich sei zu schön für dich."

„Da erkannte er ihre unendliche Liebe, all seine Zweifel waren überwunden, er kehrte mit ihr heim, und sie lebten fortan glückselig zusammen."

„Das ist Treue!" rief Grote begeistert. „Fast gar zu schön," meinte lächelnd der Doktor, „und was die historische Wahrheit betrifft, so wird die höchst dubiös sein," bemerkte der Kanzleirath. „Als Erfindung eines alten Minnesängers hat es vielleicht einigen Werth," sagte Herr Radius anerkennend. „Sie hätte die Operation gar nicht selbst vollziehen und nicht so ohne Weiteres überstehen können," warf wieder der Kanzleirath ein.

„Nicht gescheidt wäre sie gewesen!" platzte Frau Karoline heraus. „Na, auf solchen Beweis von Treue hätte ich auch keinen Anspruch gemacht," sagte ihr Gemahl. „Ist auch nicht nöthig," entgegnete sie lachend, „ich wäre meinetwegen zu dir gekommen mit allen zwei Augen und hätte dir gesagt, du sei'st mir doch schön genug und ich wolle mit dir vorlieb nehmen, so wie du seist. Hättest du's dann doch nicht geglaubt, so wär's dein eigner Fehler gewesen. Wenn

Wenn der Mann einäugig ist, so hat die Frau zwei Augen um so nöthiger."

„Auch richtig," gab der Kanzleirath zu; „aber Sie, Madame Elsinger, worin besteht denn Ihr Ideal von Weibertreue." „Ach, ich habe nicht viel Zeit, mich mit Idealen abzugeben," sagte diese, „aber ich meine, die Bürgermeisterin von Schorndorf hat ihrem Manne einen viel besseren Dienst gethan, als die Frau Mathilde dem ihren."

„Wer war die Bürgermeisterin von Schorndorf?" fragte Arthur. „Ach, das ist eine bei uns wohlbekannte Geschichte," sagte Herr Radius, recht vergnügt über den soliden Fortgang des Gesprächs, „die im Jahr 1688 passirte, wo der französische General Melac als Verderber und Mordbrenner durch unser Land zog. Die Festung Asperg hatten sie durch Gewalt und Drohungen schon besetzt und einen Befehl zur Uebergabe von Schorndorf bei der Regierung erschlichen.

Mit diesem Befehl ward ein Regierungskommissär nach Schorndorf abgesandt. Der dortige Kommandant widersetzte sich nämlich der Uebergabe, ein Theil des Magistrats aber wurde bedächtig und schwankend und glaubte, es werde keine Wahl bleiben, als dem Befehl zu gehorchen. Die Frau Bürgermeister Künkelin von Schorndorf aber, die wußte, warum sich der Magistrat versammelt hatte, schöpfte Verdacht; da die Sitzungen des Rathes, wie billig und natürlich, für Frauen nicht zugänglich waren, so schlüpfte sie in höchsteigner Person in den großen Kachelofen der Rathsstube und hörte allda, daß, wenn auch mit schwerem Herzen, der Beschluß gefaßt wurde, sich in Gottes Namen dem herzoglichen Befehl und der Uebermacht des Feindes zu fügen und die Stadt auf glimpfliche Bedingungen zu übergeben."

„Die Frau Bürgermeisterin aber," nahm Karoline eifrig das Wort, „schlüpfte aus dem Ofen heraus, ob sie sich rußig gemacht, weiß ich nicht, rief, im Verein mit einer Freundin, alle Weiber der Stadt zusammen und sagte ihnen, welche Gefahr ihrer Stadt drohe.

Ehe noch der wohlweise Magistrat seine Sitzung und Berathung vollendet hatte, da er sich wahrscheinlich nicht darüber vereinigen konnte, wer bei dem schmählichen Abzug aus den Thoren seiner Heimath den Vorrang haben solle, hatten sich sämmtliche Frauen vor dem Rathhause versammelt. Sie waren gerüstet mit allen Waffen, die Frauen zu Gebot stehen . . ." „Also Lächeln, Thränen, süße Ueberredung, anmuthige List," fügte der Doktor ein. „Keineswegs, Herr Doktor, zu süßen Worten war keine Zeit. Die Weiber hatten Besen, Ofengabeln und Feuerzangen und erklärten den Männern, wenn sie den Franzosen die Thore öffnen, so wollten sie, die Frauen, ihnen den Eingang noch wehren, bis die Letzte von ihnen todt liegen bleibe; dieser Muth der Weiber beschämte die Männer; der herzogliche Kommissär wurde unverrichteter Dinge fortgeschickt und hatte zu thun, daß er mit heiler Haut davon kam. Als nach ein paar Tagen der Melac daher kam und geradezu einrücken wollte, — da fand er die Thore verschlossen und eine kampfbereite Bürgerschaft auf den Wällen, die sich zeigte, als die rechten und tüchtigen Männer ihrer muthigen Weiber."

„Die Franzosen haben die Volkswaffen respektiren lernen, die nicht das Kommandowort eines Generals, sondern ein muthiges deutsches Herz in die Hand gibt," fügte Herr Radius ein; „Melac mußte mit Schimpf und Schande abziehen und die Stadt blieb unser."

„Die Frauen aber," schloß Frau Karoline, „warfen

Besen und Ofengabel weg, kehrten in ihre Küche zurück und kochten ihren Männern ein gutes Mittagsmahl.“ „Wovon zwar die Geschichte schweigt,“ sagte Doktor Halm. „Allen Respekt vor der Bürgermeisterin, gewiß hat sie ein Beispiel weiblicher Energie gegeben; da wir aber just von Treue reden . . . .“ „Und ist es nicht die höchste Treue, an des Mannes Werth und seine Kraft zu glauben und sie in ihm zu wecken, auch da noch, wo er sich selbst aufgegeben?“ fragte Emma mit leuchtendem Blick, erröthete aber tief, als die Blicke sich auf sie wandten. „Eine recht poetische Verklärung der Frau Bürgermeisterin mit Besen und Ofengabel,“ sagte der Doktor wieder, „aber ich beneide denn doch ihren Mann nicht, mein weibliches Ideal ist sanfte Hingebung, selbstvergessene Demuth . . .“ „Ein solches Beispiel,“ meinte die freundliche Hausfrau, „könnte ich vielleicht anführen; wenn es auch kein historisches ist.“ „Schön, schön,“ stimmten alle bei, auch Arthur, der sich eben besonnen, ob ihm die Probe schwäbischer Frauentreue, die die Frau Bürgermeisterin ihm gegeben, nicht gar zu massiv wäre.

Opfer ohne Dank.

„Eine Freundin meiner Mutter, ein schönes, liebenswürdiges, reichbegabtes Wesen, hatte, dem Wunsch ihrer Eltern zu lieb, einen etwas eigensinnigen, wunderlichen Mann geheirathet. Wenn sie aber auch nicht aus Liebe gewählt hatte, so war sie doch jederzeit heiter, liebevoll und aufmerksam auf die kleinsten Wünsche ihres Gatten. Nur an der großen Zärtlichkeit, mit der sie Blumen pflegte, ließ sich vielleicht vermuthen, daß ihr Herz nicht ganz ausgefüllt sei.

Einst hatte sie von ihrem Bruder auserlesen schöne holländische Hyazinthenzwiebeln erhalten, die sie sehr glücklich machten; sie pflegte sie sorgsam und belauschte mit kindlicher Freude das Keimen der Pflanzen, das allmälige Schieben der Knospen.

Im Februar, fast an Einem Tag, gingen die Blumen alle auf: das Zimmer blühte und duftete wie der schönste Garten und glückselig zeigte sie ihrem Mann die herrliche Flora, als er von einer kleinen Geschäftsreise zurückkehrte. Er nahm wenig Notiz davon und bemerkte bald: „die Blumen riechen viel zu stark, ich bin überzeugt, daß ich Kopfweh davon bekomme.“ „Ich fürchte, auf dem Gang außen wäre es zu kalt für sie,“ sagte die Frau, ängstlich um das Schicksal ihrer Lieblinge besorgt, „und da sie nicht im Schlafzimmer sind, und dein Arbeitszimmer oben ist, so fürchte ich nicht, daß dir der Duft schade.“ „Du weißt, daß bei unserer kleinen Wohnung der Geruch überall durchdringt,“ entgegnete er gereizt, — er war jederzeit gereizt, — und verließ das Zimmer. Als er später die Treppe wieder herab kam, kam ihm die Frau entgegen, sie trug all ihre schönen Hyazinthen abgeschnitten in einem Körbchen. „Was willst du damit?“ fragte er mit der halben Beschämung, die auch der gewaltthätigste Mensch fühlt, wenn man plötzlich seiner Caprice nachgibt. „Es ist heute Abend Ball, da will ich meine schönen Blumen den jungen Mädchen vertheilen,“ sagte sie heiter; — „so haben sie doppelte Freude gemacht.“

„Das gebe ich zu,“ sagte Herr Radius, „mag eine schwerere Probe sein, als den Mann auf dem Rücken zu tragen, zumal wenn die Geschichte noch versichern kann, daß

die Dame nachher nicht in offener oder verblümter Weise dem Mann das Leben sauer gemacht hat wegen der geopferten Blumen."

„Ein höchst unnöthiges Opfer!" rief Frau Karoline, „es geschieht den Männern ein schlechter Dienst damit, wenn man jeder ihrer wunderlichen Laune so nachgibt, den wollt' ich gelernt haben, meine Blumen zu riechen!" „Ja, ja," lächelte der Doktor etwas spöttisch, „der Herr Gemahl darf sich vielleicht mehr auf die Schorndorfer als auf die Weinsberger Treue gefaßt machen."

„Sie, Fräulein, sind uns Ihr Beispiel von Frauentreue noch schuldig," sagte Arthur, den ein unwillkührlicher Zug doch immer in Emma's Nähe führte, deren stille Augen und gedämpfte Heiterkeit mehr Anziehung auf ihn übte als die laute Fröhlichkeit der jungen Mädchen draußen, unter denen er doch die schönste Gelegenheit gehabt hätte, sein Urbild einer Schwäbin zu suchen.

„Ach," rief Frau Karoline, „das Ding wird am Ende einförmig, wir können uns nicht immer selbst loben; wie wär's, wenn die Herrn zur Abwechslung etliche Exempel von Männertreue brächten?"

Die Männer besannen sich. Keinem, selbst dem mundfertigen Sachsen wollte jetzt gerade ein solches Beispiel einfallen, und die Hausfrau sprach lachend: „ja, das wird eine vergebliche Forderung sein! Kennen Sie nicht das alte Liedchen vom muntern Ritter, der mit seinem Liebchen die Höhe von Weinsberg besteigt und bei den Trümmern der Weibertreue den Schwur ewiger Treue von ihr verlangt?

Bei diesen Trümmern der, — verzeih
Fast ganz verfallnen Weibertreu.

„Das Liebchen verspricht zu schwören, wenn er ihr auch nur einen einzigen Stein von Männertreue zeigen könne.

Nur Einen Stein, der, o verzeih
Noch nie bestandnen Männertreu.

„Man sagt, daß der Ritter bis heutigen Tags den Stein noch nicht aufgefunden habe."

„Ein eklatantes Beispiel von Männertreue ist auch mir im Augenblick nicht erinnerlich," gab der geschichtskundige Herr Radius zu. „Weil bei Männern die Treue Regel ist, und die Untreue Ausnahme," behauptete Arthur, wobei er einem ungläubigen Lächeln der Dame begegnete.

„Aus der Ritterzeit vielleicht," gab Frau Cäcilie zu. „O Ritterzeit!" rief der Doktor, „von keiner ist mehr gelogen worden; weiß nicht, ob die Treue unserer Damen heutzutage Stand hielte, wenn sie eine Behandlung erfahren müßten, wie die minniglichen Frauen des Mittelalters von den biderben Rittern, wie solches die schöne Chrimhilde noch ganz begreiflich fand."

„Nun, dann waren die Damen des Mittelalters in ihrem guten Recht, daß sie den Männern oft die Werbung so sauer machten," meinte die Hausfrau.

„Einen Ritter," sagte Herr Radius, der endlich hoffte, seinen Unterhaltungsstoff anzubringen, „habe ich selbst noch in hiesiger Gegend gekannt, der zwar keiner Dame Treue beweisen konnte, da er Malteser war, der aber doch einen Beweis gibt, daß die ritterliche Gesinnung deutscher Männer auch in der Ferne einen guten Klang hat.

„Einen Ritter, den Sie noch gekannt?" fragte zweifelnd Frau Karoline.

„Allerdings," versicherte Herr Radius, „es war zwar

nicht der letzte Ritter von Marienburg, aber doch der letzte Ritter von Affaltrach. Freilich war es auch kein Ritter in silberblanker Rüstung wie der Otto von Trautwangen; es war ein alter behaglicher Herr von stattlicher Gestalt und ansehnlichem Bauch, mit einem Zopf und gepuderten Haaren, der immer im langen Frack ging, bei hohen Festen von scharlachrother Farbe, aber ein Ritter war es immerhin: der letzte Malthesor, Franz Karl, Freiherr von Truchseß zu Appenweiher, grand bailif und Commenthur. Er hatte seinen Ruhesitz in dem Dörfchen Affaltrach, unweit Weinsberg, das bis in die neueste Zeit dem Maltheserorden gehörte. In seiner Jugend war er auf Malta, und Commodore einer Schiffsabtheilung des Ordens gewesen. Die Kriege mit den Saracenen hatten damals aufgehört und die Schiffe dienten nun dem friedlichen Zweck, Früchte von Sicilien nach Malta zu bringen. Eine Dürre auf Sicilien hatte den Commodore einst genöthigt, Getreide vom Dey in Algier zu kaufen, bei welcher Gelegenheit beide gut miteinander bekannt wurden.

„Im folgenden Jahr machte der Freiherr wieder eine Uebungsfahrt nach Algier; er hörte dort, daß der Dey auf seinem festen Schloß Lasauba von wilden Gebirgsvölkern belagert sei. Der bedrängte Dey sah die Schiffe der Maltheser; er sandte eine Botschaft an den Freiherrn, um ihn anzuflehen, sich seiner Frauen anzunehmen. Er wisse sie auf einem geheimen Wege zu flüchten, könne aber keine Männer zu ihrer Bedeckung entbehren; so bat er denn den ritterlichen Deutschen, sie sicher zum Pascha von Rhodus, seinem Freunde, zu führen. Er selbst wolle hier bleiben und kämpfen wie ein Mann.

„Er überschickte dem Ritter noch einen kostbaren Ring, mit dem er sich bei dem Pascha von Rhodus beglaubigen könne. Der Deutsche sagte seinen Schutz zu, und in tiefem Dunkel der Nacht, bei dem Schein weniger Fackeln, die Sclaven trugen, zogen die schüchternen Tauben des Harems herab auf die deutschen Schiffe.

„Treu seinem Ritterwort, ehrte der Commodore sogar die strengen Haremsgesetze und verlangte nicht einmal zum Dank das Antlitz seiner schönen Schützlinge zu sehen. Wohlbehalten nach glücklicher Fahrt übergab er sie dem Pascha von Rhodus, und nahm freundlich den leisen Dank, mit dem die scheuen Vögelein von ihrem edlen Beschützer schieden.

„Den Ring hat der Freiherr als Kleinod bewahrt so lang er lebte; er zeigte ihn noch als Greis seinen Freunden und erzählte lachend, wie sich wohl seine Maltheserschiffe damals gewundert hätten über die schöne Last, die sie nach Rhodus tragen mußten.“

„Aber, Herr Radius, über Ihrem letzten Ritter vergessen wir ganz das Gläschen Wein, dem doch die alten und neuen Ritter nie abgeneigt waren,“ mahnte der Hausherr; „angestoßen, ihr Herrn! auf's Wohl aller Männer, die noch einen Funken alter Ritterlichkeit in sich tragen, hoch!“ „Hoch!“ rief die Gesellschaft und „hoch!“ stimmten der Spur nach die Jünglinge ein, die sich mit vollen Gläsern um die Laube gruppirten.

Arthur verweigerte anzustoßen; „das erste Glas gebührt den treuen Frauen,“ sagte er, „und Fräulein Emma hat uns ihr Ideal noch nicht genannt.“ „Herr Doktor Halm ist ein Historiker, der weiß gewiß die schönsten Beispiele,“ sagte ausweichend Emma, die durch das erste harte Urtheil das sie überhaupt gehört, ganz um ihre sonstige Unbefangen-

heit gebracht war. „Ich!?“ rief mit komischem Erstaunen der Doktor, „o ja, allerdings, die Historie bietet uns unterschiedliche glorreiche Beispiele getreuer und vortrefflicher Gattinnen und Mütter, wie in jedweder Grammatik, lateinischen oder französischen Chrestomathie zu lesen ist: eine Arria, Kornelia, und wie ähnliche Schulkamerädinnen von uns heißen, aber sie sind doch allzubekannt; ich bin gewiß, der Herr Stadtschreiber wüßte uns aus dem Schatz seiner Erinnerungen viel unbekanntere und pikantere Beispiele zu nennen.“

Der gar alte Herr Stadtschreiber hatte indeß wenig Theil an der Conversation genommen; er saß nur ganz behäglich, — in sich hinein vergnügt wie ein Maikäfer, sagt der Schwabe, schenkte seinen Nachbarn fleißig ein und versäumte nicht, nachher jedesmal sein eigen Gläschen zur Hälfte zu füllen, weshalb auch seine Augen immer heller glänzten und sein Zöpflein vergnüglich wackelte.

Als man ihm aber sagte, wovon die Rede sei, so meinte er, „wenn Sie von merkwürdigen Frauenzimmern sprechen, so dürfte wohl billig der Frau des Landschaftssekretarius Stockmeyer erwähnt werden, die im Jahr 1804 durch ihre Standhaftigkeit dem Lande einen großen Dienst erwies.“ „Da haben Sie recht, Herr Stadtschreiber,“ rief Radius, „daß Sie dieser Geschichte erwähnen, die zur Schande unsers Geschlechts schon jetzt fast vergessen ist, — über diese Geschichte würde am Besten die Ueberschrift passen:

„Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen.“

„Im Anfang dieses Jahrhunderts,“ hub der Herr Stadtschreiber an, „machte der alte Herr, Gott hab' ihn selig, ein gescheidter, aber auch ein gewaltthätiger Fürst, verschiedentliche Versuche, die von ihm selbst beschwornen Rechte der Landschaft anzu-

tasten. Wie aber jeder Regent unterthänige Diener und bereitwillige Hände zu jeder Gewaltthat findet, so hat es auch zu jeder Zeit gerade, redliche Männer gegeben, die es besser mit dem Fürsten gemeint haben als er mit sich selbst und die unerschütterlich der Wahrheit die Ehre gegeben haben. Unter diese gehörte der Landschaftssekretär Stockmeyer, der die widerrechtlich geforderten Sigille der Landschaft den Beamten des Churfürsten verweigerte und deshalb von Amt und Familie fortgeführt und eingesetzt wurde.

„Obgleich er niemand sprechen sollte, so gelang es doch seiner Frau, zu ihm in's Gefängniß zu kommen und ihm Trost und Nachricht von den Seinigen zu bringen. Die treue Frau bemerkte aber bald, daß eine besonders schwere Sorge ihres Gatten Herz belaste. Auf ihr Drängen gestand er ihr, daß im Rathhause noch wichtige Papiere verwahrt seien, die der Landschaft gehören und daß es im höchsten Interesse der Rechte des Landes liege, solche in Sicherheit zu bringen, daß er aber keine Seele wisse, der er diesen wichtigen Auftrag vertrauen könnte.

„Die muthige Frau nun erklärte sich dazu bereit, und das war kein Spaß, wenn man den alten Herrn selig kannte und seinen Zorn.

„Sie brachte die Papiere mit großer Vorsicht aus dem Rathhaus während bereits die churfürstlichen Beamten im Hause waren und darnach suchten, verwahrte solche in einem verborgenen Kästlein und begrub die Schlüssel eigenhändig in ihrem Keller.

„Die That war ganz verborgen geblieben, die Papiere aber wurden bald vermißt und mit Ingrimm gesucht. Gegen ihre eigne Ansicht mußte sie Frau Stockmeyer auf Befehl ihres Mannes einem nahen Verwandten mittheilen, der auf des

Churfürsten Seite war, weil er hoffte, diesen dadurch wieder zu seiner Pflicht zurückzuführen. Dieser, wegen der Sache verhört, lieferte alsbald den Brief der Frau aus, in dem sie sich zu der That bekannte.

„Alsobald wurde sie von hohen Beamten aufgefordert, zu sagen, wo sich die Akten befinden und die Schlüssel auszuliefern; sie erklärte zum unaussprechlichen Erstaunen der Herrn, daß sie dies weder könne noch wolle. Sie habe die Papiere im Auftrag ihres Mannes in Sicherheit gebracht, und nur wenn dieser ihr frei gegenübergestellt werde, und sie mit eignem Munde ihres Versprechens der Verschwiegenheit entbinde, so werde sie dieselben ausliefern. Bitten und Drohungen, gütliche und heftige Vorstellungen scheiterten an der ruhigen gelassenen Festigkeit der Frau.

„Am Ende sagte man ihr, daß sie zur Strafe ihrer Widerspenstigkeit, zur Beugung ihrer Hartnäckigkeit gefänglich eingesetzt werde; sie blieb unerschüttert und bat nur, das Kind, das sie noch stillte, mit sich nehmen zu dürfen. Mit dem Kinde und einer treuen Magd, die sich freiwillig mit ihr einsperren ließ, wurde sie nun in ein Zimmer des Rathhauses eingeschlossen, mit dem Verbot, sich an keinem Fenster sehen zu lassen. Von ihrem Gatten, den sie leidend wußte, bekam sie nicht die geringste Kunde, von ihren vier Kindern daheim, denen die treue, besorgte Mutter so sehr fehlte, durfte sie keines sehen; die beständige stille Sorge, der ungewohnte, gänzliche Mangel an Luft und Bewegung machten sie am Ende ernstlich krank; von Zeit zu Zeit kamen immer wieder die kurfürstlichen Kommissarien, die vornehmsten Herren des Landes, um sie zu verhören, um zu sehen, ob sie noch nicht mürbe geworden sei; sie aber blieb fest, unbeweglich, eine treue Hüterin des Vertrauens ihres Gatten.

„Man sagte ihr endlich, ihr Mann habe den Verwahrungsort der Papiere angegeben, sie habe nur noch die Schlüssel abzuliefern; sie aber beharrte darauf: nur dem mündlichen Befehl ihres freigelassenen Gatten, als dessen Werkzeug sie gehandelt, werde sie Folge leisten.

„Und ‚Treue gewinnt', hieß es zuletzt, der Churfürst gab energischen Vorstellungen anderer rechtschaffener Männer nach, der Sekretair ward seiner Familie zurückgegeben, die standhafte Frau in Freiheit gesetzt und die Rechte des Landes blieben für diesmal unangetastet.

„Die Frau Stockmeyer wurde von allen Seiten mit großen Ehren überhäuft; sämmtliche Prälaten und die Herrn von der Landschaft erließen ein feierliches Danksagungs- und Belobungsschreiben an sie, worin ihr eine lebenslängliche Pension zugesichert und ein Präsent angeboten wurde, welch letzteres sie aber ablehnte. Ein angesehener Prälat bestimmte ihr in seinem Testament eine goldne Medaille, die er selbst früher zum Dank für seine Verdienste von der Landschaft empfangen hatte; sie wurde in Prosa und Versen gepriesen. Sie aber kehrte in aller Stille in's Privatleben zurück, war nach wie vor eine emsige Hausfrau, eine sorgsame Mutter und eine liebevolle Ehefrau und suchte keinen Ruhm, als den stillen Ruhm vor Gottes Augen, daß sie als eine getreue Haushälterin erfunden werde."

„Allen Respekt!" rief der Hausherr, „Gott gebe jedem Mann ein so zuverlässiges Weib, wenn sie auch nicht auf so schwere Proben gesetzt wird. Angestoßen! auf das Wohl aller treuen und starken Frauen!"

„Aber, Herr Doktor," mahnte Radius, „es wäre doch fatal, wenn Sie als Historiker uns nicht auch mit einem Exempel regaliren wollten.„

„Der Beispiele des Guten," meinte der Doktor, „könnten es doch am Ende zu viel werden: eine merkwürdige Frau aber, wenn auch nicht eben ein Exempel von Treue, schwebt mir im Augenblick vor, da sie einen Theil ihrer abenteuerlichen Lebensrolle auch in hiesiger Gegend spielte. Wenn ich Sie nicht langweile . . ."

„O nein," versicherte die Hausfrau, „wir haben noch eine schöne Pause, eh es dunkel genug wird, das Feuerwerk zu beginnen." „Nun denn, so hören Sie die Geschichte der Frau von Krüdener. Sie wissen wohl besser als ich, daß im Juli 1815 der glorreiche Tag war, wo die russische und österreichische Armee sich in und um Heilbronn zum Zuge nach Frankreich sammelten, wo die alte Reichsstadt die zwei ersten Herrscher der Christenheit in ihren Mauern beherbergte, Kaiser Franz von Oesterreich und den schönen, ritterlichen Kaiser Alexander von Rußland.

Kaiser Alexander hatte sich, müde von der Reise, von Audienzen und Huldigungen, in seine Gemächer zurückgezogen, als man eine Dame meldete, die ihn dringend zu sprechen wünsche. Der Kaiser ließ sie erst vor, nachdem sie sich als Frau von Krüdener genannt. Der Name war ihm nicht fremd; fast noch aus seiner Knabenzeit erinnerte er sich der jungen Frau des Freiherrn von Krüdener, deren anmuthige, feenhafte Erscheinung einst den Hof von St. Petersburg bezaubert hatte.

Ein Herbstabend ist viel zu kurz, um auch nur einen Abriß des wechselvollen Lebens dieser abenteuerlichen Frau zu geben. Als Tochter eines reichen liefländischen Barons wurde sie von Anfang von allen Gaben der Natur und des Glücks überschüttet. An dem üppigen Hof zu Paris war sie zu allen Talenten und Künsten gebildet, die ihre natür-

liche Anmuth noch erhöhen konnten, von Vestris selbst im Tanz und graziösen Atituden unterrichtet, und lebte, als Kind schon ein Wunder ihrer Kreise, in einem endlosen Traum rauschender Feste und Freuden, eh sie auch nur einmal mit wachen Augen ins Leben gesehen hatte. Im fünfzehnten Jahr heirathete sie den edlen und hochgebildeten Freiherrn von Krüdener.

„War sie schön?" unterbrach die Hausfrau den Doktor.

„Sie soll weniger schön, als außerordentlich fein, zierlich, geistvoll und anmuthig gewesen sein, voll Leben und Bewegung," fuhr dieser fort. „Ihre Reisen, ihr Aufenthalt an Höfen, anfangs noch an der Seite des Gatten, am Hof von Petersburg, von Berlin, von Kopenhagen, in Paris, in Venedig, in deutschen Bädern, waren lauter Triumphzüge; überall glänzte sie als erster Stern, und so hinreißend ihre äußere Erscheinung war, unterstützt von den Geheimnissen einer feenhaften Toilette, die ihr niemand nachahmen konnte, so soll doch ihr Geist und Witz, ihr Talent in dramatischen Darstellungen, ihre lebendige Unterhaltungsgabe noch viel mehr gefesselt haben."

„Der Doktor wird ganz feurig," lächelte Frau Cäcilie. „Halten Sie inne, Doktor, mit Ihrer Schilderung, Sie verleiden sonst unsern Männern ihre guten, hausbackenen Frauen."

„Weiß nicht," sagte der Doktor lächelnd, „ob Einer aus unserer Gesellschaft das Verlangen hätte, Besitzer eines so vielbewunderten Prachtexemplars zu sein." Es ließ keiner der Herren einen solchen Wunsch laut werden, und Frau Karoline fragte:

„Welche Rolle spielte denn ihr Mann, während sie ihre Triumphe feierte?"

„Er war ein Ehrenmann," sagte der Doktor ernsthaft, „an Jahren und Erfahrung ihr weit überlegen, aber wie alle, hingerissen und geblendet von dem Zauber ihres Wesens. So war er ihr erster Anbeter und Bewunderer, ihr Freund und Beschützer, so lange sie sich von ihm beschützen ließ; aber er besaß nicht die Kraft, sie entschieden in die Schranken ihrer Pflicht zu weisen, als seine ernsten und liebevollen Vorstellungen erfolglos blieben. Sie selbst liebte und verehrte ihn, aber ihr rastloser Hang nach rauschenden Freuden und Zerstreuungen, ihre Sucht, zu glänzen und sich bewundern zu lassen, ließ sie kein häusliches Glück genießen oder bereiten. So war es ein wunderliches Verhältniß. Bald trennte sie sich von ihrem Mann und stürzte ihn durch rasende Verschwendung in Verlegenheit und Verzweiflung; dann schrieb sie ihm wieder die rührendsten Briefe voll schöner Gefühle und edler Vorsätze, dazwischen schloß und löste sie allerlei romantische und unromantische Herzensverhältnisse, bis sie ihren Mann nach seinem Tod in trostlosem Leid beklagte, um so heftiger, je kürzer es dauerte.

„Alles aber nimmt ein Ende, und obgleich die schöne Frau es verstand, ihren Frühling lange, bis in den Sommer auszudehnen, fand sie doch allmälich, daß der Zauber zu schwinden begann, und ihre Erscheinung kühler aufgenommen wurde. Sie ließ aber die Schwingen nicht sinken; als die Rosenkränze welkten, strebte sie nach dem Lorbeer der Schriftstellerin und suchte in Ruhm den Durst einer nicht gemeinen Seele zu stillen. Man sagt, daß sie ebensoviel Geist und Kunst aufgeboten, um ihren Werken Verbreitung zu gewinnen, als um sie zu schaffen. Sie hatte zuerst einen Roman unter dem Titel ‚Valerie' geschrieben; nach seinem Erscheinen zog sie und ihre Vertrauten in allen Putzläden und Kaufgewölben

der Stadt umher und fragten überall nach Hüten, Shawls, Tüchern u. s. w. à la Valerie. „Es ist uns nichts derart bekannt," erwiederte man ihnen. „Was? noch nichts à la Valerie?" fragte sie erstaunt. „Ja, wer ist denn die Valerie?" „Ach, das ist ja der berühmte Roman der Frau von Krüdener, ist's möglich, daß Sie den noch nicht kennen?" Nun strömte und rannte alles nach dem Buch, und auf's Neue hatte Frau von Krüdener erreicht, daß ihr Name von tausend Lippen genannt wurde. Aber inmitten dieser neuen Erfolge bemächtigte sich, ohne alle äußere Veranlassung, eine trostlose Oede, eine unbesiegbare Schwermuth ihrer Seele, so daß sie matt und übersatt sich auf ein Gut ihrer Eltern zurückzog, und vergeblich nach einem Licht in die farblose Leere ihrer Seele suchte.

„In dieser Zeit brachte ihr ein armer Schuster Schuhe. Sein heitres Aussehen fiel ihr auf, und sie fragte ihn, wie es ihm gehe? „O, ich bin ein glückseliger Mensch," antwortete ihr der aus vollem Herzen, „ich habe Frieden gefunden." Er war Mitglied der böhmischen Brüdergemeinde und gab ihr in seiner schlichten Weise den Grund der Hoffnung an, die in ihm war. Da wurde ihr mit Einemmale die Ursache ihrer Herzensöde, das Elend ihrer verarmten, vertrockneten Seele, die Nichtigkeit ihrer glänzenden Vergangenheit klar, und mit aller Begeisterung einer feurigen Natur warf sie sich rückhaltlos dem Glauben in die Arme, mit Einem gewaltigen Stoß brechend mit aller Herrlichkeit der Welt. Aber es war nicht ihre Art, nun in Stille und Demuth dem neuerschienenen Stern nachzugehen; nein, sie glaubte sich alsbald zur Predigerin und Prophetin berufen. Aufs Neue durchzog sie alle Lande, nicht in den glänzenden Gewändern der Weltdame, auch suchte sie nicht mehr Paläste

und Prunksäle, aber wie vor Zeiten als schimmerndes Weltkind, so sammelte sie jetzt als Bußpredigerin begeisterte Schaaren um sich, die an ihren Lippen hingen und ihren Schritten folgten.

„Wie weit sie wirklich eine Reuige und Gläubige, wie weit sie Schwärmerin war, und wie viel sie selbst von der ehemaligen Kokette in ihr neues Leben hinübergenommen, das ist wohl für menschliche Blicke schwer zu unterscheiden. In Paris hielt sie, außer ihren Vorträgen, auch Abendversammlungen, die nur stillem Gebet geweiht waren. Die andächtige Menge versammelte sich in einem matt erleuchteten Saale, durch dessen offne Thür man am Ende einer langen Zimmerreihe, von hellem Lampenlicht umflossen, Frau von Krüdener in priesterlichen Gewändern betend auf den Knieen liegen sah. In solchen Zügen glaubt man die Attituden von Vestris wieder zu erkennen. — Das aber glaube ich, daß man ihr entschieden Unrecht thut, wenn man sie für eine Betrügerin hält. Sie hat sich ihrer Ueberzeugung mit voller Seele hingegeben, hat ihr große Opfer gebracht und für sich nie einen Vortheil gekauft und errungen.

„Kurze Zeit vor dem Wiederausbruch des Krieges hatte sie sich auf einem Hof bei Weinsberg angekauft, wollte hier eine neue Gemeinde gründen und auf einem nahen Hügel eine Kirche bauen."

„Doch nicht auf der Weibertreue?" fragte Frau Cäcilie.

„Nein, so anmaßend war sie nicht," lächelte der Doktor, „aber auf dem Hügel dort, wo die Pappeln stehen; als sie aber die Ankunft des Kaisers erfahren, glaubte sie sich zu einer höhern Mission berufen, und, um diese zu erfüllen, verlangte sie die früher erwähnte Audienz.

„Der Kaiser, etwa auf die Bitte einer verarmten Hofdame gefaßt, war erstaunt, als die Frau, an der er keinen Zug der frühern Schönheit wieder fand, als begeisterte Bußpredigerin vor ihm stand, ihn, den Alleinherrscher aller Reußen, schalt um seiner Genußsucht, seines Stolzes und Leichtsinns willen, ihm aber zugleich verkündete, daß er zum Stifter eines neuen herrlichen Gottesreiches, zum Friedensfürsten Europa's berufen sei. Sie verhieß durch ihr Gebet den Sieg seiner Waffen, den Untergang Napoleons zu erflehen; dann aber sollte er mit den christlichen Fürsten Europas sich zu einer heiligen Allianz verbinden und das Beispiel eines Kaisers geben, in dessen Landen Friede und Gerechtigkeit herrschen.

„Alexander wurde von den begeisterten Worten der Frau bewegt, erschüttert, hingerissen. Er ging in ihre Plane ein, und diese Unterredung dauerte drei volle Stunden. Als später der Kaiser einige Zeit in Heidelberg verweilte, bewohnte Frau von Krüdener ein kleines Häuschen vor der Stadt, wohin sich Alexander jeden Abend begab, um sich mit ihr zu besprechen und mit ihr zu beten.

Nach dem Sieg der verbündeten Waffen und ihrem Einzug zu Paris ließ Alexander, seines Versprechens eingedenk, nach eigner Angabe die Akte der heiligen Allianz abfassen und unterzeichnete sie am 26. September zu Paris, und alle christlichen Fürsten folgten seinem Beispiel. Der erste Gedanke dazu war aber das Ergebniß jener nächtlichen Stunde zu Heilbronn und darum hat diese Geschichte auch ihr Recht, wo es sich um die Denkwürdigkeiten dieser Gegend handelt."

„Frau von Krüdener hat, so viel ich weiß, ihre Prophetenrolle noch lange gespielt?" fragte der Sachse. „Ja wohl,"

entgegnete der Doktor, „es ist schwer, in chronologischer Ordnung ihren Zügen zu folgen, so viel ist gewiß, daß der alte Zauber ihres Wesens nicht gebrochen war. Wohin sie kam, versammelte sie Zuhörer aus allen Klassen um sich. Mehr noch freilich zog ihre mehr als fürstliche Freigebigkeit Schaaren von Armen nach. In den Theuerungsjahren 1817 bis 1818 speiste sie täglich große Schaaren armer Hungriger, so daß sie zuletzt dieses Gefolges wegen überall für einen gefährlichen Gast gehalten wurde. Zuerst wurde ihr der Aufenthalt in den deutschen Staaten verboten; die Schweiz gewährte ihr eine Zeit lang Asyl, bald aber wurde sie auch da fortgewiesen und zog nun mit ihren Anhängern wie ein gescheuchtes Wild von Ort zu Ort, von Land zu Land.

„Zuletzt wandte sie sich nach Petersburg zurück, aber auch ihr kaiserlicher Beschützer war mißtrauisch gegen sie geworden und gestattete ihr keinen Aufenthalt mehr. Endlich schien sie doch einzusehen, daß das Predigtamt kein Frauenberuf ist; müde, mit gebrochenem Körper, aber ungebeugter Seele, zog sie sich mit ihrer Tochter auf ein Landgut in der Krimm zurück, wo sie im sechszigsten Jahre an einer schmerzhaften Krankheit starb."

„Ein trauriges Prophetenloos!" seufzte Arthur, „nach diesem zerfahrenen Leben und Gemüth thäte uns ein einfaches, klares Frauenbild wohl, wissen Sie uns wirklich nichts zu erzählen, Fräulein Emma?"

Treue im Tod.

„Wenn ich von treuen Frauen höre," sagte Emma etwas schüchtern, „so muß ich an Gertrude von Wart denken." „Wer war die?" fragte Frau Karoline. „Die Frau eines

deutschen Edelmanns, Rudolf von Wart, der der Mitschuld an Kaiser Albrechts Tod angeklagt und von der blutigen Rache der Königin Agnes zum Tod auf dem Rad verurtheilt wurde. Der Henker hatte sein blutiges Amt gethan, der Unglückliche lag noch lebend in furchtbarer Qual, und selbst das schaulustige Volk floh mit Entsetzen von der Jammerstätte. Gertrud, seine Frau, hielt bei ihm aus. Sie hatte nicht Macht genug gehabt, ihn von seinen finstern Planen abzuhalten, aber sie hatte die Kraft, bei ihm zu bleiben in seinem schrecklichsten Elend. Ob ihr auch sein namenloses Leiden das Herz zerriß und jede Fiber erbeben machte, sie wich und wankte nicht, sie netzte seine brennende Zunge mit frischem Trunk, sie sprach ihm Trost zu mit bleichen Lippen, sie hielt ihm das Bild des sterbenden Heilandes vor, der schuldlos gelitten und so schwer wie er; wenn er im Uebermaß der Qual in Flüche und Verwünschungen ausbrechen wollte, so schickte sie feurige Gebete für ihn zum Himmel und flehte zu Gott, daß er ihre heißen Thränen annehme zur Sühne für seine Schuld.

„Drei Tage und drei Nächte hat sie so bei ihm ausgeharrt, ohne andres Labsal, als den kühlen Trunk, mit dem sie auch seine Lippen netzte, — allein, mit dem Verzweifelnden unter allen Schrecken des Hochgerichts; sie blieb ihm nahe, wo er verlassen schien von Gott und der Welt; so oft er noch aufblicken konnte, sah er in ihre treuen Augen und in sein qualvolles Stöhnen tönte ihre leise, süße Stimme. Da brach sein trotziger Sinn, sein Leiden verlor den Stachel, und mit seinem letzten Hauche stimmte er ein in ihr frommes Gebet.

„Am Morgen des vierten Tages war er verschieden und Gertrude wankte dem Kloster zu, wo sie ihre Tage verleben

wollte. Unterwegs aber sank sie zusammen, — das Kloster konnte nur ihre Leiche aufnehmen. Ich denke, das war Frauentreue," schloß Emma leise, selbst tief bewegt von ihrer Geschichte.

„Ja, das war Frauentreue!" stimmte Arthur begeistert ein, „aber ein zweites Beispiel, wie dies, bietet die Geschichte nicht." „Vielleicht nicht die Geschichte, aber das Leben," sagte Cäcilie. „Die That der Rizza," sagte Emma, „ist fast eine ähnliche, nur ist es hier die treue Mutter, nicht die Gattin, was ein Weib so stark macht."

„Rizza? ist mir kein bekannter Name," gestand Herr Radius.

„Sie war die Mutter von zwei Söhnen Sauls, die mit ihren fünf Stiefsöhnen als Opfer einer alten Blutschuld Sauls den Gibeonitern ausgeliefert und auf einer Höhe aufgehängt wurden. Rizza aber breitete ein Tuch über die Leichen und hütete sie bei Tag vor den Vögeln des Himmels, bei Nacht vor den Thieren des Feldes, von der Zeit der Erndte bis der Regen vom Himmel über sie troff. David erbarmte sich endlich der Leichen und gab ihnen ein friedliches Grab, so daß die Mutter nicht vergebens gewacht hatte."

„Wirklich, es ist Schade, daß man nie in der Bibel liest," sagte naiv Frau Cäcilie, „es kommt doch manches Schöne darin." „Ach, mir sind das grausige Geschichten von Geräderten und Gehängten," sagte Minchen. „Ich habe zwar auch einmal mit zusehen wollen, wie man den Koseritz erschießen wollte, und Papa und ich haben uns recht geärgert, daß wir umsonst gereist sind; nachher aber bin ich wieder froh gewesen, es muß doch schauerlich sein, — das Ding hätte mir im Traum vorkommen können."

Arthur hatte vor der Hand genug an dem Naturkind, er mußte auf Emma sehen, deren blaue Augen so schön glänzten, in tiefer innerer Erregung. Und sie las die Bibel, sie schien ganz daheim in den heiligen Blättern, nein, ihr Herz mußte warm und frisch geblieben sein! Nur gegen ihn selbst war sie heute so bedenklich kalt und fremd!

Nun aber war's vorüber mit Geschichten und Gesprächen; Kaiser und Ritter, Weinsberger und Schorndorfer Weiber wurden vergessen, da eben zischend eine prachtvolle Raketenreihe aufstieg. Die Gesellschaft gruppirte sich in Eile an sichere Stellen, wer mit Feuerwerk versehen war, eilte es, loszulassen, da ein Theil der Jugend noch Absichten auf den Ball auf dem Wartberg hatte. Mit lautem Zischen stiegen die Raketen, prasselnde Schwärmerkästen jagten da und dort die Gruppen auseinander, widerspenstige Feuerräder drehten sich rechts und links, es sprühten die Fontainen, in magischem Glanz leuchteten die farbigen Flammen romanischer Lichter, und stille bengalische Feuer beleuchteten verrätherisch heimlich flüsternde Pärchen.

Emma lehnte träumerisch an der Laube und schaute in die rasch verglühende Herrlichkeit; sie dachte an Jean Pauls Ausspruch: „Was ist das Leben und die Liebe? ein gutes rechtes Feuerwerk. Lange steht es da mit einem bunten, hohen Schaugerüst mit Statuen, kleinern Gebäuden und Säulen und verspricht noch mehr, als es schon verhüllt und verräth. Da springt ein Funken, die Formen reißen, es schweben Palmen und Pyramiden und eine hängende Sonnenstadt am Himmel, in der Nachtluft entfaltet sich gewaltig eine rege, fliegende Welt zwischen den Sternen und füllt das Auge; und das arme Herz, und der glückliche Geist, selber ein Feuer zwischen Himmel und Erde, schwebt mit. —

Einen ganzen Augenblick lang, — dann wird's Nacht und wüste, und am Morgen steht das Gerüste da, — dumm und schwarz."

Er hatte Recht, — so war's ja ihr gegangen, sie hatte noch nicht einmal gewußt, daß sie glücklich sei, und nun war's schon vorüber.

Plötzlich hörte sie einen durchdringenden Schrei des Entsetzens, — Arthur stürzte aus dem Gewühl der Feuerwerkenden gegen die Laube, ein Funkenregen sprühte von ihm aus, er schien in hellen Flammen zu stehen, alles schrie und rannte durcheinander. Minchen namentlich rannte eiligst davon, den Weinberg hinab, immer mit dem Zetergeschrei: „Der Sachs brennt, der Sachs brennt!" „Wasser!" „Werft ihn in den Brunnen!" Emma schrie nicht; ohne sich zu besinnen, schneller als ein Gedanke, flog sie auf ihn zu, umfaßte ihn und drückte die brennende Seite fest an sich, — die sprühenden Funken versengten sie, aber das Feuer erstickte. „Bravo, bravo, Fräulein Emma," riefen ihr die Männer zu, die den betäubten Grote zu sich nahmen, während Emma, tief erröthend, sich rasch hinter die Frauen versteckte.

„Wie kam's denn?" schrie Alles zusammen. „Ach, das Unglückskind hatte Schwärmer in der Westentasche, er muß einen glimmenden Zunder dazu geschoben haben, der sie anzündete," rief Edmund halb lachend, halb ärgerlich; „er kann von Glück sagen, daß er so davon kommt." Wirklich hatte, da das Feuer mehr nach Außen gesprüht, außer einigen leichten Brandwunden am Kinn, nur Arthurs Rock und Weste Schaden gelitten.

Er hatte sich bald erholt und suchte nun seine Retterin, die sich, tief beschämt über die rasche That ihres Herzensinstinkts weit von der Menge zurückgezogen hatte, wo sie

die freundliche Frau Bernhard zu beruhigen suchte und ihr kühlende Umschläge über die Arme machte. Tante Mine war zum Glück früher nach Haus gegangen, die hätte den Schreck kaum überlebt.

„Darf ich Ihnen nicht meinen Dank sagen, Emma, liebe Emma!“ fragte Arthur in tiefer Bewegung, indem er die verletzten Hände an seinen Mund zog, „o, wie viel Unrecht habe ich Ihnen gethan! wie kann ich Ihnen danken?“ „Gar nicht,“ erwiederte Emma in peinlicher Verlegenheit; sie hätte sich lieber in die Erde verborgen, als ihre That preisen hören. „Gar nicht?“ sagte Arthur traurig und fuhr dann wieder mit allem Feuer seiner rasch erregten Natur fort: „Emma! als meine Retterin haben Sie mich umfaßt, wollen Sie mir nicht vergönnen, das Leben, das Sie mir gerettet, Ihnen zu weihen, Sie zu umfassen, zu stützen, zu tragen in treuer Liebe ein ganzes Lebenlang.“ „Wir spielen keinen Roman,“ sagte Emma, „was ich gethan, that ich ohne Besinnen und hätte es für Jedermann gethan, es legt Ihnen keine Pflicht auf und gibt Ihnen kein Recht.“ Die Rose, die sich einen Augenblick erschlossen hatte, hüllte sich wieder dicht in Blätter ein und zeigte nur die schirmenden Dornen.

„Die Fackeln brennen!“ rief es von der andern Seite, „nach Hause!“ Arthur war etwas feuerscheu geworden, er nahm keine der brennenden Fackeln für sich, Emma aber ließ es doch geschehen, daß er ihren Arm nahm, und sich dem Zuge anschloß, der singend beim schwanken Fackellicht den Berg hinabzog.

Arthur hatte nicht mehr den Muth, mit ihr zu reden, nachdem sie ihn so kurz und spröde abgefertigt hatte, und Emma war dies am liebsten, sie fühlte sich angegriffen und das Weinen war ihr näher, als das Zürnen.

Die jugendliche Schaar vorn sang allerlei schöne alte und neue Lieder. Arthur war so verschüchtert durch die unerwartete Ungnade der erst Verschmähten, die ihm nun eine Perle sonder Preis erschien, daß er erst gegen das Ende einzustimmen wagte in den wehmüthigen Schluß des alten Wanderliedes:

Und soll ich dich nimmer wiedersehn, dich wiedersehn, dich wiedersehn.
Ade, ade, ade,
Ja Scheiden und Meiden thut weh.

Aber von Emmas Munde klang kein einziger Laut. Die Stadt war erreicht, die Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen und loderten in gewaltigem Feuer auf, eh sie zusammensanken. Um das Feuer schallten noch die schönsten Gesänge. Emma's Lippe blieb stumm, ihr Auge tief gesenkt; Arthur konnte kein Wort mehr von ihr gewinnen, als sie im milden Mondlicht vollends die Heimath suchten.

An der Hausthüre erst trafen sie Papa Radius und Edmund, Jeden in seiner Art begeistert. Als die drei Männer zugleich eifrig der Jungfer Mine die große Begebenheit des Abends und Emma's besonnenen Heldenmuth verkündeten, war diese längst in ihrem Stübchen und fand endlich die Thränen, in denen sich all die widerstrebenden Gefühle des Herbsttages lösten.

Der Sachse sprach nicht mehr von Schwabenkindern noch von Civilisationspuppen, er glaubte, die Eine gefunden zu haben, die er gesucht. Aber die Eine war nicht so leicht mehr zu gewinnen, nicht so leicht zu überzeugen, daß keine Art von Dankbarkeit oder Pflichtgefühl, sondern Liebe, wirkliche Liebe, ihn zu ihren Füßen führe; — er mußte noch abreisen ohne Hoffnung; Emma konnte den Gedanken nicht

verwinden, daß sie sich ihm im buchstäblichen Sinn an den Hals geworfen.

„Aber 's ist nichts über's nicht nachlassen," sagt ein schwäbisches Sprüchwort, und ein Jahr darauf ward auf den sonnigen Rebenhügeln bei Weinsberg ein zweites Herbstfest gefeiert, zu dem Arthur frei öffentlich seine Emma führen durfte, — ein glückseliger Bräutigam, und Emma konnte es nun ertragen, daß man sie neckte mit der Lebensrettung vom vorigen Jahr und konnte lächelnd dem Geliebten erzählen, wie sie sein Gespräch in jener Nacht belauscht, das er ihr indeß viel tausendmal abgebeten hatte.

Und ein junges Ehepaar stellte sich zur Vermehrung der Rührung der fröhlichen Gesellschaft dar. Minchen Eichelbeck, diesmal in amaranthrothem Gewand mit Dr. Halm, dem Privatdozenten der Weltgeschichte.

„Ich habe eine vortreffliche Hausfrau," versicherte dieser mit einer für einen jungen Ehemann erstaunenswerthen Ruhe; „mit Geist und Reflexionen, ebenso mit unverstandnen Gefühlen belästigt sie mich nicht: ginge aber die Noth an Mann, so glaube ich, sie würde mich so gut, wie eine der alten Weinsberger Frauen heraustragen, vorausgesetzt, daß sie ihren neuen Sparherd auch mit aufladen könnte."

Und Arthur hat den Krieg mit Töchterinstituten aufgegeben. Im frohen Besitz einer harmonischen, innerlich reichen Häuslichkeit gibt er gerne zu, daß wahre Geistesbildung ein treues, gutes Frauenherz nicht verderbe, sondern nur schmücke, wie die edle Fassung einen ächten Diamant; nur darin wird er niemals ganz mit sich einig, ob seine Emma ein solches Kleinod sei, weil, oder obgleich sie in einer Töchterpension gewesen sei.

Todte Treue.

Allzu tief versinkt oft in der Wehmuth
Fesselloses Sehnen, wessen Wille
Sich nicht lauter zu der Sonne wendet.
Täuschend hüllet wohl verborgnen Bannes
Schmerzgefühl sich in der milden Klage,
In der stillen Sehnsucht Trauerkleider.
Schone nicht! zerreiße solche Flöre!
Treuer Wille wieget mehr als Wehmuth.
A. Knapp.

Es war ein grauer Herbstabend; seltsame, gespenstische Wolkengebilde zogen in raschem Flug am Horizonte hin; die Zeit der wehmüthig schönen Herbsttage war vorbei, über die Erde zog nicht mehr das süße schmerzliche Weh des Scheidens, mit dem sie dem schwindenden Sommer das Geleite gibt; es war das dumpfe Vermissen, mit dem nach einem Abschied der Zurückbleibende in ein verödetes Haus zurückkehrt. Etwas von diesem Gefühl schien sich auch in den Zügen, im freudlosen Blick einer Frau zu spiegeln, die, selbst noch nicht im Spätherbst des Lebens, am Fenster des Pfarrhauses zu Düsterfeld saß und dem Zug der fliegenden Wolken nachblickte.

Sie war gar manchen Tag schon da gesessen, seit der Pfarrer sie als seine allbewunderte, schöne Braut in dieses Zimmer eingeführt; aber niemand hatte lange Jahre ein

glückliches Lächeln, einen frohen Blick auf diesem schönen, regelmäßig gebildeten Gesicht gesehen; nie, auch als junge Frau nicht, hatte sie sich in helle, farbige Gewänder gekleidet, der einzige Wechsel ihrer Toilette war von Schwarz zu Grau, von grau zu braun. Ihr Wohnzimmer selbst trug den starren, farblosen Charakter ihrer eigenen Erscheinung: sauber erhaltene Möbeln, mit grauem Tuch bezogen, die Tische, Kommoden und Schränke ohne Staub, aber auch ohne ein Zeichen, daß das Zimmer von lebendigen Menschen bewohnt war, alles wohl verschlossen und aufgeräumt; da lehnte in der Fensterecke keine Pfeife, die gezeigt hätte, daß sich's der Hausherr hier zuweilen behaglich mache, kein vergessenes Arbeitsgeräth, an dem man gesehen, daß die Hausfrau etwa ein Weilchen an des Mannes Seite gearbeitet und geplaudert hatte, kein Buch, kein Blumentopf, kein Spätblümchen aus dem Garten, der auch zur Blüthenzeit wenig Blumenflor zeigte — eine leblose Ordnung; es schien alles im Zimmer so gewachsen und seit Jahren nicht verrückt worden zu sein.

Und auch im ganzen Umkreis des Hauses wehte dieser kühle, austrocknende Hauch. Die geraden Beete des Gartens wurden zwar im Sommer unter der Aufsicht der Frau Pfarrerin mit Küchengewächsen bepflanzt, aber kein Blumenbeet zeigte Spuren der freundlichen Liebhaberei einer Hausfrau; in den Rabatten wuchs fort, was etwa schon unter dem früheren Pfarrer gepflanzt worden war; die Laube, früher der Sammelort gemüthlicher Freunde, der Tummelplatz einer muthwilligen Kinderschaar, war längst zusammengefallen, der Hof vor dem Hause glich einem begrasten Kirchhof, die Läden, die nach vorne gingen, waren immer

geschlossen; wer noch veranlaßt war, das unfreundliche Haus zu betreten, der mußte durch eine Hinterthür eingehen.

Es bestand hier aber auch nicht der lebendige Verkehr, der sonst wohl ein Pfarrhaus zum Mittelpunkt des Dorfes macht. Keine Nachbarin schlüpfte mit einer Schürze voll Eiern in das Pfarrhaus, um bei der Gelegenheit der Frau Pfarrerin ihr Herz ausschütten zu können, kein Kind mit linkischer Höflichkeit, ängstlich und vergnügt zugleich, daß es ins Pfarrhaus durfte, brachte von der Mutter ein Metzelsüppchen, das mit freundlichen Worten und einem kleinen Geschenk vergolten wurde, kein verschämtes Brautpaar stellte sich lächelnd und erröthend den Blicken der Frau Pfarrerin dar und hörte ihre herzlichen Glückwünsche und Ermahnungen an, keine bekümmerte Mutter bat zutraulich um ein Labsal für ihr krankes Kind. Das kühle, theilnahmlose Wesen der Frau, das die Leute für lauter Hochmuth hielten, hatte längst die meisten verscheucht; nur die Bettler gemeinster Sorte, die mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung sehen, und Leute, die amtlichen Verkehr mit dem Pfarrer hatten, betraten noch das versteinerte Haus.

Und wo war denn der Pfarrer, der beneidenswerthe Besitzer dieses geordneten Etablissements, das Haupt dieses geräuschlosen Hauses? Der saß oben in seiner Studirstube und rauchte seine Pfeife und studirte, und in dem Zimmer daneben saß der Vikar und rauchte seine Cigarre und studirte auch. So saßen sie vom frühen Morgen, wo ihnen das Frühstück auf's Zimmer gebracht wurde, bis zum Mittag, wo die Magd zum Essen rief. Die Mahlzeiten selbst trugen ein gewisses freudloses Gepräge; keine besondere Ueberraschung, kein abgelauschtes Leibgericht unterbrach die regelmäßige Wochenordnung, in der sich die Speisen folgten.

Freilich litt man auch nie unter den Drangsalen einer Wäsche oder Hausreinigung; alles war regelmäßig, ordentlich und kühl. Schweigsam wurde die Mahlzeit eingenommen, schweigsam machte der Pfarrer mit dem Vikar einen Spaziergang nach Tisch, bis sich jeder wieder in seine Rauchhöhle zurückzog, wenn nicht ein amtliches Geschäft den einen oder den andern abrief, oder wenn sie sich nicht durch einen Gang in die ziemlich entlegene Stadt für die trostlose Oede ihres Aufenthalts entschädigten.

Nur ein Gegenstand im Wohnzimmer war ein Augentrost für den Vikar, wie für jeden, der genöthigt war, es zu betreten, eine frische grüne Oase inmitten einer Sandwüste, auf der das Auge gern ausruhte. Es war das Bild eines jungen, hochgewachsenen, blühend schönen Mädchens, in der idealen Kleidung, mit der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts geistvolle Künstler dem Ungeschmack der Mode zu entziehen wußten. Ein weißes, faltiges Gewand umschloß die schlanke Gestalt, die blonden Haare schmückten Kornblumen und in der einen ausgestreckten Hand hielt sie einen vollen Lorbeerkranz, wie bereit, um einen Sieger zu krönen. Der junge Vikar war von Anfang an so niedergedrückt worden durch die Eisluft des Hauses, daß er nie nach dem Bild zu fragen gewagt hatte. Der Pfarrer hatte ihm aber anvertraut, es sei das Porträt seiner Frau aus jungen Tagen, das diese schon lang in eine obere Kammer habe verbannen wollen; er habe aber durchgesetzt, daß es bleibe. Seitdem war es ein fortgesetztes Studium für den Vikar, das ihm die trostlose Einförmigkeit des Tages etwas verkürzte, in den steinernen Zügen der früh gealterten Matrone die Spuren des schönen Jugendbildes zu suchen, und sich

auszudenken, wie es wohl gekommen, daß diese jugendliche Victoria zu dem grauen Steinbilde geworden, das hier Haus und Herzen verdüsterte.

Ein ungewöhnliches Ereigniß unterbrach heute die gewohnte Stille des Abends. Der Bote, welcher Briefe und Zeitungen von der Stadt brachte, war wie gewöhnlich in des Pfarrers Stube hinauf gestiegen; die Pfarrerin las keine Zeitungen und erhielt keine Briefe; nicht daß sie gar nicht gelesen hätte, sie galt sogar für eine gelehrte Frau, sie las Griechisch und Latein und hatte ihre regelmäßige Abendstunde, die sie der Lektüre der Classiker widmete, aber die Ereignisse der Gegenwart ließen sie ohne Interesse und Theilnahme. Es war daher wirklich eine Begebenheit, als der Pfarrer, kurz nachdem der Bote das Haus verlassen, eilig zu seiner Frau herabkam, und sie selbst sah etwas verwundert von ihrer Arbeit auf.

„Ein Brief von Julie," sagte der Pfarrer, dessen Stimme von tiefer Bewegung zeugte. — „Von Julie?" fragte die Frau, ließ die Arbeit sinken und griff nach dem Brief; „es sind ja erst acht Tage, seit sie geschrieben."

Julie war ihr einziges Kind, seit lange bei der Großmutter, und sie hatte die Erlaubniß oder die Weisung von der Mutter, alle vierzehn Tage regelmäßig zu schreiben, was ebenso regelmäßig beantwortet wurde. Der Brief enthielt in den unschuldigen, fast noch kindischen Zügen einer jungen Mädchenhand die wenigen Worte:

„Liebe Eltern, die gute Großmutter ist todt. Sie ist in dieser Nacht ganz unerwartet sanft eingeschlafen, nach-

dem sie noch Abends ihr Lieblingslied gebetet hatte: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende." Ich kann euch nicht sagen, wie betrübt es hier ist. Uebermorgen ist die Beerdigung, ich hoffe, der liebe Vater kommt und nimmt mich mit nach Hause. Tante Meier ist hier, die alles besorgt. Ich freue mich zu euch,

eure tiefbetrübte

Julie."

„Meine gute alte Mutter!" „Gott sei gedankt für ihr sanftes Ende!" sagte der Pfarrer im tiefsten Leid; auch die Augen der Frau waren feucht, sie hätte wohl gern einen Weg gefunden über den Eissee zwischen ihren Herzen. — „Du wirst morgen früh abreisen müssen," sagte sie, „soll ich mit dir gehen?" — „Ich kann dir's nicht zumuthen," sagte der Pfarrer; „du weißt, es ist kein ordentliches Gefährt hier, ich muß sehr früh gehen und schnell reisen, das wäre zu anstrengend für dich." — „Wie du willst," sagte sie wieder kurz und schickte sich an, für den Trauerflor und die Vorbereitungen zur Reise zu sorgen.

Der Pfarrer war zur Abreise gerüstet, er gehörte nicht zu den verwöhnten Männern, die wie ein Kind überall der Dienste und Pflege einer zärtlichen Hand bedürfen; er hatte lernen müssen, für sich selbst zu sorgen; nur was so eigentlich nach strengem Recht in's Gebiet der Hausfrau gehörte, daran ließ es diese nicht fehlen. Und doch schien diesen Morgen ein etwas weicheres Element zwischen die Gatten eingedrungen, ging doch der Pfarrer zu seiner Mutter Leiche. Aber wenn dies der Frau den Wunsch erregte, ihm etwas Liebe und Theilnahme zu zeigen, so verkühlte ihn wieder der Gedanke, wie er nun das letzte liebende Herz verliere, und wie auch die Mutter wenig Liebe und Freude genossen

habe von dieser Tochter. Es ist so schwer, die Brücke zu finden, die entfremdende Herzen wieder zusammen führt!

„Ich bringe Julien mit zurück," sagte der Pfarrer, dem in der Hoffnung auf das lang vermißte Kind ein plötzlicher Freudenstrahl aufging. „Natürlich," sagte die Muter; — „Nun, sorge nur," fuhr der Vater fort, „daß das arme Kind, das aus dem Trauerhause kommt, einen freundlichen Eintritt in die Heimath hat; richte ihr ein hübsches Stübchen ein, das ist eine Freude für junge Mädchen. Im Alkoven bei dir hat sie nicht mehr Platz, sie muß doch auch ihre Siebensächlein unterbringen können, die untere Hinterstube ist so groß und kalt, die neben mir hat der Vikar; es bleibt wohl," setzte er etwas zögernd hinzu, „nur das obere Hinterstübchen übrig, das hat auch die freundlichste Aussicht."

Der Pfarrer hatte lange nicht so viel mit seiner Frau gesprochen; sie hatte ein freundliches Abschiedswort, einen herzlichen Gruß an die Tochter auf den Lippen gehabt, des Pfarrers letzte Worte verschlossen ihr wieder Herz und Mund.

„Also darauf ist's abgesehen!" murmelte sie, als der Pfarrer abgefahren war; „die letzte Erinnerung will man mir nehmen!" Und mit ihrem gleichmäßigen, geräuschlosen Schritt stieg sie hinauf in das obere Stübchen, wirklich das freundlichste des Hauses, das unbetretene Heiligthum, zu dem nur sie den Schlüssel hatte. Das Zimmer enthielt in einer Ecke zusammengestellt wenige Möbeln und Betten, die eben nicht im Gebrauch waren. Eine Wand aber war frei gelassen, nur ein weiß bedecktes Tischchen, fast wie ein Altar, stand daran, an der Wand aber war eine Kriegstrophäe aufgehängt, einige Waffen, eine Fahne, eine Feldbinde, wie

sie die Lützow'schen Jäger getragen; darunter, in einem Cypressenkranze hing ein kleiner Schattenriß.

Die Pfarrerin, die so lang schon glaubte, keine Thränen mehr zu haben, brach in Weinen aus, als sie die Trophäe betrachtete, zum letztenmal, wie sie dachte. „Auch das noch!" sagte sie sich mit der finstern Genugthuung eines freudlosen Herzens, das im Unglück schwelgt; „auch das letzte soll ich hingeben!" Und leise und langsam löste sie eines um das andere ab und legte es in einen Koffer; nicht Ein Gedanke in ihrer Seele an ihr einziges Kind, dem sie eine freundliche Heimath bereiten sollte, sie dachte nur an ihr begrabenes Leid, an das schwere Unrecht, das ihr widerfahren, als sie den Koffer schloß, die letzte Spur von dem Trauerschmuck des Zimmers entfernte, und dann langsam herab stieg und der Magd Anweisung gab, wie sie das Zimmer zu rüsten habe. Dann sank sie auf das Sopha, deckte ihr Gesicht mit den Händen und kehrte noch einmal zurück in die Vergangenheit, zu dem lange begrabenen Liebesfrühling ihres Herzens.

Jenes schöne Bild an der Wand war seiner Zeit keine Lüge gewesen. So jung, so schön, so blühend und hoffnungsreich hatte Elise einst in's Leben hinaus gesehen, die jetzt so erstarrt, so freudlos, so wenig freudebringend in so dumpfer Resignation von einem Tage zum andern hinlebte. Ein reicher goldner Frühling war ihr beschieden gewesen, und kein Maler könnte die glühenden Farben wieder geben, in denen sich ihr junges Herz einst die Zukunft ausgemalt hatte — die Zukunft, die nun Grau in Grau so öde vor ihr lag.

Die Poesie des Herzens ist nicht an äußere Umgebungen gebunden, kühle steinerne Städte haben poesiereiche Gemüther groß gezogen, und doch ist für eine innerlich reiche Natur gewiß die Kindheit und Jugend auf dem Lande genußvoller und schöner als in der Stadt. Die Wonne der Einsamkeit, des unbewußten, träumerischen, ungesuchten Verkehrs mit der Natur ist so fruchtbringend für die innere Entfaltung, und Elise hatte diese unverkümmert in reicher Fülle genossen.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Landpfarrers und theilte den Unterricht des Vaters, die Freuden des Elternhauses mit einem einzigen Bruder. Ihre Erziehung war von der anderer Mädchen sehr verschieden. Der Vater, der früher Lehrer gewesen, wollte die Kinder allein unterrichten, er theilte ihnen mit, was er selbst wußte, neue Sprachen waren Nebensache, aber Griechisch und Lateinisch konnte er nicht früh genug den Kindern beibringen, um ihnen die Schätze des classischen Alterthums aufzuschließen, und obgleich Elise ein Jahr jünger war als ihr Bruder, so hielt sie doch durch rasche Fassungskraft und glühenden Eifer gleichen Schritt mit ihm.

Statt Kindermährchen und Romanen waren Cornelius Nepos, Livius und Julius Cäsar die erste geistige Nahrung des Mädchens, und was diese Schulbildung ihr hätte Trockenes geben können, das ersetzte ihre eigene poetische Begabung, die durch die anmuthige Umgebung ihres Heimathorts genährt wurde. Auch wehte damals neben dem trockenen Nationalismus in Glaubenssachen ein sentimentaler Hauch durch die gebildete Welt, dem kein Herz sich ganz entziehen konnte.

Einen Nachtheil hatte Elisens Erziehung: die Mutter

hatte zu wenig Einfluß auf sie. Gewiß ist es schön und gut, wesentlich und fruchtbringend für die innere Entwicklung, wenn der Vater sich der Erziehung der Töchter annimmt; wo aber diese väterliche Erziehung den Einfluß und die Geltung der Mutter zurückdrängt, da entsteht leicht ein gewisser Vaterkultus, der ein sicheres Zeugniß einer einseitigen Bildung ist, wo er sich findet. (Es hat etwas Verletzendes, wenn „der Vater" das dritte Wort im Munde eines Mädchens ist, wenn die töchterliche Zärtlichkeit gegen ihn einen sentimentalen, die väterliche einen chevaleresken Anstrich hat, und die Mutter nichts als die gute Frau ist, die kochen darf und Strümpfe flicken und ihre talentvollen Töchter bewundern. Es mag dies oft durch die Verhältnisse, durch den Bildungsgrad der Mutter bedingt sein, es sieht auch zu Zeiten recht hübsch aus, aber es ist und bleibt etwas Verkehrtes.)

Elise fügte sich freilich auch den Wünschen der Mutter, so weit sie der Vater unterstützte; sie nahm sich häuslicher Geschäfte an, wo es nöthig war, und ihr Verstand und ein natürliches Geschick unterstützten sie hierin; aber ihre Seele legte sie nie in diese kleinen Sorgen, sie lebte in der Welt des Alterthums, in Träumen von großen und herrlichen Thaten, von ungeheuren Entsagungen und Opfern für das Vaterland.

In den Lehrstunden beim Vater wurden die Alten studirt, mit dem Bruder, der von dem nicht entlegenen Gymnasium gar häufig in der Heimath verweilte, las sie neuere Dichter, berauschte sich in ihrer glühenden Sprache und machte begeisterte Pläne zur Hebung und Rettung des Vaterlandes, dessen Erniedrigung und Unterdrückung damals schon begann. Aber wenn sie allein war, allein an den

anmuthigen Ufern des Flusses, der an ihrem Heimathort vorbei floß, allein auf der kleinen felsigen Anhöhe, wo sie sich von wilden Reben eine Laube gebildet hatte und hinaus blickte in die duftige Ferne, in das sonnige Land, da wachte ein warmes klopfendes Mädchenherz auf und goldene süße Bilder einer schönen Zukunft stiegen vor ihr empor. Sie träumte von der verwandten Seele, in der sie die schönere, reichere Seite ihres eigenen Wesens wieder finden würde, von einer Sonne, die alle verhüllten Blüthen ihres tiefsten Innern zum Leben entfalten werde, von einer Eiche, die sie als Epheu umranken könnte. Man nannte sie stolz, sie wollte es sein, aber ach, mit welch unendlicher Demuth wollte sie sich neigen vor dem „hohen Stern der Herrlichkeit," der ihr einst aufgehen mußte! Und während dieser geträumte Stern reich sein sollte an tiefem Wissen, an Talenten und geistigen Schätzen aller Art, sollte er zugleich ein Vorbild ritterlicher Herrlichkeit sein, ein Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes.

Wenn sie aus solcher Welt der Träume von ihren einsamen Gängen nach Hause zurückkehrte und die Mutter sie bat, doch nach der Suppe zu sehen, oder sie empfing mit dem Seufzer: „Nun denk' aber, jetzt schickt der Julius heut seine Waschkiste, nachdem man vorige Woche die große Wäsche gehabt!" da lächelte sie mitleidig wie eine Göttin aus Wolken über diese kleinlichen Sorgen. War sie einmal Frau, sie wollte zeigen, was eine schöne, freie Häuslichkeit sei, unbeengt von diesen Mühseligkeiten, die sich ja nebenher abmachen ließen. Die Mutter war eine herzliche, gemüthliche Frau von einfacher Bildung und gesundem Verstand; aber seit der Geist der Tochter seinen hohen Flug genommen, seit der Vater nur in Bewunderung seines Kindes

aufging, fühlte sie sich mehr und mehr zurückgedrängt, verschüchtert, wohl manchmal auch verbittert, wenn sie nicht wieder in der Zärtlichkeit ihres Sohnes Trost gefunden hätte. Das geduldige Lächeln, mit dem Elise ihre Lehren und Bemerkungen anhörte, wenn sie je noch solche aussprach, brachte sie mehr aus der Fassung, als der entschiedenste Widerspruch gethan hätte. Sie schwieg, und wenn sie die Geringschätzung ansah, mit der Elise sich abwandte von den kleinen Lebenssorgen, die in das Gebiet der Frau fallen, (von allen Menschen, die nicht in die höhere Klasse der Wesen gehörten, zu der sie sich zählte, wenn sie sah, wie die Tochter unter Menschen umher wandelte im beständigen Gefühl, „unter Larven die einzige fühlende Brust" zu sein, da seufzte sie bedenklich: „Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle!")

Gegen alle Männer, die in ihren Bereich kamen, und gegen ihre Aufmerksamkeit blieb Elise kalt. In ihrem Tagbuch stand:

> Einmal nur, doch dann zu Lust und Qual,
> Neigt mein Herz zu seines Herrschers Wahl,
> Und sein Reich wird Ewigkeiten dauern.

Der Herrscher sollte kommen. — Der Bruder war zur Universität abgegangen. Ein hochgeehrter Verwandter des Hauses war Professor in Jena, und dies bestimmte die Eltern, ihn dorthin zu senden. Die Trennung war schmerzlich, aber die Korrespondenz mit dem fernen Bruder wurde nun erst recht eine Quelle des Genusses für Elise. Das rege geistige Leben, das damals, von den höchsten Geistern angeregt, unter allem politischen Druck fortglühte, die wachsende Sehnsucht nach Abschüttlung des fremden Jochs, die Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes, die kaum wagten, sich in geheimnißvollen Andeutungen auszusprechen, das

alles hielt sie in beständiger Aufregung. Sie glaubte oft den schleppenden Gang der Alltäglichkeit nicht mehr ertragen zu können. Glück, und Glück in unerhörter, wunderbarer Gestalt forderte sie vom Himmel, und in jugendlicher Vermessenheit bot sie dem Geschick ihr ganzes Leben zum Opfer an, wenn sie nur Einmal, nur Einmal recht und voll glücklich gewesen sei.

Es war im März, in den ersten goldenen Tagen, wo die Sehnsucht nach dem heranziehenden Frühling fast noch süßer und mächtiger ist, als die volle Schönheit des Frühlings selbst, wo das Herz einen unaussprechlichen Zug in die Weite fühlt, wo die hellsten Träume von der Zukunft wach werden, während der schönste, sonnigste Herbsttag nur wehmüthig süße Erinnerungen weckt. Elise war spät erst vom Spaziergang zurückgekommen und saß beim eben angezündeten Licht am Tisch mit den Eltern, da tönten die Hufschläge rascher Pferde durch's Dorf herauf. „Um Gotteswillen, Feuerreiter!“ rief die Mutter. In dem Augenblick hielten die Reiter vor dem Pfarrhaus und laut und heftig wurde die Hausglocke gezogen. Erstarrt vor Schrecken, vor Furcht einer nahen Trauerbotschaft, blieb die Mutter sitzen. Elise eilte rasch mit dem Licht hinunter und öffnete die Hausthür, während Knecht und Magd in der Küche bestürzt herumrannten und sich in abenteuerlichen Vermuthungen erschöpften.

Zwei junge Männer sprangen von schäumenden Rossen; das volle Licht des Mondes fiel auf die schöne, edle Gestalt eines Jünglings, der sich, glühend vom raschen Ritt, vom Rosse schwang und wie träumend das blühende, schlanke Mädchenbild anstarrte, das mit der Kerze vor ihm stand und in dem Einen Augenblick begriff, daß hier die wunder=

bare Erfüllung aller ihrer Träume vor ihr stehe. „Elise!“ rief der andere, als er abgestiegen war, und Elise hielt den Bruder umschlungen.

Nun kam der Vater, und aus lauter Angst folgte ihm die Mutter, es kam der Knecht und kam die Magd; es ging an ein Fragen, Verwundern, Ausrufen, Julius bat aber um Stille, übergab dem Knecht die Pferde und führte den Freund schnell in's Haus. Während der alte Johann die schönen abgehetzten Thiere zum alten, gesetzten Pfarrgaul in den Stall brachte, hatten sich die unerwarteten Gäste in der Stube gesetzt, die Mutter, noch zitternd vor Schrecken, hielt ihres Sohnes Hand in der ihren, und vermochte kaum zu sprechen; Elise, die der Herzensinstinkt mit Einemmal zur flinken Hauswirthin gemacht, flog leicht und rasch hin und her und brachte alles, was das gut eingerichtete Haus zur Stärkung und Erquickung der müden Reiter vermochte. Der Fremde folgte ihren anmuthigen Bewegungen mit leuchtenden Blicken.

Der edle Eilfer des Pfarrkellers hatte die Reisenden gestärkt, Julius zog die geschäftige Elise neben sich nieder und begann: „Nun sollt ihr hören, warum wir hier sind. Vater! Elise! die Zeit der deutschen Schmach ist vorüber. Da leset die Worte eines Königs!“ Und mit erhobener Stimme las er den Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk. Elise hing an seinem Munde mit strahlendem Gesicht. „Und nun, Vater,“ schloß Julius, „ist die Stunde gekommen, wo es keinen Beruf mehr gibt, als den Kampf für's Vaterland; hier bin ich nun, mir euern elterlichen Segen zu erbitten; mit meinem Freund, Graf Falkenschwerdt, trete ich in ein Freicorps, das sich mit Bewilligung des

Königs bildet. Gott segne unsere Waffen, Gott **muß** sie segnen, es gilt der guten Sache!“

Die Mutter faltete erschrocken die Hände und blickte todtbleich mit nassen Augen auf ihren Liebling, den Sohn ihres Herzens, der aus dem ebenen, gebahnten Pfad eines bürgerlichen Berufs auf einen felsigen, halsbrechenden Weg fortgerissen wurde. Jetzt schon kämpfte ihr Herz den Schmerzenskampf des letzten Abschieds. Elise weinte nicht, sie bebte nicht, sie sah den Bruder und den Fremden mit glänzenden Augen an, als Geweihte für's Vaterland; kein Wort der Abmahnung kam auf ihre Lippe, kein Gedanke der Furcht in ihre Seele, es **mußte** sein; ein berauschendes Gefühl von Glück kam über sie, nun endlich war sie eingetreten in die Welt des Großen und Wunderbaren, von der sie seither nur geträumt.

„Du vergißst, Julius,“ sagte der Vater nach langem Nachdenken, „daß du als mein Sohn Unterthan eines Fürsten bist, der noch verbündet ist mit Napoleon.“ — „Auch das ist vorgesehen,“ sagte Julius; „der Oheim, der meinen Entschluß billigt, hat mich förmlich adoptirt, dadurch bin ich Unterthan eines andern Staats, und nicht lange wird es mehr dauern, so wird jeder deutsche Fürst stolz sein, deutsche Söhne, deutsche Krieger und nicht Tyrannensklaven seine Unterthanen zu nennen. Wir müssen hier noch meinen Entschluß geheim halten; nur wollte ich nicht in's Feld ohne euern Segen.“

„Auch ich,“ begann der Fremde, der indeß geschwiegen, „habe mit den Bedenken eines allzu zärtlichen und allzu vorsichtigen Vaters zu kämpfen; meine Mutter lebt nicht mehr, mein Vater glaubt noch nicht an das Gelingen unseres großen Werkes. Nur unter fremdem Namen ist mir vergönnt am

Kampfe theilzunehmen, von dieser kleinen Reise mit meinem Freund darf ich nur unter dem fremden Namen zurückkehren, unter dem ich mich bei Ihnen eingeführt. Mein wahrer Name bleibt verschwiegen, selbst für Sie, bis wir zusammen als Sieger zurückkehren." Seine Augen begegneten denen Elisens; sie brauchte keinen Namen zu wissen von dem, dessen tiefste Seele sie erkannte.

Es wurde den begeisterten Jünglingen nicht zu schwer, die Einwilligung des Vaters zu erringen, der selbst ein Mann von deutscher Gesinnung war, und der auch einsah, daß es einen Punkt der innern Entwicklung gibt, wo ein elterliches Machtwort, das den Willen brechen wollte, ein ganzes Leben brechen würde. Die Mutter gab mit schwerem Herzen ihre Einwilligung; sie setzte keinen Ehrgeiz darein, eine Spartanerin zu sein, der Kampf mochte ja ganz recht sein und gut, das wollte sie zugeben, aber warum sie ihren einzigen Sohn daran geben sollte, ehe seine Pflicht und sein König ihn dazu beriefen, das konnte sie eben nicht einsehen.

Die jungen Männer hatten am andern Morgen wieder abreisen wollen; der Zustand ihrer Pferde machte dies nicht möglich, und so wollten sie noch einen Tag zugeben. Julius war über den Aufschub ungeduldig, er hätte das Abschiedsweh, vor dem ihm selbst bange war, lieber mit einemmal überwunden; die verweinten Augen der Mutter thaten ihm weh. Aber der sonst ebenso kampfdurstige Falkenschwerdt war sehr bereit dazu, und Julius ahnte mit Lächeln den Grund; er wußte ihn, als, da sie endlich nach Mitternacht ihre Ruhestätte suchten, Oskar ihn mit mehr als Freundesliebe umarmte; er wußte ihn, und er freute sich darüber; kein Gedanke an den mit Orden bedeckten Staatsmann, den Vater seines Freundes, stellte sich ver-

düsternd und abkühlend vor das leuchtende Zukunftsbild, das vor seiner Seele aufstieg; er dachte an eine Zeit, wo es nur Deutsche, nur befreite Brüder eines großen Vaterlandes geben werde, nicht Bürger und Barone, Staatsräthe und Pfarrer.

Der Vater schlief wenig in dieser Nacht, er schritt lange auf und ab, in tiefem Sinnen, die Mutter saß wach auf ihrem Bette und betete: „Ist's möglich, Herr, so nimm den Kelch von mir, wo nicht, so geschehe dein Wille!" Auch Elise konnte nicht schlafen, sie erhob sich vom Lager, sie sah hinaus in die helle Mondnacht, und sah weiter und weiter hinaus in eine Zukunft voll wunderbarer Ereignisse, voll ungeahnter Freuden, während die müden Jünglinge längst schliefen und träumten von Schlachten und Siegen.

Einen Tag verweilten sie noch im Pfarrhaus, einen Tag, dessen Inhalt lange Jahre aufwog. Die Eltern, besonders die Mutter, wollten den Sohn noch recht genießen vor dem Abschied, der, so bangte ihnen allen, der letzte sein konnte. Julius verstand die Mutter viel besser, als je die Schwester gethan, nud wenn sie mit schwimmenden Augen in's kleinste Detail einging über die Strümpfe, Socken und Unterleibchen, die sie ihm nachschicken wollte, so verstand er darin das Mutterherz so gut, als ob sie die schönste sentimentale Rede gehalten hätte, und wenn sie ihn schüchtern bat: „Aber nicht wahr, Julius, wenn man schießt, so stellst du dich nicht gerade vorne hin, und denkst auch an deine Mutter?" so wandte er sich nicht verächtlich von so feigem Rathe ab, er küßte ihre Hand und sagte: „Ich denke an meine Mutter, gewiß, gewiß, in jedem Augenblick."

Elise störte heute nichts, die ganze Welt schwamm in rosigem Licht, und während ihre Seele glühte von großen

Gedanken, entfaltete sie eine weibliche Liebenswürdigkeit, eine häusliche Sorgfalt und Geschäftigkeit, die ihrem oft so zerstreuten, stolzen Wesen sonst abging, und die ihr nun einen neuen Reiz gab. Es war keine Verstellung, keine Koketterie, es war die gehobene Stimmung des Herzens, die sie mit einem Mal zum ganzen Weibe machte. „Aber, Elise, du bist ja wie ein Engel," sagte der Bruder leise und lächelnd. — „Gott mache mich glücklich und ich will ein Engel werden!" rief Elise. Ihr ganzer Sinn lag in diesen Worten, sie setzte ihre Veredlung der Vorsehung als Preis für das Glück, das sie forderte.

Julius wollte an dem schönen Märztage die Lieblingsplätze seiner Knabenzeit noch einmal besuchen. Alle gingen mit, selbst die Mutter, obgleich sie den ganzen Tag zu sorgen hatte, um Julius wo möglich noch alle seine Leibgerichte zu bereiten. Die Eltern gingen voran mit Julius, Elise und Falkenschwerdt folgten. Sie fühlten sich in einem so bedeutenden Augenblick über alle Schranken der Convenienz weggehoben und tauschten in glühenden, lebensvollen Worten alle Erinnerungen, alle Träume, alle Hoffnungen ihres jungen Lebens aus. Sie sprachen kein Wort von Liebe, aber ihre Blicke, die sich begegneten, ihre Hände, die in einander ruhten, sprachen deutlicher als Worte, und als am Morgen des Abschieds Elise sich aus des Bruders Armen wand und Oskar die Hand bot, da zog dieser sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und flüsterte: „Und kehre ich als Sieger zurück, so reiche diese Hand mir des Sieges Preis!"

Die Jünglinge ritten fort, nicht so rasch wie sie gekommen waren, aber siegesmuthig, kampfbegierig, reich an Hoffen. Ueber die Zurückbleibenden senkte sich das schwere

bleierne Gefühl des Alleinseins, das Bewußtsein einer unendlichen Lücke, während jene freudig in die Welt hinauszogen, der Eine reicher um ein seliges Gefühl. Zum erstenmal fast seit der Kinderzeit umschlang Elise die Mutter und legte ihr Haupt an diese treue Brust, und die Mutter verstand sie, aber sprechen mit ihr wollte sie nicht, sie wollte den Himmel nicht trüben, den sich der Tochter Seele malte, wo vor ihren Augen noch so viele Wolken und Nebel lagen.

Während die Welt draußen immer mehr bewegt wurde von Krieg und Kriegsgeschrei, war das Leben im Pfarrhaus äußerlich ein gar stilles, innerlich aber, zumal in Elisens Seele, reich an tiefer, mächtiger Bewegung. Zeitungsnachrichten, die freilich damals oft noch langsam ihren Weg in abgelegene Pfarrhäuser fanden, und die Briefe des Bruders waren ihr einziges Lebenselement. Die Bildung des Lützow'schen Freicorps, dem die zwei Freunde beitraten, die feierliche Einsegnung desselben in der Kirche zu Rochau, seine ersten Waffenthaten begleitete Elise mit ihrem glühenden Antheil, mit ihren Thränen und ihren Gebeten. Jedem Brief des Bruders war ein Gruß, irgend ein bedeutsames Wort von Oskar beigefügt; Plane für die Zukunft ließen sich freilich nicht machen, wo der Augenblick so stürmisch und so inhaltreich war.

Elise lebte ganz in den jungen Helden, ihre einsamen Gänge führten sie immer auf die Felsenhöhe, wo sie am weitesten hinaus blicken konnte, sie dachte und träumte nur von dem seligen Augenblick, wo sie die rückkehrenden Sieger begrüßen würden. Die Eltern gestatteten ihr, ihre einzige Freundin in der Residenz zu besuchen; dort ließ sie ihr Bild malen, für den Bruder, wie sie sagte; Vater und

Mutter dachten wohl mit der Tochter an mehr als an den Bruder, als sie sich des schönen gelungenen Bildes freuten, doch sprach keines darüber. Der Lorbeer war zu früh gewunden.

Der Sommer, der all diese Hoffnungsblüthen der Reife entgegen bringen sollte, brachte ihnen die Todessichel. Im Juni, inmitten des Waffenstillstandes, während dessen die jungen Kämpfer hätten Kräfte sammeln sollen, wurde das Lützow'sche Corps überfallen, die schönste Blüthe der deutschen Jugend fiel — unter deutschen Waffen.

Elise und die Eltern harrten mit Sehnsucht auf Kunde von dem Sohn, da sandte ihnen der Oheim die Botschaft von seinem Tod und alles, was er von ihm hatte auffinden können, seine Waffen, seine Uhr und seine Schreibtafel, in die er, wie es schien, mit sterbender Hand die Worte geschrieben: „Lebt wohl Alle! Elise, Oskar ist gefallen . . ." Auf spätere Nachfragen erfuhr der Pfarrer, daß auch Graf Falkenschwerdt unter den Gefallenen bei Kitzen sei. Seinen wahren Namen hatten sie nie erfahren.

Da brachen Zeiten großen und tiefen Leides über das Pfarrhaus herein, Tage, in denen die Zeit unbeweglich wie eine schwarze Wolke über uns hängt, wo das Herz nicht glauben will, nicht tragen will, was es doch hinnehmen muß. Die Mutter fand in der Tiefe eines frommen Gemüths am leichtesten Trost für das unsägliche Leid, mit dem sie ihren einzigen Sohn begrub; der Vater, der an so vielen Sterbebetten, an so vielen Gräbern gestanden hatte, bereit mit dem Trost des ewigen Wortes — ach, er fand, wie es so viel leichter ist, andern zu predigen als sich selbst. So reich, so schön, so mannigfaltig sind die Trostworte für Leid und Tod in der Schrift, daß uns nichts leichter dünken

sollte, als zu leiden und mit dieser Hilfe das Leid zu überwinden; aber ach, wo Schriftworte nicht das Amen sind auf ein beständiges, stilles Herzensgebet, wie starr, wie todt stehen sie in der Stunde des Jammers vor unsern Augen, wie tausendmal wiederholt sich in unserem Innern die Antwort jener alten Frau, die ihren Sohn verloren, auf die Ermahnung des Geistlichen: „Und wenn ich die ganze Bibel auswendig lerne, er kommt eben doch nicht wieder!" Wohl der weichen Seele, die stille hält und den Blick nicht abwendet von der dunkeln Tiefe, bis sie die Perle darin gefunden; wohl der starken Seele, die in der Dämmerung ringt mit dem Herrn mit den gewaltigen Worten: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Elise begehrte nicht zu ringen mit ihrem Schmerz, sie suchte nicht nach den Perlen in der dunkeln Fluth, sie empfand dieses Leid, das so viel gewaltiger war, als sie je hätte ahnen können, wie einen Hohn des Schicksals auf die stolze Forderung ihres Herzens um Eine Stunde voller Seligkeit für ein Leben voll Schmerz.

Ihr Schmerz war ihr einziger Kultus, ihr Stolz war: daß ihr Jammer so tief sei, daß niemand ihn fassen könne; sie verschmähte Theil zu nehmen an den Klagen der Eltern, sie konnte, selbst von der Mutter, nicht die leiseste Hindeutung auf ihren besonders schweren Theil an der Trauer Aller ertragen; eine Königin des Jammers zog sie sich stolz ab von Allen und begrub sich in ihr Leid. Sie suchte alle Stellen auf, wo sie an dem einzigen Frühlingstag ihres Lebens mit Ihm gewandelt war, das stillste Plätzchen im Garten weihte sie besonders seinem Andenken, mit dem Schattenriß, der Haarlocke, mit einem feurigen Gedicht, den

einzigen Andenken, die ihr Julius von ihm nach und nach geschickt, konnte sie Tagelang dasitzen ohne Thränen, ohne Klage, nur froh, wenn nichts sie störte.

Vater und Mutter mußten jeden Versuch aufgeben, sie zu trösten. Wenn der Vater, zwar mit gebeugtem Haupt, aber doch getreulich wie sonst seinem Berufe nachging, wenn die Mutter, eifrig wie zuvor, wenn auch mit gar stillem Wesen ihre Geschäfte besorgte, so galt das Elisen nur für einen Beweis, daß eben in ihre Seele das Leid gar nicht so tief eingedrungen sei, und wenn die Mutter sie weinend umfaßte und fragte: „Soll uns denn Ein Schlag beide Kinder geraubt haben?" so hatte sie keine Antwort als: „Beide, arme Mutter, beide."

Sie hatte keinen Trost, keine Hoffnung, als die Gewißheit, daß sie bald sterben, daß sie drüben ihrem geliebten Helden den Lorbeerkranz bieten dürfe, den sie hier vergebens für ihn gewunden. Sie schwelgte recht in ihrem Schmerz, in der Gewißheit, daß er in Kurzem ihr Leben aufreiben müsse. Aber sie lebte fort. Ihr Gesicht war blaß, aber ihre Wangen blieben voll, ihre Gestalt zerfiel nicht, sie fand, daß der Tod am gebrochenen Herzen doch ein seltener sein müsse.

So vergingen Jahre; wie im Traum horchte sie den großen Zeitbegebenheiten, die in stürmischem Wechsel vorüber zogen, dem rauschenden Flügelschlag des deutschen Adlers, bis er mit gebundener Schwinge sich niedersenkte. Der Vater war gestorben, die Mutter zog mit Elisen in die kleine benachbarte Stadt.

Es war ein allgemeines Erstaunen, als sich die Kunde verbreitete, Elise sei die Braut eines jungen Geistlichen, der früher schon ein Nachbar ihrer Eltern gewesen und sich der verwittweten Mutter mit treuer Freundschaft angenommen hatte.

Elise selbst konnte sich wohl die Gründe dieses Entschlusses, den sie nur nach langem und schwerem Kampf gefaßt, nicht recht zergliedern. Sie sah ihn zunächst als ein Opfer an, das sie den Wünschen der Mutter brachte, und doch war sie bis jetzt nicht sehr aufopfernd gegen die Wünsche der Mutter gewesen. Sie kannte Stern seit lange, sie hatte auch um seine Wünsche gewußt, obgleich er sie früher nie gegen sie ausgesprochen; sein ernstes, einfaches, mannhaftes Wesen flößte ihr Achtung ein, aber an die Möglichkeit, sich je zu verheirathen, hätte sie nie gedacht.

Sie hatte diese ganze Zeit her so still, so einsam gelebt wie immer, nur gegen eine Freundin hatte sie nach den ersten Zeiten tiefsten, einsamen Jammers ihr Leid in Briefen ausgeschüttet; seit diese sich verlobt und sie nicht mehr auf volle Sympathie bei ihr hoffen durfte, hatte sie sich auch von dieser zurückgezogen; jede Zerstreuung, auch die harmloseste, dünkte ihr ein Unrecht. Und doch fand sie es allmählig schwer, vom Leide allein zu leben. Sie hatte sich müde geweint; den himmlischen Trost, der uns das Leid nicht entführt, sondern es uns verklärt zum ewigen Besitze gibt, hatte sie nicht gesucht und nicht gefunden; die Ausübung der täglichen Pflichten, die sie gleichgültig, ohne Liebe und Treue verrichtete, gab ihr nicht Trost und Freude, der gesellige Verkehr der kleinen Stadt endlich, über den sie sich so hoch erhaben dünkte, war ihr unerträglich; sie verstand es nicht, Liebe zu gewinnen, sie suchte es auch

nicht, und doch gibt es kein Herz, das nicht vertrocknen müßte, wo es sich nicht geliebt und geschätzt fühlt.

Stern hatte die Mutter immer von Zeit zu Zeit besucht und Elise hatte ihre Kälte und Geringschätzung gegen alle Männer, die nicht den Tod für's Vaterland gesucht hatten, so weit überwunden, daß sie zugegen blieb, wenn er da war, und mit mehr Interesse in seine Gespräche einging, als je im Verkehr mit andern. Nun begab es sich, daß er eine angenehme Stelle erhielt, und obwohl er vielleicht an mancher Thüre einen freundlicheren, willigeren Empfang hätte hoffen dürfen, als bei Elisen — wie einmal des Menschen Herz ist, das schwer zu Erreichende steigt im Werth — er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieses schöne reichbegabte Wesen in einer gewaltsam festgehaltenen Trauer verkümmern solle, und er wagte die Bitte an Elise, ihn zu ihrem Freund, zu ihrem berechtigten Beschützer für's Leben zu wählen.

Das Mädchen ist noch nicht geboren, für das in der ernst gemeinten Werbung eines rechten Mannes nicht etwas Wohlthuendes läge. Nicht lange zuvor hatte Elise in ihr eigenes Ohr die schnippische Bemerkung eines jungen Mädchens gehört: „Und wenn sie sich noch so königlich hinstellt, am Ende wird sie eben doch eine alte Jungfer, wie ordinäre Leute auch." — Ob diese kleinliche Aeußerung auch in einer so großartigen Seele beitrug, einen Weg für Sterns und der Mutter Wünsche zu bahnen, wer weiß es? Elise schrieb ihm:

„Ich erkenne den Edelmuth, der in Ihrem Anerbieten liegt; meine Mutter unterstützt Ihre Wünsche, aber mein Herz ruht im Grabe. Was ich Ihnen noch bieten kann, meine Achtung, meine Treue, das reicht nicht hin, um ein

Menschenleben auszufüllen. Bedenken Sie wohl, was Sie wagen, und wählen Sie sich ein Wesen, das Ihnen ein ganzes volles Herz entgegen bringt."

Der Pfarrer antwortete ihr: „Liebe Elise, ich will Ihrem Herzen und Ihrem Willen keine Gewalt anthun; wenn Sie aber den Entschluß fassen, sich mir anzuvertrauen, so baue ich auf mein redliches Streben, um Ihre Liebe zu werben, auf die stille Macht der Häuslichkeit. Verhüte Gott, daß ich die Liebe geringschätze, aber ich glaube, sie muß kommen, wo zwei gute Menschen in demselben Streben Eines Weges gehen. So bitte ich Sie denn zunächst nur um Ihr Vertrauen, ich will all Ihr Leid, zukünftiges und vergangenes, treulich mit Ihnen tragen.

„Fern sei es von mir, Ihnen die Erfüllung meiner Wünsche als Pflicht vorzustellen, aber glauben Sie wirklich, daß Sie Gott zu nichts Anderem berufen, als einen Todten zu beweinen? daß das Leben nicht noch höhere, und so Gott will, süßere Aufgaben für Sie hat? — —"

Kapituliren ist immer gewagt. Elise gab nach, sie wußte nicht wie, und sagte dem Pfarrer ihre Hand zu, wenn er glaube, glücklich werden zu können, ohne ihr Herz. Stern nahm sie getrost und freudig an. Er wollte sie für's Leben gewinnen, er wollte sie zur Thatkraft zurückführen, er wollte sie glücklich machen, und schließlich, — das redlichste Herz hat einen unausgesprochenen Hintergrund, — er liebte sie und wünschte ihren Besitz, und glaubte darum von Herzen gern alles, was für seine Wünsche paßte. Ob seine Annahme sicher war, daß zwei gute Menschen, die mit gutem Willen zusammen ihres Weges gehen, sich auch glücklich machen müssen, das sollte die Zeit lehren. Es bleibt allezeit ein gewagtes Experiment, eine Verbindung zu schließen in

der Zuversicht, die Liebe werde nachkommen; es hat schon manchmal fehl geschlagen.)

Einen sonnigen Brautstand hatte Stern nicht; gar zu oft kämpfte Elise wieder mit der Reue über das, was sie die Untreue ihres Herzens nannte, gar zu oft tauchte die ritterlich schöne Gestalt ihres Jugendideals neben der ernsten, schlichten des Geistlichen auf. Ein todter Rival ist gefährlicher als ein lebender, weil auch die reinste Frauenseele im Andenken an einen Geschiedenen keine Untreue sieht. Der Abstand in der äußern Erscheinung beruhigte aber Elise wieder. Ein Freund nach einem Geliebten, das war doch mindere Untreue. Stern trug ihre wechselnden Stimmungen mit vieler Geduld, auch war er meist abwesend an seinem neuen Berufsort und im schriftlichen Verkehr ebnete sich das Verhältniß viel harmonischer. Es ist, zumal in jungen Jahren, wo man sich selbst zu wenig kennt und zu viel auf sich vertraut, gar leicht, sich in Tagebüchern und Briefen in schönen und edeln Gefühlen so recht zu ergehen. Auch die resignirte Seele Elisens, die reine Achtung, die stille Pflichterfüllung, die ruhige Freundschaft, die sie ihrem künftigen Gatten zubringen wollte, nahmen sich gar schön aus auf dem Papier, und es war alles redlich gemeint. Und aus eigener Kraft, aus den Tiefen ihrer starken Seele allein wollte Elise das stille, harmonische Dasein gestalten, das vor ihr lag, aus eigener Kraft wollte sie, selbst freudlos, als milder, freudespendender Engel durch's Leben gehen, bis sie an der Pforte des Himmels der verklärte Heldenjüngling, der allein ihr Herz besessen, empfangen würde. Das war ihr selbstgeschaffener Glaube, mit der Vorsehung hatte sie sich so ziemlich abgefunden; seit sie ihres Herzens seligste Hoffnung begraben, glaubte sie sich im vollen Recht,

für ein verarmtes Erdenleben eine selige Ewigkeit zu fordern. Sie bedachte nicht die Worte: „Wer da nicht hat, von dem wird genommen auch das er hat.“

Elise war nicht in die Ehe getreten als die steinerne Niobe, als die sie jetzt ihr Haus verkältete. Sie hatte den Willen, ihren Gatten glücklich zu machen, so weit ihr das möglich war. Und als er sie einführte in die Räume ihrer neuen Heimath, wo die Hand ihrer Mutter alles freundlich geordnet hatte, als er sie bat, auf seine Liebe zu vertrauen und an eine glückliche Zukunft zu glauben, da blickte sie ihm mit inniger Zuversicht in's Auge und sagte aus vollem Herzen: „Es wird gut gehen.“

Stern und Elise hatten gewünscht, daß die Mutter ihre neue Heimath theile, aber diese hielt es für viel besser, daß die jungen Leute sich allein zusammenfinden, und behielt ihren bisherigen, nicht allzufernen Wohnsitz bei. Das freie Schalten und Walten im eigenen Besitz, die noch so leichten Sorgen des kleinen Haushalts, die kindliche Freude des Gatten an der eigenen Häuslichkeit, seine Bewunderung und Zufriedenheit mit allem, was seine Frau that, belebten und erwärmten ihr Herz, und sie suchte oft mit Reue ihren Kultus des Leides mühsam wieder hervor, zu dem sich nicht wie sonst ihr Herz von selbst hinwandte.

Flitterwochen, Honigmonde, das sind kindische Bezeichnungen für die erste Zeit des Ehestandes; es sollte ein schönerer Name dafür gefunden werden, aber einen eigenen Namen verdient sie, und es ist lächerliche Pedanterie, dieses erste warme Gefühl des Glücks hemmen und abkühlen zu

wollen, damit es ja nachher nicht weniger schön komme. Es ist aber auch kindische Begehrlichkeit, gerade in dieser Gestalt, in dieser Neuheit und Frische das Glück festzuhalten, dessen innerer Besitz reicher ist und schöner als sein erster Anblick, wenn auch minder glänzend. Mit leuchtendem Auge, mit frohem Herzen sieht der Bergmann die Silberader glänzen im dunkeln Gestein; er muß sie freilich noch herausarbeiten, glühen und läutern, bis das Silber rein und ganz zu Tage kommt; wollt ihr ihm darum die Freude des ersten Anschauens mißgönnen, die ihm Muth gibt und Freudigkeit zu der ersten Arbeit?

Ihr gebt dem Kinde am Weihnachtsabend Spielsachen, Arbeitsgeräthe, Kleidung, die durch das ganze Jahr seine Freude werden sollen. Wollt ihr ihm den Jubel, das Entzücken der ersten Stunde der Bescheerung rauben und die Gaben alle klug vertheilen durch's ganze Jahr, damit ja nicht auf einmal der Freude zu viel werde? — Freilich ist es des Kindes Schuld, wenn es seine Reichthümer in den ersten Tagen achtlos verschleudert und zerbricht und sich so die Freude des Jahres nimmt; und solche Kinder sind wir nur gar zu oft.

Elise machte sich das Wohlgefühl, das im eigenen Hause über sie kam, fast zum Vorwurf, und gleichsam zur Sühne suchte sie in den Gesprächen mit ihrem Mann die Erinnerung an den Bruder, an Oskar, an jenen Einen sonnigen Tag, an die lange Nacht, die ihm folgte, wieder hervorzurufen. Der Pfarrer hätte gut gethan, mit Liebe und Interesse in diese Erinnerungen einzugehen; es war das erstemal, daß sie sich aussprach gegen irgend eine Seele, seine Theilnahme hätte ihr wohlgethan, das mächtigste Gefühl ihres Herzens wäre zu beider Eigenthum geworden und hätte

so keine Scheidewand mehr zwischen ihnen bilden können; aber wenige Männer verstehen, wie die weibliche Offenheit eine Bürgschaft für ihren Frieden, eine Quelle für ihr Glück werden könnte. Er wurde ungeduldig über die immer wiederkehrenden Beziehungen auf die selige und schmerzliche Vergangenheit, eine verzeihliche männliche Eifersucht regte sich, die die geliebte Frau auch nicht mit einem Todten theilen wollte; diese Eifersucht nimmt im Grunde keine Frau übel, aber sie sprach sich bei ihm nur in einer kurz angebundenen oder ablehnenden Weise aus, mit der er ihre Ergießungen abschnitt, und das verletzte sie tief; es war der Anfang zu der allergefährlichsten, unheilbarsten Krankheit des ehelichen und weiblichen Glücks, zu dem Unverstandensein. „Er versteht mich nicht; was die Seele meines Lebens ist, das läßt ihn kalt," dachte Elise mit bitterem Herzweh. Sie weihte das Oberstübchen, in dem sie die Waffen des Bruders und alle Reliquien aus der kurzen Zeit ihres Liebesfrühlings sammelte, zum Heiligthum ihrer Trauer; da las sie die Freiheitslieder aus jenen Tagen, die Todtenopfer für die gefallenen Helden, und wenn sie herabstieg nach einer solchen Trauerstunde, in denen sie freilich nicht immer die rechte Stimmung fand, und der Mann dann ungeduldig fragte: „Wo warst du denn wieder?" da antwortete sie mit dem kalten Schweigen, das später der Fluch seines ehelichen Lebens wurde.

Doch kam das nur allmälig; es war dieser stille Todtengarten in ihrem Herzen zunächst das Einzige, das Elise für sich allein behielt, alles andere wollte sie gerne mit ihrem Manne theilen. Sie war als Kind und Jungfrau lernlustig und strebsam, selbst in den Tagen ihres Leides war die Beschäftigung mit Büchern, mit Wissenschaften der einzige be-

lebende Gast gewesen, den sie zu dem Heiligthum zugelassen hatte. Durch ihre Erziehung schon war ihrem geistigen Leben eine ernstere Richtung gegeben worden, als die gewöhnliche weibliche Strebsamkeit, die sich begnügt, da und dort vom Schaum des Wissens zu nippen. Für Frauen zugestutzte Lehr- und Bildungsmittel waren ihr nicht zugänglich gewesen, gründliche Studien der Geschichte, der alten Classiker hatten sie allein beschäftigt; nach des Vaters Tode hatte sie es schwer gefunden, ohne männliche Hülfe weiter zu gehen, und sie hatte sich nun gemeinsame Studien als den Hauptreiz einer Ehe der Freundschaft gedacht, als sie endlich ihren Entschluß gefaßt. Nun ist es gewiß nicht nöthig für den Werth einer Frau und das Glück ihres Mannes, daß sie Latein versteht und Griechisch treibt, aber ein absolutes Hinderniß ist es doch sicherlich auch nicht. Der Pfarrer aber schätzte zwar weibliche Bildung und hatte sich auch der Seltenheit halber an den griechischen Heften seiner Braut ergötzt, eigentlich aber hatte er vor weiblichem Wissen ganz den hergebrachten Horror der Männer, die nie so ehrlich und so tief auf den Grund der Verhältnisse geblickt, um zu erkennen, daß werthlose Ehen, freudlose Häuslichkeiten gewiß mehr auf Rechnung flacher, vergnügungssüchtiger, als lernlustiger Weiber zu schreiben sind. Er wollte seiner Frau in nichts Zwang anlegen; er selbst gehörte nicht zu den Männern, denen ihr Beruf Handwerk und die Wissenschaft Handlangerin ist; er gab sich mit Eifer ernsten, tief gehenden sprachlichen und theologischen Studien hin; wenn er aber müde von Amtsgeschäften und Studien mit der Pfeife zu seiner Frau herab kam, so wollte er ausruhen in einer leichten Unterhaltung (oder in behaglichem Schweigen, das Männern so viel genußreicher ist, als Frauen begreifen können.) Kam

dann seine Frau mit dem griechischen Wörterbuch, mit Plato und Plutarch angezogen, so wurde ihm angst und bange. „O, Schatz, nur heute nicht mehr studiren!“ hieß es fast jeden Abend; „willst du mit Gewalt Classiker lesen, so gibt's Uebersetzungen genug; komm, sitz' zu mir und erzähl' mir was Schönes.“ Elise trug schweigend, mit gekränkter Würde die Bücher weg und holte ihr Strickzeug. „Unverstanden,“ tönte es abermals in ihrer Seele, und die Mauer zwischen den beiden Herzen wuchs unvermerkt höher und höher, und warf ihren Schatten in das kaum angepflanzte Gärtchen häuslichen Glücks.

Ach, sie hätten sich so leicht helfen können! Wenn der Pfarrer einmal versucht hätte, mit freundlichem Sinn in die Studien seiner Frau einzugehen, er hätte wohl gefunden, daß das Lehramt bei einer geliebten, empfänglichen weiblichen Seele etwas blühender und erfreulicher ist, als trockenes Schulmeistern, und die Classiker, die alten Genossen seiner Schuljahre wären ihm, aufgefaßt von einem lebendigen, poesiereichen Gemüth, vielleicht erst wieder lieb und werth geworden. Und hätte sie mit liebevollem Sinn ihres Mannes Bedürfniß verstanden und zunächst und vor allem für die traute Behaglichkeit des häuslichen Herdes gesorgt, wie leicht wäre es ihr geworden, leise und allmälig die ernsten Geister der alten Tage, ihre lieben Dichter und Schriftsteller, an diesen Herd einzuführen und ihn damit zu verschönern!

So aber versäumte jedes das liebevolle Eingehen auf die Wünsche des Andern. Sie dachte: „Also nur zur ersten Magd will er mich machen. Dazu bin ich gut, das Reich des Geistes soll mir verschlossen sein;“ und er dachte: „Ich hätt's doch eben besser bedenken sollen, sie ist am Ende doch eine kalte Natur und keine Hausfrau.“

(Eine Hausfrau — das war eine weitere Klippe dieses ehelichen Glücks. So viel Vertrauen haben die meisten Männer, daß sie denken, mit dem Hochzeittag müsse auch die Braut zur perfekten Hausfrau werden. Sie schlagen vielleicht einen Beruf zu leicht an, der die Aufgabe und das Studium eines ganzen Lebens ist, sind aber im Ganzen in ihrem Recht, wenn sie von der Frau verlangen, was sie ihr zutrauen.)

Die Haushaltungskunst war nie Elisens Studium gewesen. Sie hatte daheim gethan, was nöthig war, und es für entsetzlich kleinlich gehalten, großes Gewicht auf kleine Genüsse und Mängel des täglichen Lebens zu legen. Der Pfarrer aber, der Sohn einer Mutter, die weit und breit für das Muster einer guten Hausfrau galt, legte eben sehr großen Werth auf die Hausfrauentüchtigkeit und konnte sich von einer verbrannten Suppe, von einem zerbrochenen Teller, über die seine Frau mit überweiblicher Seelengröße wegsah, fast allzusehr ärgern lassen.

Elise hatte den Willen, ihre Pflicht zu erfüllen, aber nicht die Demuth, ihre Fehler einzusehen. Das unbehagliche Gefühl, das ihr doch das Bewußtsein einer Versäumniß machte, schob sie auf Rechnung ihres Mannes. Wo sie aber auch wirklich ihr Unrecht fühlte, da fehlte ihm die Großmuth, die sich eben in den allerkleinsten Fällen gegenüber von Anderer Versehen am schönsten zeigen kann, und die bei feinen Gemüthern nie verloren ist. Kleine Vorfälle, fast zu klein, um genannt zu werden, endeten in gegenseitiger Bitterkeit, und viele Nadelstiche geben eine Wunde.

Nicht daß Elise sich nicht zu Zeiten all der schönen Vorsätze am Beginn ihres Ehestandes erinnert hätte; sie konnte sich oft wieder ganz in die Gefühle der edeln, hin-

gebenden Gattin hineinleben; aber es schien ein neidischer Dämon jede Blüthe ehelichen Glücks im Keim zerstören zu wollen. Der Unstern des Pfarrers, der nicht eben zu den poetischen Naturen gehörte, führte meist selbst die Störung herbei. Einst an einem Winternachmittage saß Elise allein daheim, ihr Mann war in einer Amtsverrichtung auswärts, sie dachte auch einmal an die Gegenwart, nicht wie sonst immer an die Vergangenheit, sie dachte an ihren Mann, an seine Berufstreue, seinen redlichen, ehrenhaften Sinn; sie fühlte, wie manches sie indeß verfehlt, und beschloß, ihm nun gewiß auch mit Aufopferung eigener Wünsche den eigenen Herd recht behaglich zu machen. Sie holte eigenhändig seine Pantoffeln und seinen Schlafrock, um sie zu wärmen, sie wollte Abends ein Brettspiel mit ihm machen, eine alte Liebhaberei von ihm; sie fing an, sich auf seine Rückkehr zu freuen, wie noch nie. Endlich läutete er, sie ging ihm bis zur Thüre entgegen, aber ehe sie ihn begrüßen konnte, fing er in etwas ärgerlichem Tone an: „Aber ich bitte dich, Elise, was soll das heißen? Jetzt ist das Holz noch nicht im Schuppen, noch im Hof aller Nässe ausgesetzt, und ich wollte es schon vor acht Tagen im Trockenen haben; wozu hat man eine Magd?" — „Ich kann es ja selbst thun," sagte Elise gereizt, „wenn das so unendlich wichtig ist, daß du keinen andern Gedanken mit nach Hause bringst." — Abermals geärgert über ihren gereizten Ton, überhörte er den leisen Vorwurf in ihren Worten und steigerte sich recht in Verdruß über das verwahrloste Holz hinein. Auf Elisens aufflammende Vorsätze war das kaltes Wasser, sie hüllte sich wieder in ihr gekränktes Schweigen, auch als der Pfarrer, der die Pantoffelaufmerksamkeit bemerkt, gern wieder eingelenkt hätte. „Unverstanden, unverstanden!" tönte

es wieder in ihrer Seele. Das Bild des ritterlichen Grafen, des Lebens voll seliger Harmonie, das sie an seiner Seite geführt hätte, stieg wieder vor ihr auf, und die Scheidewand wuchs immer höher. Sie hatte sich einst nicht ohne schweren Kampf entschlossen, Stern ihre Hand zu geben, ihre Idee von ewiger Treue gegen den Todten aufzuopfern. Mit dem Irrthum so mancher Frauen meinte sie, für dieses Opfer von seiner Seite ganz besondere Anerkennung, besondere chevalereske Huldigung erwarten zu dürfen. Stern aber meinte einfach, mit dem Ja am Altare sei seine Frau eben seine Frau geworden und habe ein Recht an all seine Liebe und Treue, seinen Schutz und seine Fürsorge, aber an außerordentliche Anerkennung von seiner Seite dachte er nicht. Wie bei den meisten Männern sollten die weichen und zarten Saiten bei ihm erst von liebender Hand zum Klange geweckt werden, Elise aber erwartete schon entgegenkommende Klänge.

Der Pfarrer hatte ein unglücklich schwaches Gedächtniß für Geburtstage, er war überhaupt kein Freund von Festfeiern und hätte am liebsten gehabt, wenn man den seinigen ganz vergessen hätte; Elise aber, in deren Elternhaus man Bekränzungen, Blumen und Familienfeste liebte, war an aufmerksame, feierliche Begehung des ihrigen gewöhnt. Der erste Geburtstag, den sie im Ehestand feierte, mahnte sie gar schmerzlich an all die vergangenen mit ihren Freuden, ihren Träumen, ihren Thränen; heute fühlte sie sich recht liebebedürftig. Sie hatte sich sorgfältig angekleidet und erwartete den Gatten und seinen Glückwunsch, er mußte von der Brautzeit her noch das Datum ihres Geburtstags wissen. Da öffnete sich die Thür, der Mann erschien, ziemlich im Negligé, und bot ihr den Aermel seines Schlafrocks

dar: „Nun bitt' ich dich, Elise, erbarm' dich einmal über den zerrissenen Ellbogen, seit vierzehn Tagen treib' ich's jetzt, ich blamire mich vor den Bauern; und hör', könntest du denn nicht auch ein einzigmal selbst nachsehen, wenn die Magd bei mir einheizt? Das ist ein unsinniger Holzverbrauch bei sechs Grad Wärme draußen." Das waren nun schreiende Mißlaute in Elisens gehobene Stimmung, und statt mit einem gemüthlichen Scherz, mit einem freundlichen Vorwurf die Saiten wieder zu stimmen, ließ sie sie lieber abreißen und machte so die künftige Harmonie unmöglich. „Unverstanden, allein auf der Welt!" in diesem Gefühl nahm sie mit der Würde einer tief gekränkten Unschuld nach dem Frühstück den leidigen Schlafrock in Kur und sprach kein einziges Wort, so daß der verblüffte Pfarrer nicht begriff, was es für ein Verbrechen sein könne, von seiner Frau einen so natürlichen Dienst zu verlangen. Daß sie solche häufig wiederkehrende Mißlaute durch etwas mehr Aufmerksamkeit vermeiden könnte, fiel Elisen nicht ein, sie hüllte sich nur immer in's Gefühl ihrer beleidigten Würde, und that ihre Pflicht zwar genauer, aber in immer kälterer, unlieblicherer Weise.

Freilich kam an jenem verhängnißvollen Geburtstag noch eine Schachtel mit Geschenken von der Mutter, auch eine Sendung von feinem Flachs von der Mutter des Pfarrers, einem guten, etwas ceremoniösen alten Frauchen, mit einer sehr höflichen Gratulation an die „liebwerthe Frau Söhnerin" und einer Mahnung an den Pfarrer. „Lieber Christian, du wirst doch deiner Frau Geburtstag nicht vergessen? Ich weiß, du hast für solche Tage ein kurzes Gedächtniß, bei uns that das nichts, aber eine junge Frau erwartet einige Attention . . . ." Da war's nun dem

Pfarrer herzlich leid, daß er den Tag so prosaisch begangen hatte, er hätte die Sache gar gern wieder gut gemacht und kam mit einer humoristischen Entschuldigung, aber Elise war so unnahbar, so ruhig und kalt im Bewußtsein des Unverstandenseins, daß er, seinerseits auch gekränkt, sich zurückzog und dieser Tag die trennende Kluft wieder erweiterte.

„Gute Worte geben," das war nicht des Pfarrers Sache, alle Arten von Scenen, auch Versöhnungen, waren ihm in der Seele zuwider. „Wenn man weiß, wie man mit einander dran ist, wenn man sich lieb hat und das Rechte will, wozu solche Umstände? Da kann sich jedes selbst zurecht finden." Es lag dem wohl ein gesunder Sinn zu Grunde. Frauen lieben Scenen, Versöhnungen, alles was innerlich erregt, und können wohl je und je die Güte des Mannes mißbrauchen, der allzu bereitwillig in jede Schattirung ihrer Stimmungen eingeht. Aber wie viele Männer vergaß er, daß über diesem gesunden Sinn, der alles Eingehen und Aussprechen über die innere Welt der gegenseitigen Gefühle vermeidet, gar oft die Poesie des Verhältnisses verloren geht, die neben der unvermeidlichen Prosa beschränkter bürgerlicher Verhältnisse gar wohl ihre Rechte wahren dürfte; er vergaß, welche Macht ein zartes liebevolles Wort über ein Frauenherz hat, und wie es auch dem starken und stolzen Mann gar gut ansteht, zuweilen freundlich einzugehen, selbst in eine Schwäche der Frau, ihr aus einer gedrückten Stimmung zu helfen, ihr auch in kleinen Drangsalen die Stütze einer kräftigen Hand zu leihen.

Diese Trockenheit so vieler Männer, die sich mit dem innerlichen „Gutmeinen" begnügt, löst nun freilich ein so tief gegründetes heiliges Verhältniß nicht, aber sie macht es nüchtern, prosaisch, die kleinen Blüthen des Lebens sterben

ab und es bedarf wieder großer, tiefer Erregungen, für die freilich die Vorsehung sorgt, um den Gatten die ganze heilige Bedeutung ihres Verhältnisses zum Bewußtsein zu bringen.)

Elisens Natur war aber nicht für ein gewöhnliches Verhältniß geschaffen; zu stolz, zu sehr gewöhnt, ihr eigener Mittelpunkt zu sein, versuchte sie keinen der Fäden wieder anzuknüpfen, die in so kleinlichen Mißverständnissen abrissen. So gingen sie weit und weiter auseinander; der Pfarrer, dessen warmer, gemüthlicher Natur die Liebe ein so tiefes Bedürfniß war, sah mit Schrecken die immer wachsende Entfernung, und sie büßten beide schwer den Irrthum, mit dem sie die mächtige, gewaltige Bedeutung der Ehe nicht begriffen, in der es kein Halbes geben kann, kein zurückbehaltenes Gefühl, keine nachzuholende Liebe. Wohl ist sie ein Wachsen und Werden, eine Schule, in der man nicht auslernt, aber das ganze Herz, den ganzen Willen muß man dazu mitbringen, sonst ist die Schulzeit verloren.

Das mächtigste Medium, die reichste Kraft der Ausgleichung, ein gemeinsamer Glaube, war nicht zwischen den Beiden. Elise hatte von der Vorsehung Glück gefordert, volles, seliges Glück als Preis ihrer Veredlung; ihr Unglück sah sie nun, um einen irdischen Vergleich zu brauchen, als vollgültige Freikarte zum Himmel und seiner Seligkeit an; weiteren Strebens glaubte sie sich entbunden. Das tiefe, heilige Mysterium des Glaubens, nach dessen Verstehen bei der rationalistischen Richtung ihres Vaters nie ein Sehnen in ihr geweckt worden war, blieb ihr fremd. Wenn sie die Predigten ihres Gatten hörte, der in die Glaubenswahrheiten tiefer eindrang, der sich nicht begnügte, auf selbst

gezimmertem Floß über eine Tiefe zu gleiten, deren unermeßliche Schätze er ahnte, so that sie es nur, um sich daraus einen Maaßstab zu bilden, an dem sie haarscharf all sein Thun und Lassen, sein Reden und Schweigen maß; in ihr eigen Herz ließ sie sich nie von seinen Worten führen, und glaubte sie je darin etwas zu finden, das auf ihre Fehler, auf ihren Herzenszustand deutete, so erbitterte sie das nur. Des Pfarrers Herzenswunsch und sein stilles Gebet war, diese verdüsterte, verstörte Seele auf den Einen Weg leiten zu können, auf dem auch gebrochenen Herzen Licht und Frieden aufgeht; aber, wie selten ein Arzt gern im Hause verordnet, oder ein Richter gern Streitfälle in der Familie entscheidet, so liebte auch er nicht, zu predigen in der Wohnstube; was sein Herz bewegte, auch von eigenen Wünschen, das vertraute er dem Kanzelworte an, und da verfehlte es seine Wirkung bei dem Einen Herzen, für das es eben bestimmt war. — Elise sah mehr und mehr ihre segenslose, freudenlose Ehe als Strafe für die Untreue an dem Ideal ihrer Jugend an, immer leidenschaftlicher gab sie sich wieder dem Kultus ihrer Erinnerungen hin und immer weniger bemühte sie sich, noch eine Blume häuslichen Glückes zu pflegen.

Eine Hoffnung ging dem Hause auf, die Hoffnung auf ein junges, neues Leben, und beide Gatten knüpften daran eine hellere Aussicht für die Zukunft, obwohl sie nie darüber sprachen. Elise hoffte auf einen Sohn; der sollte Oskar heißen, den wollte sie erziehen zu einem kraftvollen, schönen, feurigen Knaben, zum Abbild ihres begrabenen Helden; seine junge Seele wollte sie nähren mit all den Träumen, die sie

schlafen gelegt, mit all den Hoffnungen für Größe und Freiheit des Vaterlands, die nun untergegangen. Der Pfarrer machte keine Plane, aber er hoffte, ein junges, frisches Leben sollte sein düsteres Haus erhellen, das verschlossene Herz seines Weibes aufthauen und sie mit der Gegenwart versöhnen.

Das Kind war eine Tochter, und der erste Blick auf das kleine Gesicht zeigte auffallende Aehnlichkeit mit dem Vater. Elisens Mutter, die bei ihr war, begriff nicht, wie eine junge Mutter mit so wenig Freude ihr erstes Kind aufnehmen könne; aber es war so. Elise hatte gar nicht an ein Mädchen gedacht und sah in dem kleinen Wesen bereits ein beklagenswerthes Opfer des Schicksals. Und nun ihr die Hoffnung auf ein Abbild ihres Jugendgeliebten entschwunden war, hegte sie sein Andenken mit neuer Treue und fertigte Gatten und Kind mit kalter Pflichterfüllung ab. Die kleine Julie wuchs fröhlich und ahnungslos in diesem starren Boden auf; es war freilich nicht möglich, daß die Lieblichkeit der ersten kindlichen Enfaltung nicht hie und da der Mutter Herz gewonnen, ihr Auge erheitert hätte; aber je mehr bei späterer Entwicklung das Kind des Vaters Eigenthümlichkeiten zeigte, je mehr es sich instinktmäßig diesem zuwandte, desto mehr verkühlte die Mutter wieder. Es war dem kleinen Kinde schon ein Fest, wenn es der Vater in seine Stube nahm, und sie streckte von weitem die Aermchen gegen ihn aus; so bald sie ein wenig gehen konnte, kroch sie ihm nach und siedelte sich in einer Ecke seiner Studirstube an, wo sie sich an alten wurmstichigen Kupferwerken ergötzte, die als Inventarstücke auf der Pfarrkanzlei lagen. Einmal hatte die Mutter die vierjährige Julie mit in ihr Heiligthum genommen, aber sie riß die Feldbinde herab und nannte den Schattenriß einen „wüsten schwarzen Mann;“ von da an

blieb ihr die Stube verschlossen. — Das allmälige Abwenden des Kindes galt Elisen nur für einen neuen Beweis, wie arm ihr Dasein sei, und wie sich die gebrochene Treue gegen den Geliebten auch daran räche, daß ihr nicht einmal ihres Kindes Herz gehöre.

Der Pfarrer aber lebte auf in seinem Töchterlein, und wenn Elise Vater und Kind im Garten so fröhlich mit einander lachen hörte, so schloß sie den Laden und wandte sich mit tiefer Bitterkeit ab; obgleich sie selbst verweigerte, mitzugehen, weil der Vater das Kind vor ihr gefordert hatte. Der Vater unterrichtete Julie selbst, das war aber keine besonders lohnende Arbeit. Die Kleine lernte langsam, mehr aus Gehorsam als aus Lust, und obwohl im täglichen Leben ein munteres, aufgewecktes Kind, zeigte sie doch keine rasche Fassungskraft. Dagegen lernte sie sehr früh stricken von der Großmutter und spinnen von der Magd, und war gar emsig und wichtigthuend mit ihren kleinen Händen. — „Eine ganz gewöhnliche Natur, gut zu einem verwaschenen und verflickten Dasein,“ enschied die Mutter bei sich und ließ sie gewähren.

Elisens Mutter starb bald, tief bekümmert über die freudlose Ehe der Tochter; die Mutter des Pfarrers aber, eine herzgute Frau, glaubte bei ihren seltenen Besuchen in des Sohnes Hause mit übermäßiger Höflichkeit und Rücksicht gegen die Frau Söhnerin alles gut machen und ausgleichen zu können; aber sie blieb auch „unverstanden“ gegenüber der kalten, unnahbaren Weise ihrer Schwiegertochter, und ging wieder nach Hause, je früher je lieber, in lauter Herzensangst, der Sohn möchte bei ihr klagen über seine Frau, und da hätte sie doch nicht gewußt, was sie ihm entgegnen sollte.

Nicht umsonst hat die Gastlichkeit der Pfarrhäuser so guten Klang. Den geselligen Verkehr des Landlebens trifft am wenigsten der Vorwurf, den man unserem süddeutschen Leben nicht mit Unrecht macht, daß sich die Erholungszeit der Männer und Frauen in Wirthshaus- und Visitenleben theilt. Hier findet man noch gemüthliches Beisammensein ganzer Familien, und der Pfarrer, der daran immer besonderes Wohlgefallen gefunden, hatte sich als Vikar schon auf sein eigenes Pfarrhaus gefreut, und wie gut er's da den Freunden machen wollte.

Sobald es sein konnte, hatte er denn auch seine junge Frau in der Nachbarschaft eingeführt, glücklich im Gedanken, wie man seine Wahl preisen werde. Elisen aber war der Ruf großer Gelehrsamkeit und eines eigenthümlichen Wesens vorangegangen, und das legte den Pfarrfrauen einen Zwang auf. Sonst begannen gewöhnlich Männer und Frauen ihre Gespräche gesondert, und da kam man dann von häuslichen Angelegenheiten, von Küche und Garten etwa auf Erziehungsfragen, wobei die Männer ein Wort mitredeten, auf Amtserlebnisse, an denen die Frauen Theil nahmen, und so spielte sich allmälig die Unterhaltung zusammen und gewann durch die Männer an Ernst und Tiefe, durch die Frauen an Leben und Frische. Bei Elisens Einführung aber wollte es nicht recht von Statten gehen. Unsern meisten Männern wird's angst und bang, sobald sie fürchten, daß eine Frau Anspruch auf gehaltvolle Unterhaltung von ihrer Seite mache. Die Frauen erwarteten vergeblich, daß die gelehrte Frau Pfarrerin ein geistreiches Gespräch aufbringe, von dem sie profitiren könnten. Endlich unterhielten sie sich halblaut über die nächstliegenden Angelegenheiten, bis sie allmälig in Eifer kamen und die gelehrte Frau vergaßen; die Männer hielten

sich gesondert mit einer zufällig sehr materiellen Disputation. Der Pfarrer sah seine Frau immer schweigsamer, immer unverstandener in dem belebten Kreise sitzen, und fühlte sich selbst immer peinlicher, wo ihm sonst so wohl gewesen war. Frühzeitig brach er auf, Elise war sehr willig dazu, sie gingen aber lange schweigsam dahin, bis die Frau anhob: „Aber ich bitte dich, wie kannst du in solchen Kreisen Genuß finden, wo Männer einen ganzen Nachmittag vom Obstzehnten reden und Frauen von Hanf und Flachs!“ — „Ich versichere dich, so ist es nicht immer, wir haben schon viele genußreiche, gemüthliche Unterhaltungen zusammen gehabt, aber je und je muß man sich auch über solche Dinge verständigen und sie sind oft nur die Brücke zu tieferen Lebensfragen. Du bist doch selbst ein Pfarrtöchterlein, bei euch daheim wird man auch nicht lauter druckfertige Dialoge gehalten haben.“

„Ich habe mir daheim schon die Freiheit genommen, mich von jeder gehaltlosen Unterhaltung zurückzuziehen, und das werde ich auch ferner thun.“ — „Wäre es nicht freundlicher, wenn du in solche Gespräche eingingest und versuchtest, ihnen eine bedeutendere Wendung zu geben?“ — „Danke, zur Reformatorin fühle ich mich nicht berufen, ich bin lieber allein mit meinen eigenen Gedanken.“ — Arme Frau! deine eigenen Gedanken waren oft eine recht traurige Gesellschaft.

Bei jedem weiteren Versuch, Elisen mit dem geselligen Verkehr der Nachbarschaft zu befreunden, benahm sie sich so vornehm, empfing die Gäste unter ihrem eigenen Dache so kühl, daß das Pfarrhaus bald vereinzelt blieb. Gras wuchs im Hofe und Moos auf der ungastlichen Schwelle. Der Pfarrer, der keine Gastfreundschaft annehmen wollte, die er nicht erwiedern konnte, der sich auch vor bedauernden Blicken

und Fragen fürchtete, beschränkte sich auf den geselligen Verkehr, der ihm je und je an öffentlichen Orten zugänglich war, und erst als sein Töchterlein heran wuchs, fühlte er wieder mit tiefer Herzensbitterkeit, wie freudlos und öde sein Haus sei, das nicht einmal dem Kinde Umgang mit gleich erzogenen Altersgenossen gestattete.

Julie fühlte diese Lücke nicht, sie tummelte sich fröhlich mit Bauernmädchen, die die „Pfarrjungfer“ mit großer Liebe und Verehrung betrachteten. Der Vater gab sich zufrieden, als er beobachtete, wie kindlich harmlos und gutgesittet dieses fröhliche Treiben war; die Mutter aber, die ihre Kindheit nur mit Büchern, mit der süßen träumerischen Einsamkeit und dem geliebten Bruder getheilt hatte, fand in der Freude des Kindes an Spiel und Gespielen nur wieder einen Beweis ihrer geringeren Natur und ließ es gleichgültig gewähren. Die Mutter des Pfarrers faßte eine unaussprechliche Liebe für das Enkeltöchterlein; sie wohnte in einer kleinen Stadt, die immerhin mehr Gelegenheit zu Umgang und Unterricht für Julie bot, als das Dorf und das freudlose Elternhaus, und als sie älter und hinfälliger wurde, entschloß sich der Pfarrer zu dem schweren Opfer, das Licht seiner Augen, die einzige Blume, die aus dem öden Boden seiner Häuslichkeit sproßte, ziehen zu lassen und sie der Mutter zu übergeben. Elise willigte ohne Widerstand ein; konnte sie doch nie hoffen, bei dem Kinde Sympathie für ihre Gefühle zu finden; fast fühlte sie sich erleichtert, als mit Julie das letzte Band entfernt war, das sie an die Gegenwart knüpfte, denn ihr Verkehr mit dem Gatten war allmählig ein so kühler und entfernter geworden, daß er keinen Theil mehr an ihrem innern Leben hatte.

So waren schon Jahre über das Pfarrhaus hingegangen. Wie das Schloß Dornröschens stand es versteinert und verwachsen, aber die Herzen drin schlummerten nicht in unverwelkter Jugend, die nur auf den erweckenden Kuß wartet; sie selbst wurden verwachsen und versteinert, selbst das Andenken an die Liebe ihrer Jugend stand in Elisens Herzen wie ein steinernes Grabmal, um das keine Rose blüht, das kein Grün umrankt, und nur in seltenen Stunden noch wachte das begrabene Leid auf und sah sie mit lebendigen Augen an.

In der Umgegend hatte man sich über das seltsame Haus, über das eigenthümliche Verhältniß des Ehepaars müde gesprochen, man ließ es stehen und gehen; nur der junge Vikar wurde bedauert, den sein Geschick und der Wille der Behörden unter dieses trübselige Dach führten, als ein anhaltendes Unwohlsein den Pfarrer nöthigte, sich nach einer Hülfe umzuschauen.

„Geben Sie acht, Sie versteinern in kurzer Zeit,“ warnte man den jungen Mann. „Aus dem Haus trägt keiner eine lebendige Seele davon.“ Wolker aber war ein junger Mann, für den eben das Ungewohnte einen gewissen Reiz hatte. Während einiger Jahre, die er als Hofmeister in einer edeln Familie und auf Reisen zugebracht hatte, hatte er den Schulstaub abgeschüttelt und doch die Frische des Herzens und den Ernst der Gesinnung bewahrt, die so köstliche Mitgaben zu seinem heiligen Amte sind, und ihm bangte nicht für seine lebendige Seele.

Etwas ängstlich war ihm aber doch am ersten Abend seiner Ankunft zu Muthe, als er über den grasigen Hof schritt, und unkundig des Seiteneingangs, an der verrosteten Glocke der Vorderthüre zog, deren Ton gellend durch das

schweigsame Haus schallte. Auch dem Pfarrer, der seit Jahren in stumpfer Gewohnheit das Joch seiner trübseligen Häuslichkeit trug, war es bange, einen Fremden einzuführen. Elisens erster Empfang war übrigens, neben allem würdevollen, doch viel freundlicher, als er erwartet hatte. Sie ahnte wohl, welche Meinung der junge Mann von ihr mitbrachte, und war trotz der Versteinerung Frau genug, um zu wünschen, einen besseren Eindruck zu machen.

Bei Tische aber versank sie wieder in das alte Schweigen, während der Vikar sich in Betrachtung des schönen Mädchenbildes versenkte, das ihm noch lange nachher der einzige Lichtpunkt des Hauses blieb. „Sie waren Hofmeister?" unterbrach der Pfarrer die Stille. — „Ja, drei Jahre, in der Familie eines schlesischen Grafen," erwiederte der junge Mann lebhaft. „Es war die reichste und segensvollste Zeit meines Lebens." Eine eigenthümliche Bewegung lebte in den Zügen der Pfarrfrau auf, und der junge Mann, dem das Herz warm wurde in Erinnerung, schilderte beredt das schöne, edle Familienleben jenes Hauses, das reiche ausgebreitete Wirken des Grafen, die stille Liebenswürdigkeit der Gräfin, das schöne innige Verständniß zwischen beiden Gatten, bis ihn endlich das Schweigen seiner Zuhörer zum Bewußtsein brachte, daß er wohl eine Taktlosigkeit begangen, indem er das Bild einer so glücklichen Häuslichkeit in einem Hause des Unglücks entwickelt hatte. Aber Elisens Augen waren naß, als sie ihm gute Nacht sagte, und wie sie, von mannigfachen Gedanken bewegt, sich zur Ruhe legte, da hörte sie noch bis tief in die Nacht den Schritt ihres Mannes oben, der rastlos hin und her ging, aufgeregt von dem Bilde eines Glücks, das ihm kein verlorenes, ach, ein nie gefundenes Paradies war. Aber wenn sich der Gatte fragte: wie weit

ist es meine Schuld, daß es so gekommen? so verschloß Elise ihr Herz den anklagenden Gedanken, die aufsteigen wollten, und sagte sich nur: und ein solches Leben hätte ich leben können, so reich, so selig! und sie wandte die Selbstanklage um in eine Anklage des Geschicks.

Der Vikar fügte sich allmählig dem Haushalt ein, und wenn er auch für seine einsamen Stunden und für freundlichen Verkehr nach außen seine lebendige Seele beibehielt, im Hause selbst kam bald, mit seltenen Ausnahmen, der Geist des Schweigens über ihn. Und doch kam ihm der Aufenthalt nicht so drückend, wie andre wohl glaubten; ein geheimnißvolles Interesse, das das schöne Bild vor allem wach erhielt, fesselte seine Phantasie und er glaubte sich nicht zu täuschen, wenn er in den steinernen Zügen der Pfarrfrau, in ihrem sonst so düsteren Blick doch hie und da etwas wie Interesse und Theilnahme für sich fand.

Aber viele Stunden gab es, wo er sich wie verzaubert in einem verzauberten Hause vorkam, und es berührte ihn recht angenehm, als der Pfarrer bei seiner Abreise zu der Mutter Begräbniß gelegentlich erwähnte, daß er seine Tochter mit nach Hause bringen werde. Wenn nun diese Tochter das Ebenbild der schönen Victoria im Wohnzimmer wäre! ein so holdseliger Engel, der müßte den Bann lösen, der auf dem Elternhause lag, und noch größere Wunder wirken. Er wagte aber nicht, während der wenigen Tage, die er mit der Pfarrerin allein war, ihrer Tochter zu erwähnen; wie leicht hätte sie seine Gedanken errathen können!

Elise hatte der Tochter Zimmerchen bereitet, den Koffer mit ihren theuern Reliquien in ihren Alkoven gestellt, sie

hatte Trauerkleider besorgt und erwartete nun die Rückkehr des Gatten. Es regte sich doch ihr Mutterherz, als am dritten Tage nach des Pfarrers Abreise der Wagen vorfuhr und ein junges Mädchen in tiefer Trauer die Arme um ihren Hals schlang und in innigem Tone unter Thränen rief: „Mutter, liebe Mutter, jetzt gehöre ich euch allein!" Sie hatte ihr Kind lange nicht gesehen, und nun sie sie oben beim Kerzenlicht betrachtete, konnte sie sich noch gar nicht darein finden, daß das ihre Tochter sein solle. Keinen Zug hatte sie von ihr oder von dem seligen Bruder, dessen Namen sie trug. Der Vikar, der das Geräusch der Ankommenden gehört, fand es selbst recht kindisch, daß sein Herz so klopfte, als er zum Abendessen herabstieg; aber wie sehr fühlte er sich enttäuscht, wie gleichgültig wandte er sich nach höflichem Gruß von dem Bilde ab, das so gar nicht seinem Ideal entsprach! Nicht eine Idee von der hohen schlanken Gestalt, den goldblonden Locken, dem lilienweißen Teint und den tiefblauen Augen der Victoria im Bilde: ein blühendes, brünettes Gesichtchen, dunkle, unschuldige, runde Kinderaugen, mit dem bläulichen Weiß, das nicht durch Nachtwachen und Thränen, auch durch keine tiefen Studien vergilbt war, eine weiche, rundliche Gestalt, dunkle, gescheitelte Haare: „ganz wie das Jugendbild meiner Mutter!" versicherte der glückliche Vater. Das war dem Vikar ganz gleichgültig, was kümmerte ihn das Jugendbild der seligen Frau Bürgermeisterin? er hatte ein anderes, ein ganz anderes Jugendbild vor der Seele gehabt! Julie hatte sich gar kein Bild von dem Vikar entworfen, und kümmerte sich im jetzigen Augenblick wenig um ihn; sie fand es mehr störend als erfreulich, einen Fremden im Elternhause zu treffen, dessen Schatten sie längst vergessen hatte. Der Schmerz

um den Tod der Großmutter, der erste ihres jungen Lebens, war ein so überwältigender, daß sie glaubte, gar nimmer recht froh werden zu können, und gleichgültig war gegen jede äußere Erscheinung.

Dieses Leid war nun schon beim Eintritt in's Elternhaus ein Band, das sie näher zum Vater als zu der Mutter zog. Elise hatte die Schwiegermutter gern gehabt, wie man so sagt, aber ihre Gegenwart in früheren Zeiten war ihr stets wie ein stiller Vorwurf gewesen, ihre ceremoniöse Höflichkeit war ihr langweilig, sie blickte nicht tief genug, um als Quelle derselben ein feines und liebevolles Gemüth zu erkennen, und so war ihr Leid um den Tod der alten Frau ein sehr vorübergehendes. Bei dem Vater aber goß Julie ihre ganze kindliche Trauer aus, sie wurde nicht müde, von der Großmutter zu erzählen, von ihrer Güte, von der Freundlichkeit, mit der sie die Fröhlichkeit der Jugend gefördert hatte, von ihrem sanften Tod, und der Vater wurde nicht müde, ihr zuzuhören.

Elise war nicht so gleichgültig gegen die Liebe ihres Kindes, wie es scheinen mochte; mit einem bittern Weh fühlte sie, wie Vater und Tochter sich zusammenhielten, aber sie war zu stolz gewesen, um etwas zu thun, ihres Gatten Liebe zu gewinnen, sollte sie nun werben um die ihrer Tochter? Stiller und kälter als je zog sie sich ab von Juliens schüchterner Zärtlichkeit, die ihr wie ein Almosen schien, das sie ihr zuwenden wollte; so wagte diese keine herzliche Annäherung mehr, und wieder war Elise „allein auf der Welt."

Der Mutter kaltes zurückhaltendes Wesen lastete freilich als ein schwerer Druck auf Juliens offener Seele; der einsame Winter dünkte ihr, die an heitern Mädchenverkehr

gewöhnt war, oft unerträglich lang. In der ersten Zeit paßte die Stille zu ihrer Trauer, aber Julie war jung, und ein junges Herz trägt nicht zu lange das Gewicht des Kummers, zumal wenn der Verlust ein so natürlicher ist. Sie machte sich zuerst bittere Vorwürfe, daß sich leise und allmählig so viel andere, junge, helle Gedanken in das dunkle Trauerstübchen ihres Herzens einschlichen, dann aber gedachte sie auch der Worte der sterbenden Großmutter: „Mußt dich nicht so um mich grämen, Kind; denke du an mich in Liebe und Freude, denke an mich, wenn du zum blauen Himmel aufsiehst, und nicht an mein dunkles Grab," und sie ließ den Sonnenschein herein und hie und da hörte man wieder ein fröhliches Mädchenlied, wenn sie, wie sie Tags zehnmal that, die Treppen hinauf sprang zum Vater.

Der Vikar mochte nun braune Augen und runde Wangen noch so gering schätzen, das mußte er sich doch gestehen, daß das junge Mädchen in das düstere Haus gekommen sei wie ein frisches Waldbächlein über ein dürres Heideland, und es geschah wohl je und je, daß sein Blick von den blauen Sternen der gemalten Viktoria sich auf die runden klaren Kinderaugen wandte, in denen freilich noch keine Welt von Hoffnungen untergegangen war.

Julie war just nicht, was man eine poetische Natur nennt, sie hatte einen gesunden Blick für die praktische Seite des Lebens, die „Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas" war ihr wenigstens nie zum Bewußtsein gekommen, und der Zauber einer Mondnacht hatte sie nie zu Thränen bewegt. Aber ihr ganzes Wesen war zu ursprünglich und frisch, als daß die reinen Elemente der Natur, Licht und Luft, Blumen und Sonnenschein unbewußt auf sie gewirkt hätten. Der Vikar hatte sich freilich eine weibliche Seele viel sen-

sibler, poesiereicher, zarter besaitet gedacht, aber Juliens vertrauensvolle Offenheit, die kein Mißverständniß zuließ, ihre unverwüstliche gute Laune, ihre heitere Geschäftigkeit, was der Engländer household virtues nennt, fand er mehr und mehr liebenswürdig. Sein Arbeitszimmer stieß an das des Pfarrers; in die tiefsten Studien versunken, hörte er doch den elastischen Schritt auf der Treppe, den Ton der frischen Stimme, mit der sie irgend eine kleine Wichtigkeit zu verkünden hatte.

Unten freilich herrschte bei Tische meist noch das alte Schweigen, aber die starre Ordnung des Zimmers war unterbrochen durch ein zierliches Arbeitskörbchen, durch ein paar Blumentöpfe, die Spuren einer jugendlichen Hand zeigten; auf Spaziergängen begleitete sie den Vater und der Vikar schloß sich natürlich mit Vergnügen an. Freilich hielt sich Julie bei jedem schmutzigen oder schreienden Kind auf, um ihm die Nase zu putzen, das Tüchlein fester zu binden und es zufrieden zu stellen, auch war sie bald auf dem Laufenden mit den Familienangelegenheiten der Nachbarn und konnte eine tiefsinnige Erörterung über das Wohl Deutschlands mit einer sehr praktischen Frage unterbrechen: „Wie wär's, Vater, wenn du dem Michel Geld vorstrecktest zu einem neuen Karren? Er könnte mit Fuhrwerken doch am meisten verdienen.“ Aber in ihrer Prosa lag so viel Selbstloses und Liebevolles, daß man ihr die Gleichgültigkeit gegen tiefere Lebensinteressen wohl vergeben konnte.

Alle religiösen Zweifelsfragen, der Kampf der Geister, der damals, wie fast jeder Zeit, die geistige Welt bewegte, lagen ihr fern, mit demüthiger Kinderseele gab sie sich ihrer Bibel hin, nahm sich aus dem gepredigten Wort, was ihre Seele bedurfte, und konnte die Möglichkeit eines Zweifels

gar nicht begreifen. Der junge Mann, der eben jetzt noch mit den Wogen rang, durch die zumal der Theologe sich durchkämpfen muß, bis er sein Schifflein in die sichere Strömung gebracht, die zum rechten Port führt, hatte nie geahnt, wie unendlich wohlthuend ein solch klares, zweifelloses Gemüth für eine ringende Seele ist, und nun erst wurden ihm die Worte klar: So ihr nicht werdet wie die Kinder, so habt ihr keinen Theil an mir.

Und Julie? — nun, es zeigten sich durchaus keine Symptome geheimen Herzwehs bei ihr, keine stille Schwermuth, keine träumerische Zerstreutheit; nur fand man die Leibgerichte des Vikars auffallend oft auf dem Tisch — die Leitung der Küche hatte die Mutter ihr überlassen — und wenn sie den Vater zum Spaziergang abholte, pflegte sie wohl ein paarmal den Kopf zu drehen nach der Thüre des Vikars und auf der Treppe zu zögern. Wenn dieser nicht erschien, fragte der Vater: „Siehst du nach etwas?" und sie antwortete: „O nein, ich glaubte nur, deine Thüre sei nicht recht geschlossen." Meinte dann der Vater: „Der Vikar kommt uns vielleicht nach, er ist noch beschäftigt," so sagte Julie äußerst gleichgültig: „Ja so, ich habe gar nicht an ihn gedacht," und wenn die Mutter ein Mutterauge gehabt hätte, so hätte sie wohl je und je zu solchen Zeiten ihr tiefes Erröthen gesehen.

Es brauchte keinen langen Winter, bis der Vikar mit sich dahin in's Klare gekommen war, daß es Schade wäre, diese frische Blume daheim verkommen zu lassen, und daß sie, wenn keine poetische Geliebte, so doch eine recht liebe Hausfrau geben müsse; aber freilich, die Zeit war noch fern, wo er nach einer Hausfrau zu blicken hatte, und vor einer langen Brautschaft hatten ihn Papa und Mama red=

lich verwarnt. Julie war noch jung genug, noch so jung, daß er wohl mit einer Werbung warten konnte; er hätte indessen doch gern gewußt, woran er mit ihr sei, aber eben das war schwer zu erfahren.

Der Frühling schien in diesem Jahre ungewöhnlich früh zu kommen, schon der Februar brachte so schöne, goldene, sonnenwarme Tage, daß man ihm gern alles Gute glaubte und der tückischen Märzfröste und Aprillaunen nicht gedachte. An einem dieser Tage sah der Vikar Julien in das seither so öde Hausgärtchen treten; flugs eilte er nach, heute mußte alles Eis thauen. „Welch herrlicher Tag!" fing er an, „die ganze Luft voll Frühlingsahnung." — „Und so prächtig warm," sagte Julie. — „Setzen Sie sich nicht in die Laube?" fragte Wolker; er hatte die zerfallene selbst wieder ein wenig zurecht gezimmert. — „O, was denken Sie! sehen Sie nur die Bank an!" rief Julie und öffnete die Gartenthür, die auf die Straße führte. „Geschwind, Michele, Jakoble, holt eine Hacke, ihr könnt das alte Eis aus dem Wege fortschaffen. Gretle, willst du einen Besen bringen und die Laube schön putzen? Im Sommer dürft ihr dann Stachelbeeren essen." Und eine Schaar Freiwilliger aus der Nachbarschaft trat ein und begann unter Juliens Direktion den Garten zu reinigen; da mußte denn der Vikar sein aufquellendes Herz wieder zurückdrängen, und er stieg etwas verdrießlich in seine Stube. Von droben aber mußte er doch wieder herunter sehen und sich gestehen, daß Julie sich allerliebst ausnahm, wie sie in ihrer flinken, muntern Weise das unbeholfene Corps dirigirte, auch meinte

er doch ein paarmal zu bemerken, wie sie gelegentlich ein klein wenig zu ihm hinaufblickte. Nun, die Welt ward schöner mit jedem Tag, der rechte Augenblick mußte schon noch kommen.

Ob Elise diesen keimenden Frühling in zwei jungen Herzen bemerkte, sah niemand; keine äußere Spur zeigte, ob nicht auch das Eis ihres Herzens zu brechen beginne. Es kamen die Märztage, in denen sie immer mehr noch als sonst sich von der Außenwelt abzog und versuchte das steinerne Grabmal in ihrem Herzen mit neuen Blüthen zu schmücken, die der erstarrte Grund längst nicht mehr treiben wollte. In diesen Tagen verließ sie manchmal das Haus, um einsam hinaus zu gehen, ob sie draußen nicht Keime des erstorbenen Frühlings finden möge. Ein blauer schöner Märztag, noch schöner als jener im Februar, wo dem Vikar seine Erklärung mißlungen, hatte sie weit hinaus gelockt; sie kam durch den Obstgarten zurück, an den das etwas höher gelegene Hausgärtchen stieß, und setzte sich müde von dem ungewohnten Gang auf einen Stein. Da hörte sie über sich in der Laube Stimmen; es schien, Julie und der Vikar waren oben; sie konnte hier nicht bemerkt werden, sie lehnte sich an die Mauer und hielt sich still. „Liebe Julie," bat Wolker, „wollen Sie nicht ein klein wenig aufhören zu arbeiten? Ich möchte Ihnen vielerlei sagen." — „Kann ich's nicht auch mit dem Strickzeug hören?" fragte das junge Mädchen mit einem Ton, dem man innere Befangenheit anmerkte. — „Ich habe unerwartet eine freudige Nachricht erhalten," fuhr der Vikar fort, „und Sie sollen die Erste sein, die sie erfährt. Mein edler Freund, Graf Arendsberg in Schlesien, schreibt mir heute, daß die Pfarre

auf seinem Gut frei sei, daß er mir sie schon lange zugedacht: er ist auf einer Reise hier im Land und will in den nächsten Tagen meine Antwort abholen." — „Das freut mich von Herzen für Sie," sagte Julie herzlich, aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. — „Julie," begann der junge Mann wieder im Tone tiefer Bewegung, „Schlesien ist nicht so schön wie Ihr Vaterland, aber das Pfarrhaus dort liegt wunderlieblich in Gärten und Bäumen, der Umgang mit der edlen Grafenfamilie könnte Ihnen an der Seite eines treuen Gatten die Heimath vielleicht etwas ersetzen, das Leben zum Himmel machen: Julie, könnten, wollten Sie es mit mir theilen?"

Die lauschende Mutter unten hatte vergessen die Jahre voll Leid und Trauer, die zwischen jenem Märztag lagen und diesem; zum erstenmal fühlte sie mit ihrem Kinde, ihr Herz klopfte fast hörbar, athemlos horchte sie auf Juliens Antwort. Es gab eine lange Pause. „Ich will Sie nicht drängen," sagte endlich Wolker in gekränktem Ton, „noch weniger Sie betrüben mit meiner Bitte. Sie haben mir nie Grund gegeben, ein tieferes Gefühl zu hoffen, ich darf mich nicht beklagen über ein Nein." — „Sie müssen mich wohl verstehen," sprach Julie mit bebender Stimme, die allmählig fest und klar wurde; „ich habe es im Leben und in Büchern nie ertragen können, wenn sich die Leute mißverstehen. Gott weiß es, daß ich Sie lieb habe von ganzem Herzen und mit Ihnen gehen könnte bis an's Ende der Welt. Aber" — unterbrach sie eine freudige Bewegung Wolkers — „ich kann Ihnen nicht folgen, ich *kann* meinen Vater nicht verlassen, so lange er lebt. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen," fuhr sie traurig fort: „es ist der Mädchen Bestimmung, Vater und Mutter zu verlassen und

mein Glück würde auch den Vater glücklich machen, aber er ist so allein. Ich weiß nicht, warum es so geworden ist zwischen den Eltern, aber so wie es ist, kann ich ihn nicht mehr allein lassen; der Vater bedarf Liebe, mehr als Sie wohl denken, und das kann ich ihm geben; darum ist mir's gewiß, daß es Gottes Wille ist, daß ich bei ihm bleibe. Und vielleicht kommt auch bei der Mutter eine Stunde, wo ihr Herz aufgeht, wo sie ihr Haupt gern an ihres Kindes Herz legen möchte und wo es ihr weh thun müßte, wenn ich so von ihr geschieden wäre, wie es jetzt ist." Ihre Stimme brach in leisem Weinen. „Sie müssen nichts mehr sagen," sagte sie sanft, „ich habe alles wohl bedacht und bin gewiß, daß es so recht ist. Sie müssen mir nicht böse sein, denken Sie an mich in Liebe und Freundlichkeit, Gott läßt Sie gewiß noch recht glücklich werden, und um mich seien Sie nicht bang. Ich kann hier nichts anders machen, aber ich kann sie Beide lieb haben, und Gott wird mir Kraft geben und Freudigkeit."

Es ward still, Julie entfernte sich langsam, Wolker folgte ihr, und lange, lange nachher erhob sich die Mutter aus ihrem tiefen Sinnen und ging in's Haus zurück. Julie saß an der Arbeit, emsig wie immer, und wandte die roth geweinten Augen nach dem Fenster; sie besorgte Küche und Keller wie sonst, sie vergaß keines der kleinen Bedürfnisse, die sie allmälig dem Vater abgelauscht, nur ihre Stimme klang nicht mehr so hell wie zuvor und über den klaren Kinderaugen lag es wie ein leichter Flor.

Das war das Kind, das die eigene Mutter gering geschätzt hatte, weil es nicht tiefen Geist, nicht hohe Gefühle zeigte nach ihrem Sinn! Noch zeigte das bewegungslose Antlitz der Mutter keine Spur davon, daß ein milder Thauwind durch ihre

Seele zog, aber wenn sie allein war, saß sie nicht mehr unbewegt still, sie schritt rastlos hin und her und drückte in heftigen Bewegungen und Selbstgesprächen die Kämpfe ihrer Seele aus.

Der Vikar hatte dem Pfarrer die erfreuliche Kunde mitgetheilt und dieser war erstaunt über die Ruhe und Kälte, mit der er ein so seltenes Glück aufnahm. Sein Vaterherz hatte wohl auch noch an eine Frage gedacht, die sich an eine solche Mittheilung knüpfen könnte, und mit einem leisen Gefühl der Enttäuschung sah er die jungen Leute so fremd und kühl neben einander hingehen. Oft drängte es Wolker, ihm sein Herz zu öffnen und um seine väterliche Fürsprache zu bitten, aber Julie hatte ihn so ernst und so herzlich gebeten, gegen den Vater zu schweigen, und so fügte er sich ihrer Bitte, aber er warf fast einen Haß auf das Ehepaar, dessen unnatürliches Verhältniß nun auch sein Lebensglück morden sollte.

Wenige Tage nach jener inhaltsschweren Stunde war Elise allein zu Hause; der Pfarrer hatte mit Julien einen großen Spaziergang unternommen, der Vikar war in die Residenz gereist, um dort vielleicht den Grafen zu treffen und seine Entlassung bei der Behörde zu betreiben. Elise saß in tiefe Gedanken versunken, Gedanken, die wie ein lange eingedämmter Strom in den trüben See ihres bisherigen Trübsinns eingedrungen waren und alles lang Versenkte vom tiefsten Grund aufwühlten. Sie hatte vor sich ihre Tagebücher liegen, von der ersten dämmernden Mädchenzeit bis zum Beginn ihres Ehestandes; länger hatte sie sie nicht fortgeführt. Sie las die hochfliegenden Phrasen, in denen sie ihre Hoffnungen von der Zukunft, ihre glänzenden Träume, ihre edeln Vorsätze ausgesprochen. Hoffnungsgrün wie ein

junges Saatfeld hatte das Leben vor ihr gelegen; was war jetzt die Ernte? Sie las ihre Klagen um den geliebten Todten, ihre Gelübde, ihm ihr Leben, ihre ganze Seele als Todtenopfer zu weihen, Gelübde, die sie noch auf der Schwelle des Ehestandes wiederholt hatte. Sie hatte es gehalten; alle Thatkraft, alle Liebeskraft hatte sie von diesem Opferfeuer verzehren lassen, jetzt lagen um sie Trümmer und Asche, ihr eigen Herz war verkohlt, ihre Häuslichkeit verödet. Sie dachte darüber nach, wie sie ihres Kindes Glück noch möglich machen könne, das so still, so klagelos seines Herzens Wunsch entsagt hatte; aber sie wußte keinen Weg mehr zu finden an ihres Gatten Herz.

Ein rascher Zug an der Klingel unterbrach ihr düsteres Brüten. Ein Fremder, eine unerhörte Erscheinung hier, stand unten und trat bald mit vornehmem Anstand in's Zimmer, eine hochgewachsene Gestalt, ziemlich bleich, das Gesicht etwas entstellt von einer tiefen Narbe über die Stirn, die sich bis in ein erblindetes Auge zog, und doch lag etwas sehr Einnehmendes in diesen Zügen, im ganzen Wesen des Fremden. Elise aber fühlte sich seltsam befangen, von ihrer sonstigen ruhigen Sicherheit verlassen, und fuhr zusammen, als er anfing zu sprechen. Er stellte sich als Graf Arendsberg, den Patron Wolkers vor, den er selbst habe aufsuchen wollen, um mit ihm das Nöthige über seinen Eintritt in die neue Stelle zu besprechen.

Elise gab ihm Antwort, sein Blick aber war auf ihr Jugendbild gefallen, das er wie verzückt anstarrte, ohne auf sie zu hören. „Elise!" rief er endlich in tiefer Bewegung und blickte verwirrt auf die ältliche Frau vor ihm, die ihn fest und lange aus ihren großen blauen Augen ansah und

endlich langsam mit bebender Stimme fragte: „Und Sie sind Oskar? und Sie leben?“

Elise war bleich und matt in einen Stuhl gesunken, der Graf bemühte sich um sie; befangen, ungewiß, welchen Ton er anzuschlagen habe, redete er sie als die Schwester seines theuren Freundes an, bat sie, sich zu beruhigen. Er fürchtete sich fast vor dem geisterhaften Blick dieser Augen, den sie keinen Augenblick von ihm wandte. „Sie leben!“ rief sie endlich mit herzzerschneidendem Tone. „Sie haben gelebt, während ich Ihren Tod beklagt habe mit unaussprechlichem Jammer! O mein verlorenes Leben!“

Der Graf führte sie zum Sopha, denn sie war wie zusammengebrochen; er bemühte sich, seine Seele zu fassen unter dem überwältigenden Eindruck dieses ungeahnten Wiedersehens. Er setzte sich ihr gegenüber und begann: „Wollen Sie mich ruhig hören, liebe Elise?“ Sie sah ihn immer an und nickte stumm.

Der Graf begann: „Daß ich Ihrer nicht vergessen, das sagt Ihnen dieses Wiedersehen selbst. Als wir schieden an jenem Märzmorgen, da begleitete mich Ihr Bild als eine siegbringende Wallküre in Kampf und Schlacht; es schwebte vor meinem brechenden Blick als der Engel mit der Siegespalme, als ich an jenem unseligen Tage bei Kitzen an Ihres Bruders Seite, der noch aufrecht stand, niedersank. Eine tiefe dunkle Nacht deckte mir die Zeit nach jener Stunde, wo ich meine Seele Gott befahl und meine Augen zu schließen glaubte zur letzten Ruhe. Ich habe erst lange nachher erfahren, wie ein treuer Diener eines Oheims, der nach mir ausgesandt war, den Todtgeglaubten unter Leichen hervorgezogen und auf das Schloß seines Herrn gebracht. Mein Auge war verloren, mein Gehirn tief verletzt; so lag ich

lange Zeit, abwechselnd bewußtlos oder rasend, wie es schien, für's Leben verloren. Da ich unter falschem Namen in's Lützow'sche Corps getreten war, wurde ich auch unter diesem in die Todtenliste getragen; der Name Falkenschwerdt steht noch neben dem Ihres Bruders auf einem Kriegsmonument.

„Nach vielen Wochen erwachte ich todesmatt unter der Pflege der Meinen, vor allen meiner Cousine Agnes, die als hülfreicher Engel an meinem Krankenbette ausgeharrt hatte. Agnes war durch den Wunsch unserer Eltern von jeher für mich bestimmt gewesen; aber jedem Zwang abhold, hatte ich mich bis jetzt immer von ihr abgewendet, da ihr stilles Wesen mir leer und unbedeutend schien. In den langen Tagen eines fast hoffnungslosen Siechthums, die meinem Erwachen folgten, lernte ich dieses Engelsgemüth kennen, das unverrückt in sanftem, stillem Geist seine Wege ging; ich entdeckte das reiche, innige Leben unter dieser ruhigen Außenseite, das seine Fülle und Kraft aus einer unversieglichen Quelle schöpfte.

„Ich hatte Sie nicht vergessen, Elise. Ihr jugendschönes Bild hatte mich in den wildesten Fieberträumen nicht verlassen; es tauchte mit dem ersten schwachen Lebensgefühl in meinem Bewußtsein auf, aber es stand mir in unermeßlicher dämmernder Ferne, weit, weit in nebelhafter Vergangenheit, so unerreichbar fern, wie meine Jugendkraft, mein Lebensmuth. Ich sprach zu Agnes von Ihnen, und ihre stillen Augen ruhten sanft und freundlich auf mir, wenn ich ihr von jenem Frühlingstag erzählte, aber es klang auch ihr fast wie ein Mährchen, das nicht zu verwirklichen ist.

„Endlich und endlich genas ich; ich freute mich der neu erstandenen Freiheit des Vaterlandes, aber thätige Theilnahme an seinem Geschick war mir nicht mehr möglich. Mein



Vater, der noch im Staatsdienst war, wünschte, ich sollte unser Gut übernehmen; er sprach keine Wünsche wegen Agnes aus, ich selbst fühlte, daß sie mir unentbehrlich zum Leben geworden war, daß eben sie in der sanften Klarheit ihres Wesens meine stürmische Natur am besten ergänze, aber ich konnte doch noch nicht ohne Scrupel in meines Vaters Wünsche eingehen. — Elise, ich will ganz wahr sein: Ihre liebliche Erscheinung begleitete mich nur noch wie ein lichter Jugendtraum. Es war Agnes, die mich feierlich erinnerte, daß jenes flüchtige Wort am Scheidemorgen, unser Zusammenhang durch den Bruder doch von tieferer Bedeutung als ein Traum gewesen sei, und auf ihre Bitte stellte ich Nachfrage nach Ihnen an durch den Gesandten Ihres Vaterlandes, da ein Brief in Ihren Heimathort, dessen Namen ich mich nicht genau erinnerte, unbeantwortet geblieben war. Ich hörte, Ihr Vater sei gestorben und Sie verheirathet. Ob diese Nachricht ganz richtig war, oder ob sie der Gesandte nach meines Vaters Wünschen selbst ergänzt hat, weiß ich nicht; ich glaubte sie damals und wollte Ihre Ruhe, Ihr häusliches Glück nicht mehr stören. Agnes zögerte aber noch lange, die Meinige zu werden; erst als ich durch meines Vaters Tod ganz allein dastand, gab sie mir ihre Hand. Sie ist der gute Engel meines Lebens geblieben, Elisens Bild hat mich begleitet in unverwelklicher Schönheit und Jugend, und im Vollgefühl meines Glücks, meiner endlich wiedergekehrten Gesundheit habe ich oft Gott gebeten, auch den Morgenstern meiner Jugend zu segnen mit Friede und Freude, wie er mich gesegnet.

„Der Wunsch einmal, nun unser Leben sich dem Abend zuneigt, wieder von Ihnen zu hören, Sie vielleicht noch einmal zu sehen, bestimmte mich zumeist, Ihr Land wieder zu

besuchen. Ich hatte Ihren Wohnort noch nicht erfahren können, als mich der Zufall jetzt eben zu Ihnen führte. Darf ich hoffen, daß auch Sie als Freundin meiner gedacht?"

„Als Freundin!" brach Elise, die ihm bis dahin lautlos zugehört, mit der lange verhaltenen Heftigkeit ihrer Natur aus, „als Freundin! Während du meiner gedacht in müßigen Stunden, warst du mein Morgen- und Abendgebet, mein Leben, mein Licht, meine Hoffnung, mein einziges Denken! Während du meiner vergessen hattest, oder an mich dachtest wie an ein kindisches Spielzeug, das du weggelegt, habe ich dich beweint mit einer Trauer, wie sie noch kein Frauenherz getragen! Während du um eine andere geworben und froh warst, daß du mich mit einer kühlen Nachfrage abgefertigt, habe ich alle Männer fortgestoßen, die mir nahen wollten! — Ich habe mich auch vermählt, es ist wahr, und ich habe es bereut tausendfach, mit heißen Thränen, aber ich war ein schutzloses Weib, und ich wählte einen Gatten, von dem ich hoffte, er solle als Freund meine Trauer theilen, mir helfen dein Andenken heilig zu halten. Nicht wie du habe ich gefreit, um des Lebens Lust zu genießen; als ich fand, daß mein Gatte mein Herz und meine Treue nicht verstehen konnte, habe ich mich verschlossen und abgewandt von ihm, mich verschlossen für jede Lebensfreude, selbst für das Mutterglück. Mein Leben war kein Garten, wie das deine, es war ein Friedhof, auf dem ich keine Blumen pflegte als die um dein Grab — und du hast gelebt und hast dich des Lebens gefreut!" — Elise hatte aufgerichtet mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen gesprochen, nun sank sie wieder zurück, ihr weiblicher Stolz erwachte mit bitterem Gefühl, daß sie ein vergessenes, verschmähtes Herz so offen dargelegt, und mit tonloser Stimme sagte sie: „Verzeihen

Sie, Herr Graf, einen so unwillkührlichen Ausbruch längst vergangener Gefühle; ich bitte, lassen Sie mich allein."

„Ich lasse Sie nicht allein," sprach der Graf mit tiefer Bewegung. „Gott vergebe mir meine Schuld an Ihrem zerstörten Dasein, das einst so herrlich aufgekeimt war! Ob das lange, schwere Siechthum, das meine Kräfte gebrochen, — ob doch eine Unbeständigkeit meines Herzens die Schuld trägt, daß die erste Liebe meiner Jugend, die Liebe Eines Tages, — ob dieß daran Schuld ist, daß die Liebe meiner Jugend nicht mit der alten Kraft aus dem Sturm hervorgegangen — ich weiß es nicht; aber wohl hätte ich ernster die Bedeutung jedes Wortes aus jener Zeit erwägen und kein neues Band schließen sollen, ehe ich gesucht, Sie selbst zu finden, ehe es zwischen uns ganz klar und wahr geworden wäre. Es war vielleicht eine mir unbewußte Falschheit meines Herzens, daß ich mich mit der Nachricht von Ihrer Vermählung so leicht zufrieden gab. So weit die Schuld mein ist, will ich sie tragen, und wo ich kann, mit Gottes Hülfe sühnen. Aber wenn ich Ihnen nicht treu war, Elise, so war ich es meinem Gott; ich war es den heiligen Gelübden meiner Jugend, ich war es jedem ernsten und erhabenen Gefühl, das uns damals zusammengeführt, ich habe an Sie geglaubt und an Ihren Werth. Als ich hörte, Sie seien vermählt, da glaubte ich, daß Sie dem Manne, den Sie gewählt, ein gutes und treues Weib sein werden, treu in Ihren tiefsten innersten Gefühlen, und daß der Gedanke an die Liebe Ihrer Jugend erhebend und läuternd Sie begleiten werde, wie er mich begleitet hat. Ich habe an Sie gedacht, an die Stunde, wo unsere Herzen sich eins gefühlt in Einem Glauben, in Einer Hoffnung, in Einer jugendlichen Be-

geisterung, und wenn mir mit Gottes Hülfe gelang, mein Haus zu einer Wohnung des Friedens zu machen, das edle Herz zu beglücken, das sich mir zu eigen gegeben, Segen zu bringen in die Hütten der Armen, ein männlich Wort zu sprechen für die Rechte des Volks — da dachte ich auch an Sie, die Sie in Ihrem Kreise nach gleichem Ziele streben werden, und bat Gott, daß er Ihr Streben segnen möge, und ich hoffte, daß eine Stunde kommen werde, hier oder dort, wo wir uns wieder sehen und Jedes dem Andern sagen dürfte: ich bin deiner werth geblieben. So aber wie heute habe ich mir unser Wiedersehen nie gedacht."

Elise hatte ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllt; heiße, bittere Thränen quollen dazwischen hervor. Endlich sah sie ihn an mit ihren verweinten Augen, nicht mit dem alten starren Ausdruck, und sagte leise: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich jetzt allein." — „So können und dürfen wir nicht scheiden. Elise, ich will gehen, wenn Sie wollen, aber erlauben Sie mir, wieder zu kommen?" — Elise nickte. — „So reise ich jetzt ab. Wollen Sie Wolker sagen, daß ich wieder kommen werde, weil ich ihn verfehlt? Darf ich hoffen, daß wir uns noch einmal freundlich begegnen?" Elise gab ihm schweigend die Hand; er schied zögernd.

Es war eine schwere Stunde für Elise, die sie nun durchkämpfte, eine Stunde bitterer Reue und Selbstanklage. Der Schleier der Selbsttäuschung war zerrissen und ihr ganzes verfehltes Leben, das zerstörte Glück ihres Gatten, ihres Kindes, das Feld, das ihr der Herr zum Bauen gegeben und das sie wüste gelassen, das reiche Pfund, das er ihr anvertraut und das sie in finsterem Trotz begraben, das alles erhob sich zu schwerer Anklage gegen sie, und sie war

der Verzweiflung nahe, als sie immer wieder und wieder denken mußte: Zu spät! zu spät! Aber es ist ein heiliges Vorrecht des Menschen, sich selbst zu richten, und aus dem heißen Kampf der Reue und Buße ging ihr der Stern der Vergebung, des Trostes auf.

Sie zog sich zurück, ehe ihr Mann und Julie zurückkehrten; es war das nicht das erstemal. Sie brauchte Einsamkeit, um fertig zu werden mit ihrem Herzen. Ihr Stolz war gebrochen, sie fühlte sich fast glücklich im Gefühl tiefer Demüthigung. Auf Glück hoffte sie nimmer, das hatte sie unwiederbringlich verscherzt. Einst hatte es wohl eine Zeit gegeben, wo es an ihr gewesen wäre, einen innern Einklang, ein Verstehen mit ihrem Gatten möglich zu machen. Dazu war es jetzt zu spät; aber sie wollte sich demüthigen vor ihm, sie wollte seinem Willen leben, sich geduldig und gehorsam fügen seinen Wünschen, seinen Eigenheiten, und auf dem Wege gänzlicher Hingabe, stiller Verläugnung, Frieden suchen und Vergebung.

Es war Nacht; Julie hatte sich zur Ruhe gelegt, der Pfarrer schritt einsam in seiner Studierstube auf und ab, wie er schon so manche Nacht gethan. Da öffnete sich leise die Thür. „Du bist's?“ fragte er auf's äußerste erstaunt, als seine Frau über die Schwelle schritt. „Ich habe noch mit dir zu reden,“ sagte Elise mit weicher, sanfter Stimme, wir er sie fast nie von ihr gehört. Sie stellte das Licht auf den Tisch und setzte sich. Ihm war ganz bange, eine alte Furcht tauchte in ihm auf, er glaubte sie sei irre.

„Unsere Julie und der Vikar haben einander lieb,“ hob sie an, immer noch unsicher, wie sie anknüpfen sollte. — „Nun, wenn das ist, warum erklärt er sich nicht?“ fragte

der Pfarrer. — „Er hat sich erklärt," fuhr Elise fort, „Julie aber hat ihn abgewiesen." — „Warum denn? Das einfältige Kind!" — „Julie will dich nicht verlassen, weil sie fürchtet, dein Abend werde zu öde und einsam und dein Sterbebett verlassen, wenn du mit mir allein bleibst. Und da wollte ich dich fragen" — fuhr sie leise mit bebender Stimme fort — „ob du nicht doch das Kind ziehen lassen und es mit mir allein versuchen wolltest? Ich möchte mit Gottes Hülfe gut machen, was ich so lange versäumt. Ich weiß wohl, du kannst mich nicht mehr lieb haben, aber —"

Ihre Stimme brach; der Pfarrer eilte zu ihr, er nahm ihre Hand, er richtete ihr gesenktes Haupt auf und sah ihr voll und herzlich in die Augen: „Und wer sagt dir das? Weißt du nicht, daß ich all mein Lebenlang Niemand geliebt habe als dich? Weißt du, wie manche einsame Stunde ich mit dem Schmerz gerungen, daß du mein, und doch mir verloren seiest, und weißt du, daß ich dich doch lieb behalten habe? Aber meine Schuld ist, daß ich dich in frühern Tagen nicht genug, nicht so selbstlos geliebt habe, um dir Zeit zu lassen, mit deinem Herzen in's Klare zu kommen. Ich wollte dich zu eigen haben, ehe dir selbst die rechte Freudigkeit gekommen, und das war eine Versündigung an der Ehe und an dir. Was mir sonst noch fehlt an Poesie und Phantasie" — fuhr er in seinem alten gutmüthigen Ton fort — „da weißt du wohl, mußt du eben mein Lebenlang Geduld mit mir haben und manchmal an meine Liebe glauben, ohne zu sehen."

Lange, bis tief nach Mitternacht saßen die Gatten beisammen. Ein Gefühl von Frieden und Klarheit, wie sie es nie gekannt, in den seligsten Zeiten ihrer Jugend nicht, zog

in Elisens Seele ein, als sie so an ihres Gatten Seite saß, das Haupt an seine Schulter gelehnt, ihre Hand in der seinen, als sie in seine guten treuen Augen sah und ihm alles, alles enthüllen konnte, was in den langen Jahren ihr Gemüth verdüstert, ihr Leben bedrückt hatte. Und sie fand hier so viel mehr, als sie gehofft und geglaubt hatte; sie fand sich geliebt, nicht als eine Idee, sondern ganz und gar so wie sie war; eine Liebe fand sie, die ihr treu geblieben war durch so viele Jahre der Verdüsterung, die sie und ihr ewiges Wohl auf dem Herzen getragen hatte, auch wo sie nichts als Kälte erfahren, und sie legte sich endlich zur Ruhe, so matt und so selig wie ein Kind, das nach langem, langem Umherirren sein Vaterhaus gefunden.

Der Vikar kam zurück; er hatte den Grafen nur einen Augenblick gesprochen, aber ihn, wie er sagte, sehr verändert gefunden, so unruhig, so bewegt; er hatte aber versprochen, ihn noch einmal hier zu besuchen. Elisens Blicke und ihres Mannes begegneten sich mit einem halben Lächeln. Ein tiefes Erröthen, das auch die Matrone gut kleidet, zog über ihr Gesicht, und Julie, die zufällig diese Blicke bemerkte, blieb starr vor Erstaunen. Ueberhaupt wußten die zwei jungen Leute nicht, was mit den zwei alten vorgegangen war. Zwar waren beide, zumal Elise, schüchtern wie eine junge Braut; so selten als zuvor richtete sie in Anderer Gegenwart ein Wort an ihren Gatten, aber der Ton war ein so ganz anderer. Sie fuhr zusammen, wenn jemand eintrat und eben ihre Hand in der des Mannes lag, ein Julien unerhörter Anblick. Dann hatte die Mutter alle Augenblicke etwas zu fragen in des Vaters Stube und der Vater etwas vergessen in der Wohnstube, und einmal — nein, sie täuschte

sich nicht — hatte sie die beiden zusammen laut lachen gehört, als die Mutter einen Knopf an des Vaters Rock nähte, eine nie gehörte Musik im Pfarrhause zu Düsterfeld.

Auch dem Vikar, wenn er gleich seltener auf dem Schauplatz war, entging dieses Thauen des Eises und vor allem die fast überfließende Heiterkeit des Pfarrers nicht, und er wagte es auf einem gemeinsamen Gang, Juliens Gebot zu übertreten und dem Vater sein Herz zu öffnen, natürlich ohne ihrer Weigerung zu erwähnen. „Wollen einmal sehen, was meine Frau dazu sagt," sprach der Pfarrer gutgelaunt und führte ihn in die Wohnstube.

Da saßen Mutter und Tochter, fast so still wie sonst, aber in den bewegten Blicken, mit denen sie sich zu Zeiten betrachteten, ließ sich ahnen, daß das Eis gebrochen sei und der erste Sonnenstrahl die Blumen wecken könne. „Was meinst du, Elise," begann der Pfarrer in einem Ton, der Julien wie ein Traum dünkte, „der neue Herr Pfarrer von Arendsberg thut unserer Julie die Ehre an, um sie zu werben; willst du der Kleinen zureden?"

Julie erhob tief erröthend die Augen schüchtern zu der Mutter; ermuthigt durch den Blick, der ihr hier entgegen kam, flog sie auf, schlang die Arme um ihren Hals und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust. „Nun Kleine, was bist du gesonnen?" fragte der Pfarrer. „Uns würde es freilich schwer, dich so weit ziehen zu lassen, aber die Mutter und ich, wir wollten's in Gottes Namen wieder allein mit einander probiren."

Elise wand sich erröthend aus dem Arme des Gatten, der sie umschlingen wollte, und ließ ihm die Hand; und die zwei jungen Leute?

Nicht länger blieben sie stehen,
Eins von dem Andern fern
Und was nun wär' geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern.

Wer's aber nicht selbst erlebt hat, der kann sich's doch nicht recht vorstellen, und wer's erlebt hat, der weiß es noch ganz gut.

Nach zehn Tagen kam der Graf wieder, etwas bange, mit schwerem Herzen. Er konnte nicht recht klar mit sich werden, wie er denn mit Elisen sprechen sollte, und wie mit ihrem Gatten, und doch wollte er nicht so von ihr scheiden, wie er geschieden war. Er ließ wieder den Wagen in der Schenke und betrat klopfenden Herzens das Pfarrhaus. Aber siehe, da hieß es: „Der Winter ist vergangen und der Regen ist weg und dahin, die Blumen sind hervorgekommen, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören im Lande.“ Er wußte nicht, träumte er jetzt, oder hatte er früher geträumt, als er die hochgewachsene stattliche Matrone so friedlich und freundlich bei ihrem Gatten auf dem Sopha sitzen sah, wie sie beide mit vergnüglichem Lächeln das junge Paar betrachteten, das eifrig flüsternd am Fenster tiefe, hochwichtige Geheimnisse verhandelte.

Er wurde vom Pfarrer mit großer Achtung und Herzlichkeit empfangen, wußte dieser doch, wie viel er ihm zu danken hatte, von Elisen etwas schüchtern und befangen; es ist nicht leicht, nach einem so bedeutungsvollen Begegnen

die Brücke zum gewöhnlichen Verkehr zurück zu finden; — aber ihr ganzes Wesen, das stille Friedenslicht, das in ihren Augen aufgegangen war, sagte ihm alles, und das Beste, was er wünschen konnte zu wissen. Julie, die er mit Freuden als seine künftige Pfarrerin begrüßte, that ihr Bestes, um in der Bewirthung des verehrten Gastes zu zeigen, daß sie trotz ihrer Jugend schon zur Hausfrau befähigt sei. Die Nachbarn blieben erstaunt vor dem Pfarrhaus stehen, als sie Fenster und Laden geöffnet sahen, um die milde Frühlingsluft einzulassen, und von oben fröhliche Stimmen und lautes Lachen hörten.

Beim Abschied reichte Elise dem Grafen die Hand und sagte leise: „Ich habe Frieden gefunden. Bitten Sie ihre Agnes, daß sie meinem Kinde eine Mutter sein möge.“ Und er schied von dem versöhnten Hause getrost und freudig, mit innigem Dankgebet.

Julie ist mit ihrem Gatten in seine neue Heimath gezogen und hat in der Gräfin eine zweite Mutter gefunden. Elise wünschte zuerst, daß ihr Mann sich einen neuen Berufsort suchen möge, aber sie fügte sich seinem Willen, der Gemeinde, in der sie so lange ein Stein des Anstoßes gewesen, nun auch das Bild eines friedlichen, freundlichen Pfarrhauses zu geben. Der Garten steht nun in Blüthen, um die bedeutungsvolle Laube, sind Rosen gepflanzt, das Ehepaar trinkt dort seinen Kaffee und der Pfarrer raucht seine Pfeife; durch die hellen Fenster des Hauses scheint die Sonne und der begraste Hof ist abgetreten von den Schritten gemüthlicher Gäste, die sich ganz allmählich dem neu aufgegangenen Sonnenschein nachgezogen haben. Der wunderbare Wechsel im Pfarrhaus hat gar viel zu reden gege-

ben. Die allgemeine Annahme ist, daß er das Werk des Töchterleins sei; die Bauerweiber meinten, wie die jungen Leute so vergnügt gewesen, habe es die Alten „gekeit“ und sie haben es auch nachgemacht. Elise aber sagt einfach: „Der liebe Gott hat gut gemacht, was ich schlimm gemacht.“



